

# JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

1986

ISSN 0075 - 2762



JAHRBUCH FÜR SCHLESISCHE KIRCHENGESCHICHTE

# JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge, Band 63/1976

Herausgegeben

von Dr. Dr. Gerhard Meißner  
und Dr. Dietrich Meyer

VERLAG „ANSER WIS“ Glinck



# JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 65/1986

Herausgegeben

von Dr. Dr. Gerhard Hultsch  
und Dr. Dietrich Meyer

# JAHRBUCH

für die schlesische Kirchengesellschaft

Neue Folge, Band 65/1986



Gh 6269 - 65

Copyright 1986 by Verlag „Unser Weg“ Lübeck, Meesenring 15

Printed in Germany — Alle Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung: Reinhold Schaefers, Morsbach-Erblingen

ISBN 3 - 87836 - 349 - 4

# INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
1. E. Schwarz:	Pro Ecclesia — jenseits der Fronten Zum Gedenken an OKR D. Walter Schwarz 1886-1957 . . . . .	7
2. G. Jaeckel:	Die schlesischen Piasten (1138-1675) Ein Fürstenhaus zwischen West und Ost	54
3. R. Fritze-Eggimann:	„Morgenglanz der Ewigkeit“ Begegnung mit Christian Knorr von Rosenroth . . . . .	84
4. R. Pawelitzki:	Das „Schlesische Kinderbeten“ . . . . .	91
5. Ch.-E. Schott:	Johann Heermann und sein Sohn Samuel	101
6. G. Hultsch:	Der König und die Bethauskirchen . . . . .	123
7. J. Grünewald:	Begegnungen König Friedrichs II. des Großen mit schlesischen Pfarrern . . . . .	158
8. E. Süssenbach:	Chronik des Tabeenstiftes des Diakonissen- Mutterhauses Frankenstein 1945-1951	180
9. R. Hausmann:	Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte . . . . .	203
10.	Verzeichnis der Mitarbeiter . . . . .	205
11.	Buchbesprechungen . . . . .	206



# Pro Ecclesia — jenseits der Fronten

Zum Gedenken an Oberkonsistorialrat D. Walter Schwarz 1886-1957

Das Jahr 1986 gibt Anlaß, eines Mannes zu gedenken, dessen Dienst an Kirche und Öffentlichkeit seiner schlesischen Heimat gegolten, aber auch über ihre Grenzen hinaus gewirkt hat. Am 3. Dezember jährt sich sein Geburtstag zum hundertsten Mal. Mancher wird sich noch seiner erinnern. Er konnte zuhören und machte wenig von sich her. Doch ragte er durch klares und kluges Urteil hervor, so daß er zu den führenden Männern der Preußischen Kirche gezählt werden kann.

Manche haben ihm auf seinem Wege in der Verantwortung, der von Mißdeutungen nicht verschont geblieben ist, nicht immer folgen können. Trotzdem hat er in klarer Sicht des Kommenden die Last der Verantwortung auf sich genommen, an der er sowohl zur Zeit des NS-Regimes als auch noch im Nachkriegsjahrzehnt zu tragen hatte. Das ist wahrlich nicht leicht gewesen für einen Mann, der der Entwicklung nüchtern und illusionslos entgegengesehen und sich vom äußeren Schein nicht hat blenden lassen. Erst im Nachhinein haben manche seiner früheren Kontrahenten sein Verhalten besser verstehen und gerechter beurteilen gelernt.

Aus seinem geschichtlichen Denken heraus war er ein Mann der Kontinuität, der von den Vätern wußte, Erfahrungen gelten ließ und nicht währte, daß alles erst mit der gegenwärtigen Generation begänne oder seinen Anfang nähme. Zugleich war er ein kritischer Beobachter der Gegenwart. Auch ging sein Blick hell und weitsichtig über den Tag hinaus in die Zukunft, in der die Dinge erst reifen und Frucht tragen konnten. Im Rückblick gesehen ist manches Planen und Vorausdenken freilich vergeblich geblieben: einmal weil die Katastrophe im Osten zu einem erschütternden Zusammenbruch geführt hat, der vieles unter sich begraben hat; zum anderen aber auch, weil eine nachfolgende Generation im Vollgefühl des Aufbruchs nach 1945 wenig Wert auf das Einbringen von Erfahrungen gelegt hat.

In der kirchlichen Neuordnung brach die alte Spannung zwischen kirchenamtlichen Zentralisierungstendenzen und dem freien Wirken eines loyalen kirchlichen Verbandswesens nach Fortfall der Bedrückung von außen wieder auf. Trotz des Hervortretens kirchenpolitischer Akzente und persönlicher Aversionen ist Walter Schwarz in diesen Jahren nicht müde geworden, seinen entsagungsvollen Weg zu gehen, ohne Anerkennung und Dank zu erwarten. Er hat sich in Dienst nehmen lassen für ein Wirken in Kirche und Öffentlichkeit und nicht zuletzt auch für seine schlesische Heimat.

## I. Pionier kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit

Versteht man heute unter Öffentlichkeitsarbeit vor allem die kirchliche Publizistik und Medienarbeit und dazu noch die Werbung in Form von public-relation-Pflege, so muß man für die Anfangszeit sehr viel weiter

ausgreifen. Hier lag ein sehr viel umfassenderes Konzept kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit vor, das von Professor D. August Hinderer im Evangelischen Preßverband für Deutschland in Berlin ausging. Was heute in besonderen Einrichtungen wie Rundfunk- und Fernsehreferaten, Evangelischen Akademien und Erwachsenenbildungseinrichtungen, Katechetischen Ämtern und Sozialpfarrämtern geschieht, das alles hat seine Wurzeln in der ursprünglichen Öffentlichkeitsarbeit im weitesten Sinne. An der Verwirklichung dieses Konzepts ist Walter Schwarz wie kaum ein anderer beteiligt gewesen.

### 1. Vorspiel in Posen 1916-1919

Der breiten Entfaltung kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit in Schlesien in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg ist eine kurze Episode während des 1. Weltkrieges in Posen vorausgegangen. Denn nach kurzen Jahren pfarramtlicher Tätigkeit im schlesischen Bad Charlottenbrunn (1912-1916) wurde Walter Schwarz in eine umfassendere Aufgabe in die benachbarte Kirchenprovinz Posen berufen. An sich bestand für ihn keine Veranlassung, sich aus der Arbeit besonders mit der Jugend und den gemeindlichen Verhältnissen fortzuwünschen. Aber die Aufgabe des Aufbaus der Jugendpflege in der Posener Kirche konnte auch reizen, zumal die soziale Ausrichtung durchaus im Zuge der Zeit lag. Auch hatte sich s. Zt. der junge Vikar nach dem 1. theologischen Examen vom Breslauer Konsistorium für ein Vierteljahr beurlauben lassen, um die Probleme der Industriearbeiterjugend in dem von Walter Classen begründeten Volksheim in Hammerbrook, einem Bildungszentrum für Jugendliche aus den Hamburger Arbeiterstadtteilen, kennenzulernen. Hier war er auf die Spuren von Johann Hinrich Wichern und die Tätigkeit der von diesem begründeten Inneren Mission gestoßen. Insofern war sein Blick für die neuen Aufgaben in Posen bereits geschärft.

Am Reformationstag 1915 hielt er in Posen eine Probepredigt, die zu seiner endgültigen Berufung führte. Ende April 1916 verließ die junge Pastorenfamilie das Feld der ersten Wirksamkeit und verzog in die Hauptstadt der Nachbarprovinz, wo sich ein neues Arbeitsfeld auftat.

Die Einsetzung besonderer Jugendpfarrer war damals noch eine Seltenheit, gab es doch noch keine Jugendpfarrämter im heutigen Sinne. Jugendarbeit war den Initiativen einzelner überlassen und fand in Form von örtlichen Vereinen statt. Aus kleinen Anfängen — waren die Mittel doch ungleich bescheidener als heute — ließ sich durch Kontaktpflege mit den bestehenden Vereinen und persönlichem Einsatz selbst unter den Einschränkungen der Kriegszeit und den anders gelagerten Verhältnissen im Posenschen einiges erreichen. Auf der Konferenz der Synodalvertreter für Innere Mission am 10.7.1917 in Posen hielt Schwarz ein Referat „Was schulden wir unserer gebildeten Jugend?“ Der im Druck vorliegende Vortrag ist eins der wenigen Dokumente aus dieser Zeit, die überdauert haben.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Sonderdruck aus „Die Innere Mission im evangelischen Deutschland“, Jg. 1917, S. 273-280, Agentur des Rauhen Hauses.

Jedenfalls wurde der damalige Konsistorialpräsident Balan auf den jungen Pastor aufmerksam. In dessen Tätigkeit vollzog sich insofern ein Wandel, als ihm auch die Leitung der Pressearbeit übertragen wurde, die sich allmählich zur Hauptaufgabe ausweitete. Pastor Stark hatte als Vereingestlicher der Inneren Mission einen „Evangelischen Preßverband für Posen“ ins Leben gerufen, war aber 1912 als Geschäftsführer des Evangelischen Preßverbands für Deutschland nach Berlin gegangen. Sein Nachfolger in Posen, Pastor Heine, schied noch während der Kriegsjahre aus, so daß Walter Schwarz als Direktor des Verbands vor einer neuen Aufgabe stand.<sup>2)</sup> Wenn sie infolge des Kriegsausgangs nur eine Episode bleiben sollte, so war doch eine Weichenstellung geschehen, die für den weiteren Weg von Walter Schwarz bestimmend werden sollte. Denn hier spürte er zum ersten Mal die von dem Leiter des Evangelischen Preßverbands für Württemberg ausgehenden Impulse für eine kirchliche Öffentlichkeitsarbeit.

August Hinderer in Stuttgart galt schon damals als der führende Mann, dessen Gedanken und Willenskraft bis zum Preßverband für die Provinz Posen ausstrahlte.<sup>3)</sup> Damit ist der Beginn einer freundschaftlichen Verbundenheit angedeutet, die ein Leben lang und in schwerer Zeit über alle Vergeblichkeit im äußeren Ringen hinaus Bestand gehabt hat. Walter Schwarz hat dem Freunde im Jahre 1950 eine Biographie gewidmet, die seine Bedeutung für die Evangelische Kirche nachzeichnet. Hinderer übernahm 1917/18 die Leitung des Evangelischen Preßverbands für Deutschland, also des Dachverbands für die in den Provinzen und Landes-teilen bestehenden selbständigen Preßverbände, die sich gegenüber ihrem Wurzelgrund in der Inneren Mission allmählich verselbständigt hatten. Die wachsende Bedeutung der Presse und das Anwachsen der Arbeit erforderten eigene Formen, denen auch kirchlich Rechnung zu tragen war. Die Posener Zeit war kurz bemessen, da sich Ende 1918 die Ereignisse in Stadt und Provinz überschlugen. Am 17. Dezember brach in der Stadt der polnische Aufstand los, der in die polnische Besetzung des größten Teils der Provinz mit Ausnahme der nördlichen, westlichen und südlichen Gebiete ausmündete. Die Lage für die evangelische Kirche der Provinz verschlechterte sich infolge der Abwanderung vieler Gemeindeglieder vor und nach den Verhandlungen in Versailles zusehends. Auch für Walter Schwarz war des Bleibens an der bisherigen Wirkungsstätte nicht mehr, wollte und konnte er doch nicht für Polen optieren. Zudem erfüllte er als Zuwanderer erst während der Kriegszeit nicht das Stichjahr 1908, das für eine Option und damit den Erwerb polnischer Staatsangehörigkeit die Voraussetzung war. Jedoch blieben die Mitglieder des Konsistoriums und Generalsuperintendent D. Blau trotzdem in ihren Ämtern, um der zusam-

<sup>2)</sup> Vgl. Gotthold Rhode, Geschichte der Stadt Posen, 1953 S. 34, aber Reihenfolge der Preßbandsdirektoren: Stark, Heine, Schwarz; vgl. auch Arthur Rhode, Geschichte der Evangelischen Kirche im Posener Lande, 1956.

<sup>3)</sup> Walter Schwarz, August Hinderer — Leben und Werk, 1951 S. 64 (Aus klaren Quellen, Bd. 39)

mengeschmolzenen evangelischen Kirche im Posener Land weiter zu dienen, auch wenn sie jederzeit ausgewiesen werden konnten, da auch sie nicht die fremde Staatsbürgerschaft besaßen.<sup>4)</sup>

## 2. Aufbau in Schlesien 1919-1936

Daß es nach Schlesien zurückging, lag auf der Hand. Wohin sollte sich die Familie, deren Herkunft in Schlesien lag, in dieser Notsituation auch wenden? Zur schlesischen Kirche bestanden außerdem die engsten Bindungen. So war auf der Suche nach einem Neuanfang Breslau, wo auch die elterliche Familie der Frau ihre Wohnstatt hatte, das gegebene Ziel. Dort auf der Gutenbergstraße im Südteil der Stadt rückte die Familie Thalheim zusammen, und kroch die Familie Schwarz mit inzwischen drei Kleinkindern unter, ein Flüchtlingsschicksal schon zu damaliger Zeit. In der Heimatprovinz zurückgekehrt, traf es sich für Walter Schwarz günstig, daß der 1914 begründete „Evangelische Preßverband für Schlesien“ (EPS) erstmals einen hauptamtlichen Berufsarbeiter einstellen konnte und wollte. So wurde der bisherige Direktor aus Posen berufen. Die Grundlage für diesen Schritt bildete ein Beschluß der Provinzialsynode, die als letzte der preußischen Synoden eine zunächst auf drei Jahre begrenzte Beihilfe für die Arbeit bewilligte.<sup>5)</sup>

So konnte sich die Arbeit des Verbandes in der Rechtsform eines eingetragenen Vereins entfalten.

Anfangs wurde eine bescheidene Geschäftsstelle in der Goethestr. 5 errichtet und, sobald in der Hohenzollernstr. 77, Ecke Agathstr., eine Wohnung von sieben Zimmern, die Büro und Familie aufnehmen konnte, gefunden war, dorthin verlegt. Trotz beginnender Inflation und äußerer Nöte des Landes wie der Abtretungsverluste, Volksabstimmungen und polnischen Aufstände in Oberschlesien begann hier eine Arbeit, die, auf weite Sicht angelegt, immer weiter ausstrahlen sollte.

Der Verband, anfangs noch unter dem Vorsitz des Geh. Konsistorialrats Streetz, folgte einer neuen von Professor Hinderer ausgehenden Konzeption, nämlich daß sich die Arbeit nicht allein auf reine Pressetätigkeit wie die bisherige Herausgabe der „Schlesischen Korrespondenz“ und Verbindung zur weltlichen Presse beschränken dürfe, sondern allen Äußerungen kirchlichen Lebens gegenüber offen sein müsse. Hinderer hatte schon 1917 im Reformationsjubiläumjahr auf der Vertreterversammlung des Evangelischen Preßverbandes für Württemberg die Parole ausgegeben: „Von der Pressearbeit zur Öffentlichkeitsarbeit der Kirche!“<sup>6)</sup>

In Schlesien übernahm 1920 nach dem Tod des bisherigen Vorsitzenden Oberpräsident a. D. von Guenther den Verbandsvorsitz. Unter seiner vorausschauenden Leitung erfolgte der Erwerb des Hauses am Schweidnitzer

<sup>4)</sup> Vgl. A. Rhode a.a.O., S. 200, Anm. 2.

<sup>5)</sup> Walter Schwarz, Die Geschichte der evangelischen Preßbestrebungen in Schlesien, in: G. Hultsch (Hrsg.): Das evangelische Schlesien, Bd. IV: Das Diakonische Werk, S. 153.

<sup>6)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 3, S. 61.

Stadtgraben 29 gegenüber der Liebichshöhe für den Verband im Jahre 1925, um die sich ausweitende Arbeit aufzunehmen.<sup>7)</sup> Auf die Dauer gerieten Büro und Familienwohnung auf einer Etage doch in Raumnot. So fand die Zentrale kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit ihr Unterkommen im eigenen Haus.

Wie die Arbeit unter Leitung des Direktors vor sich ging, hat Kurt Ihlenfeld im Eckart und in seinem Bändchen „Freundschaft mit Jochen Klepper“ sehr anschaulich und amüsant beschrieben.<sup>8)</sup> Im Vorsitz ist der damalige Superintendent und spätere Konsistorialrat Hembd, früher in Stonsdorf bei Hirschberg, hernach in Breslau, auf Exzellenz von Guenther gefolgt. Er hatte schon 1917 die schlesischen Gemeinde- und Sonntagsblätter zu einer Konferenz zusammengeschlossen und sich dadurch kirchlicher Pressearbeit gegenüber aufgeschlossen gezeigt. Alle Vorsitzenden haben dem Direktor weitgehend Freiheit gelassen und ihn in seiner Aufbauarbeit hervorragend unterstützt, ja auch, wenn es sein mußte, ihre Hände schützend über dem Werk gehalten.

Der schlesische Preßverband hat die von Hinderer ausgehende und vom Dachverband in Berlin verfolgte Entwicklung von reiner Pressearbeit zur kirchlichen Öffentlichkeitsarbeit seit 1919 bewußt aufgenommen und ihren Ausbau konsequent in diesem Sinne vorangetrieben. Die Freundschaft zwischen den beiden leitenden und in ihrer Wesensart so unterschiedlichen Männern hat nicht unwesentlich zum Erfolg beigetragen. Man könnte Walter Schwarz wohl als die „rechte Hand“ Hinderers unter den übrigen Verbandsdirektoren bezeichnen, nahm er doch die Intentionen und Anregungen des Älteren so kongenial auf und setzte sie in die Tat um, wie das in dieser Weise an keiner anderen Stelle geschehen ist.

Generalsuperintendent D. Nottebohm und Konsistorialpräsident D. Schuster brachten im übrigen viel Verständnis für die Arbeit auf, deren Voraussetzung das gegenseitige Vertrauen war. Ein so empfindliches Gebiet wie Presse und Öffentlichkeitsarbeit eignet sich nicht für kirchenamtliche oder behördliche Gängelei. Die neue Aufgabe, die der evangelischen Kirche aus der von der Revolution proklamierten Religionslosigkeit des Staates erwuchs, hat der Geistliche Vizepräsident des Preußischen Evangelischen Oberkirchenrats (EOK) Prof. D. Julius Kaftan 1921 auf dem Kirchentag in Stuttgart klar umschrieben und dabei das freie Zusammenspiel der Kräfte gewürdigt.<sup>9)</sup>

Der finanzielle Spielraum der Arbeit ist immer schmal gewesen. In der Kasse herrschte, besonders in den Anfangsjahren öfters Ebbe, so daß man nicht wußte, ob die Einnahmen reichten, um die Löhne und Gehälter termingerecht zu zahlen. Auch die Familie des Direktors mußte sich zu Zeiten mit Abschlagszahlungen begnügen, bis sich wieder Geld in der Kasse angesammelt hatte. Denn um Zuschüsse mußte gerungen werden; die Bit-

<sup>7)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 160.

<sup>8)</sup> Vgl. die Zeitschrift „Eckart“, 1953, S. 190 ff.; Kurt Ihlenfeld, Freundschaft mit Jochen Klepper, S. 9 ff.,

<sup>9)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 161 f.

ten um örtliche Kollekten fanden ein unterschiedliches Echo je nachdem, ob diese Arbeit, die Neuland pflügte, in Gemeinden und unter Amtsträgern auf Verständnis traf.

Das Kernstück der Verbandsarbeit lag gewiß in der Presseabteilung, der alle publizistischen Tätigkeiten oblagen. Denn zum ersten galt es, die Verbindungen zur weltlichen Presse näher zu knüpfen und auszubauen. So wurde die bestehende „Evangelische Pressekorrespondenz“ mit Nachrichten und Berichten aus dem kirchlichen Leben fortgesetzt und den einzelnen Redaktionen bald unmittelbar von Breslau aus zugesandt und nicht mehr wie vordem über Vertrauensleute in den Unterbereichen verteilt. Das bedeutete Aktualisierung und Beschleunigung der Nachrichtengebung. Besuche, Pressekonferenzen und Besichtigungen z.B. von Anstalten der Inneren Mission eröffneten Journalisten völlig neue Einblicke in weithin unbekannte kirchliche Arbeitsgebiete und stellten auch wichtige persönliche Verbindungen her.

Sodann galt es für die journalistische Zurüstung von Theologen zu sorgen. Die Ausbildung am geschriebenen Wort geschah auf Pressekursen, bei denen Vertreter der Zeitungswissenschaft und der journalistischen Praxis mitwirkten. Auch auf dem Predigerseminar in Naumburg am Queis fanden mehrtägige Presselehrgänge, verbunden mit praktischen Übungen, statt.<sup>10)</sup>

Das Konsistorium überwies dem Preßverband sogar Vikare während der praktischen Ausbildung und sorgte damit für einen Stamm von Pfarrern, die sich in kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit auskannten. Unter ihnen waren Karl Buschbeck, Erich Krien, Lic. Gottfried Fitzer, Dr. Kurt Meschke, Fritz Straßmann, Dr. Hans Krause, Johannes Schwarzbach.<sup>11)</sup>

Schließlich wurde der Preßverband durch die Begründung des Gemeindeblattes „Unsere Kirche“ im Jahre 1920 selbst auf publizistischem Gebiet tätig. Es erschien vorerst als Monatsblatt mit Sonderseiten für Kirchenkreise und Kirchengemeinden. Man bedenke die damalige wirtschaftliche Situation und die beginnende Inflation, in der solches Unterfangen angesichts des Untergangs anderer Blätter ein besonderes Wagnis bedeuten mußte. Trotz aller Schwierigkeiten konnte das Blatt mit der Zeit zum wöchentlichen Erscheinen übergehen. Ohne eine Monopolstellung zu beanspruchen, hielt es sich und erzielte bis 1927 immerhin eine Auflage von 42000 mit 18 verschiedenen Gemeindebeilagen. Eine der wenigen Beispiele für gelungene Planung kirchlicher Pressearbeit, das sonst durch viel Wildwuchs und eine Fülle konkurrierender Blätter und Blättchen gekennzeichnet war, bildeten die Monatsbeilagen für die Wochenausgaben von „Unsere Kirche“; der vom EPD herausgegebene Bilderbote mit der letzten schlesischen Seite, der Gustav-Adolf-Bote, das Blatt „Dienet einander“ der schlesischen Diakonissenmutterhäuser und „Elternhaus und Schule“ als Organ des Schlesischen Provinzialverbands evangelischer

<sup>10)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 160.

<sup>11)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 160.

<sup>12)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 161.

Eltern- und Volksbünde, auf den noch näher einzugehen sein wird, wechseln miteinander ab.<sup>12)</sup> So wurde das Blatt des Preßverbands zugleich zum Vehikel für die Veröffentlichungen der Verbands- und Vereinsarbeit. Die Schriftleiter anderer lebensfähiger und lebenswerter Gemeindeblätter wurden zu Freizeiten eingeladen, um Anregungen zur Gestaltung zu erhalten, auch aus Kritik an den Veröffentlichungen zu lernen und über gegenwärtige Aufgaben auf dem Gebiete der Kulturpolitik, der Apologetik und der Volksbildung informiert zu werden. Der Verband evangelischer Gemeinde- und Sonntagsblätter hatte in der Presseabteilung, der in den 20er Jahren Dr. Kurt Ihlenfeld vorstand, seine Geschäfts- und Austauschstelle.

Ihr zugeordnet war ferner die Arbeitsgemeinschaft für Rundfunk, in der Jochen Klepper für die Morgenfeiern im Breslauer Sender die Verantwortung trug und die Vereinigung evangelischer Rundfunkhörer betreute. Er gab erstmals eine Rundfunkkritik als Korrespondenz für die Zeitungen heraus in einer Zeit, in der sich dieses Medium erst entwickelte. Jochen Klepper und Rudolf Mirbt wirkten bei der Programmgestaltung des Senders mit, der Direktor gehörte seinem Kulturbeirat als Mitglied an.<sup>13)</sup> Schließlich bleibt noch die verlegerische Arbeit zu erwähnen. Zu ihr gehörte jährlich die Gestaltung des Schlesischen Evangelischen Volkskalenders. Künstler wie Prof. Hanusch, H.M. Avenarius, Hugo Scheinert, Grete Schmedes u.a. wirkten an seiner Ausgestaltung mit. Schon 1920 im Jahr der großen Gefährdung des Landes erschien das Buch über „Die evangelische Kirche Oberschlesiens“. 1926 folgte das grundlegende Werk von Dr. Alfred Wiesenhütter „Der Evangelische Kirchbau Schlesiens von der Reformation bis zur Gegenwart.“ Die „Schlesische Kirchengeschichte“ von Hellmut Eberlein konnte noch 1932 in Erstauflage herauskommen. Daneben wurden Geschichten von Kirchspielen und Kirchenkreisen verlegt.<sup>14)</sup>

Um diese publizistische Kernarbeit kristallisierte sich allmählich ein Arbeitszweig nach dem anderen. So bildete sich um die Mitte ein Kranz weiterer Abteilungen aus den Bereichen der Kulturpolitik und Volksbildung.

#### *a. Schulabteilung*

Vor allem die Schulfragen drängten damals in den Vordergrund, so daß sich die Notwendigkeit ergab, eine Schulabteilung einzurichten. Aus dem Ansturm konfessionsloser, religionsfeindlicher Elemente auf die bis dahin „evangelische“ Volksschule, der 1920 zu einer Niederlage bei den Elternbeiratswahlen geführt hatte, galt es die Konsequenzen zu ziehen und zu lernen. Die Aufgaben lagen in der Zusammenführung evangelischer Eltern, der Stärkung des Elternwillens überhaupt und seinem besonnenen Einsatz im kulturpolitischen Ringen. Der Preßverband übernahm daher die Geschäftsführung des am 15.2.1922 gegründeten Provinzialverbands

<sup>13)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 165.

<sup>14)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 168 f.

evangelischer Eltern- und Volksbünde, der seinerseits Mitglied des Reichsverbands wurde.<sup>15)</sup> Der komplizierte Name war bewußt so gewählt worden, um auch weitergehende Aufgaben über das rein schulpolitische Feld hinaus übernehmen zu können. Den Vorsitz übernahm der geachtete Universitätslehrer Geheimrat Prof. D. Erich Schaefer. Als Berufsarbeiterin trat Dr. Luise Drews in die Arbeit ein, zeitweise auch Junglehrer Heinrich.

Die Aufgabe war groß, galt es doch den evangelischen Volksteil zu mobilisieren und auf die Wahrnehmung öffentlicher Verantwortung im Ringen um das Reichsschulgesetz vorzubereiten. Dies geschah in großer Breite durch die Zerstüfung von Männern und Frauen für den Dienst in Elternbeiräten und Schuldeputationen. Der Provinzialverband zählte schließlich 1 138 Ortsgruppen, 45 Kreis- und drei Stadtverbände, eine beachtliche Leistung in der Zeit der Weimarer Republik, wie sie nie mehr wieder zustande gekommen ist.<sup>16)</sup>

Bis in die Kommunalpolitik hinein erstreckten sich die Bemühungen zur Übernahme öffentlicher Verantwortung, so daß es verschiedentlich auch zur Aufstellung unpolitischer Listen kam und auf diese Weise sachverständige und bewußt evangelisch kirchliche Persönlichkeiten zur Mitwirkung in Stadtparlamenten oder Ausschüssen gelangten.

Der Provinzialverband nahm gegenüber den von den Roten Falken organisierten Kinderlagern auch die Einrichtung evangelischer Kinderlager auf. Damals haben sich evangelische Lehrer und ihre Frauen bereit erklärt, ihre Ferien dranzugeben und die Verantwortung für solche Kinderlager auf sich zu nehmen. Endlich wurde der Geschäftsstelle in Breslau noch eine Evangelische Erziehungsberatung unter Frau Dr. Lebek zugeordnet.

Sodann erforderte aber auch die religionspädagogische Fragestellung ganze Aufmerksamkeit. Die 1925 begründete „Gesellschaft für evangelische Pädagogik“ errichtete noch im gleichen Jahr eine Zweigstelle im schlesischen Preßverband, um in Freizeiten die „Ergebnisse der Erziehungswissenschaft für die evangelische Erziehungspraxis fruchtbar zu machen“ und „den evangelischen Erziehungsgedanken innerhalb des Kreises der Berufserzieher (Lehrer und Pfarrer) immer lebendiger zu machen und ihn auch in der Öffentlichkeit zu vertreten“.<sup>17)</sup> Freizeiten für Lehrer und Lehrerinnen aller Schattierungen, mit denen der Provinzialelternbund schon 1924 begonnen hatte, und die Förderung von Arbeitsgemeinschaften zwischen Pfarrern und Lehrern gehörten zu den zahlreichen Vorhaben. Aus ihnen ging eine Vereinigung evangelischer Lehrer und Lehrerinnen hervor, die dem Provinzialelternbund zu einer wichtigen Stütze wurde. In Verbindung mit der Schulberatungsstelle des Konsistoriums, die es vor allem mit den Religionslehrplänen und Lehrbüchern zu

<sup>15)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 162.

<sup>16)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 162.

<sup>17)</sup> Gedruckter Prospekt der „Gesellschaft für evangelische Pädagogik“, Zweigstelle Breslau im Nachlaß Walter Schwarz, Akte Preßverband.

tun hatte, bewährte sich die Vermittlung von pädagogischer Literatur und Vorträgen.<sup>18</sup> Die Lehrerfreizeiten gerade in der Notzeit des Lehrernachwuchses in den 20er Jahren erfreuten sich großen Ansehens und wurden von der Regierung sogar als Fortbildungsveranstaltungen anerkannt. In Fürsorge für den Lehrernachwuchs kam es nach Eröffnung der Pädagogischen Hochschule in Breslau zur Errichtung eines Studentenheims in der Kaiser-Wilhelm-Straße.<sup>19</sup>)

Auf dem Boden der Arbeit der „Gesellschaft für evangelische Pädagogik“ ist sogar der Religionsunterricht an Fortbildungs- und Berufsschulen schon 1927 diskutiert und das Ergebnis in einer Denkschrift „Der Religionsunterricht in der Berufsschule“ zusammengefaßt worden. Nach langwierigen Verhandlungen wirkte sie sich immerhin so aus, daß 1932 hin und her im Lande, vor allem in Breslau, der Entschluß zu einer freiwilligen Einführung gefaßt worden war, jedoch 1933 nach der Machtergreifung entgegen den früheren Zusagen nicht mehr zur Ausführung gelangte.<sup>20</sup>)

So hatte dieser Arbeitsbereich Eltern, Kinder und Lehrer in umfassendem Sinne im Blick, wenn er die religionspädagogische Fragestellung ausbreitete und bis zur kommunalpolitischen Verantwortung des Christen auszog. Keine Frage, daß Walter Schwarz als Sohn eines klassischen Philologen gerade die Schulfragen, nun aber speziell aus kirchlicher Sicht besonders interessierten und ihm von seinem Herkommen her auch nahelagen, bildeten sie doch von jeher einen Grenzbereich im Verhältnis von Staat und Kirche.

#### *b. Volksbildungsabteilung*

Volksbildung gehört heute zu den Begriffen, die etwas belastet klingen, da wir einerseits eine Epoche der Übersteigerung des völkischen Gedankens und der Volksgemeinschaft hinter uns haben und andererseits einen Mißbrauch im ideologischen Sinne in Begriffen wie Volksdemokratie, Volkspolizei, Volksarmee und volkseigenen Betrieben bis hin zum Volksbildungsministerium erleben. In den zwanziger Jahren konnte man noch viel unbefangener von Volksbildung sprechen, ebenso wie es eine Volksschule gab und Volkshochschulen aufkamen, Volksbücher sich um Volkstümlichkeit in gutem Sinne und um Breitenwirkung in das Volk hinein bemühten, an das auch eine Volkskirche gewiesen ist.

Den Anstoß zur Gründung einer schlesischen Arbeitsgemeinschaft für evangelische Volksbildung gaben die mancherlei volksbildnerischen Bestrebungen auf evangelischer Seite im Lande, die sich ihres Zusammenhangs bewußt werden wollten und zu vereinter Wirkung kommen sollten. Dr. Friedrich Bartsch, der später nach Berlin zum EPD ging, wurde der erste hauptamtliche Leiter der Geschäftsstelle im EPS. Ihm folgte Rudolf

<sup>18</sup>) Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 163.

<sup>19</sup>) Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 168.

<sup>20</sup>) Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 164.

Mirbt, der als gelernter Buchhändler und begabter Laienspieler gute Voraussetzungen mitbrachte. Als er zum Breslauer Sender ging, war Dr. Friedrich Falk sein Nachfolger.<sup>21)</sup> Buchkammer, Bildkammer und Laienspielberatung bildeten die Zweige dieser Abteilung. Sie sollte den Auf- und Ausbau von evangelischen Volksbüchereien fördern und den Gemeinden mit dem Angebot von Filmen und Lichtbildserien sowie den Laienspielgruppen mit Beratung zu Diensten stehen. Um letztere hat sich Pastor Wilhelm Treblin, Schmolz, neben Rudolf Mirbt durch Herausgabe eines Laienspielberaters, der mehrere Auflagen erlebt hat, verdient gemacht. Hinzu kam noch die volksmusikalische Abteilung unter Leitung von Studienassessor Hoffmann, die sich auch der Förderung durch Prof. Strube vom EPD in Berlin erfreute. Sie verhalf besonders der Singebewegung von Walter Hensel zur Ausbreitung in den Gemeinden. Günter Ramin und ein anderes Mal Paul Hindemith wirkten auf Lehrerfreizeiten mit. Letzteres wurde dem Direktor später zur NS-Zeit zum Vorwurf gemacht.<sup>22)</sup> In die praktische Arbeit führte die Aufnahme der Arbeit in besonderen Volkshochschulheimen. Die ersten Versuche liefen 1924 in Gemeinschaft mit dem Diakonenbrüderhaus Zoar im Heidehof zu Rothenburg/Oberlausitz an. Aber das bewährte sich weniger. Deshalb erfolgte 1925 die Übersiedlung unter Johannes Rienau nach Kl. Silsterwitz am Zobten. Dort konnte 1927 sogar ein neu errichtetes eigenes Heim auf einer Waldwiese unterhalb des Geiersberges bezogen werden. In Vierteljahreskursen kamen hier Büroangestellte, Kaufleute, Bergleute, aber vor allem junge Handwerker, auch einige ungelernete Arbeiter, sogar ein Junglehrer und ein Innenarchitekt im Sinne echter Volksbildungsarbeit zusammen.<sup>24)</sup> Im Jahre 1927 eröffnete der Preßverband ein weiteres Volksbildungs- und Freizeithem, das Albrechtshaus in Kamenz am Eingang zur Grafschaft Glatz, das vom Prinzen Friedrich Heinrich angemietet werden konnte. Hier betrieb Dr. Friedrich Falk die Bildungsarbeit in speziellen Arbeiterkursen so erfolgreich, daß das Landesarbeitsamt ihm s. Zt. die Ausbildung von Leitern für den freiwilligen Arbeitsdienst übertrug.<sup>24)</sup> Im Albrechtshaus fanden aber auch Konferenzen des Preßverbandes, Tagungen oder Freizeiten mit bestimmten Berufsgruppen wie evangelischen Juristen oder Medizinerinnen u. a. statt. Über die Altfreunde des DCSV hinaus bildeten sich an verschiedenen Orten Vereinigungen evangelischer Akademiker wie in Breslau oder Oppeln in dem sonst überwiegend katholischen Oberschlesien. Akademiearbeit ist also keine Neuerfindung, sondern hat ihre Wurzeln in dieser Zeit.

Allerdings stieß die Arbeit auch an Grenzen. Denn Lehrgänge für Mitglieder der Gemeindekörperschaften, an denen auch Mitglieder des Konsistoriums mitwirken sollten, behielten sich die Generalsuperintendenten vor, ohne jedoch bei ihrer zeitlichen Belastung dazu zu kommen. Wie notwen-

<sup>21)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 164.

<sup>22)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 167.

<sup>23)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 166.

<sup>24)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 166.

dig die Stärkung kirchlichen Wissens und kirchlicher Haltung gewesen wäre, sollte die kommende Zeit des Kirchenkampfes erweisen.<sup>25)</sup>

### *c. Sozialarbeit*

In der Inflationszeit drohte der Verband evangelischer Arbeitnehmer mit seinem Sekretariat der Not der Zeit zu erliegen. Deshalb regte der Preßverband die Bildung eines Sozialen Ausschusses an, dem Vertreter der Kirchenbehörde und Synode, vor allem aber auch der Arbeitgeber und Arbeitnehmer sowie der kirchlichen Sozialarbeiterorganisation angehören sollten. Diesem Ausschuß gelang es 1923, das Verbandssekretariat zu retten, ja im folgenden Jahre den Hauptsekretär Schurak als Geschäftsführer dieser Dienststelle im Preßverband anzustellen. Durch ihn wurde auch die Verbindung zu den von der Ev. Sozialen Schule in Berlin-Spandau gegründeten Arbeitersekretariaten hergestellt. 1926 arbeiteten in der Provinz 16 ausgebildete Sekretäre. Noch unter Leitung von Generalsuperintendent D. Nottebohm hatte in Hohenfriedeberg eine Konferenz mit Gewerkschaftssekretären stattgefunden. Der Soziale Ausschuß aber wurde 1925 unter Vorsitz von Generalsuperintendent D. Schian als Einrichtung der Kirchenprovinz offiziell anerkannt. Er stellte daraufhin Pastor Friedrich Forell, einen Schulfreund von Walter Schwarz, der später über Schweden nach USA emigrieren mußte, als ersten Sozialpfarrer (hernach Leiter der Ev. Frauenhilfe) an.<sup>26)</sup>

### *d. Nebenstellen*

Bei der Weite der Kirchenprovinz bewährte es sich, daß nicht alle Arbeit zentralistisch auf die Hauptgeschäftsstelle des Preßverbands in Breslau ausgerichtet wurde, sondern ab 1925 auch Nebengeschäftsstellen im Lande tätig wurden. Sie firmierten als „Ev. Volksdienst“, die eine in Oppeln unter Pastor Holm, später Superintendent, die andere in Waldenburg unter Pastor Zippel, danach Dr. Ihlenfeld sowie Pastor Ehrenforth. Beide gestalteten ihre Arbeit durchaus unterschiedlich und der Eigenart ihrer Bereiche entsprechend. Während der oberschlesische Volksdienst sich im Sinne des Preßverbands vorwiegend auf die Volksbildungsarbeit ausrichtete und hierzu die Schwedenschanze bei Neustadt OS. als Freizeithaus und Begegnungsstätte für evangelische Akademiker in dem überwiegend katholischen Landesteil erwerben konnte, ging die Arbeitsrichtung im Waldenburger Industriebezirk mehr in die Richtung evangelischer Sozialarbeit und Sammlung evangelischer Arbeiter ohne Rücksicht auf eine Parteizugehörigkeit.<sup>27)</sup>

### *e. Initiativen und Wirkungen*

Vom Preßverband ging die Anregung aus, in Verbindung mit anderen evangelischen Organisationen in dem fortschreitenden Jahrzehnt Schlesi-

<sup>25)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 167.

<sup>26)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 168.

<sup>27)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 167.

sche Evangelische Volkstage mit einem umfangreichen und vielseitigen Programm vorzubereiten und dadurch in die Breite zu wirken. Zu ihnen strömten, sei es in Breslau, sei es in Oberschlesien, die Menschen zusammen. Generalsuperintendent D. Schian führte diese Veranstaltungen dann als Schlesische Kirchentage fort.<sup>28)</sup>

Als 1933 die Gefahr einer staatlichen Beschlagnahme der Kirchenbücher auftauchte, regte der Preßverband beim Konsistorialpräsidenten zuvorkommende kirchliche Maßnahmen an. Die kirchliche Archivpflege mußte verbessert werden, um sie vor berechtigten Vorwürfen zu bewahren. Immerhin waren die Kirchenbücher vor der Personenstandsgesetzgebung ja die einzig existierenden Personalurkunden, die dazu noch in der Zeit der Ariernachweise eine besondere Bedeutung gewinnen sollten. Bei Präsident D. Hosemann, der seit 1934 zum Beauftragten für das Kirchenbuchwesen bei der Kanzlei der Deutschen Evangelischen Kirche berufen war und hernach auch die Archivämter leitete, fand das Anliegen ein offenes Ohr. So war es auch der Preßverband, der zum Aufbau eines Centralarchivs und einer Centralbibliothek für die Kirchenprovinz mit Fr. Eva Lindner eine leitende Fachkraft abstellte, deren Übersicht und fachlichem Können die Errichtung dieser vorbildlichen und beispielhaften Einrichtungen zu danken war.<sup>29)</sup>

„Wir hatten gebaut ein stattliches Haus — da kam das Jahr 1933“, schreibt Walter Schwarz im Rückblick auf die Preßverbandstätigkeit ab 1919 in Schlesien.<sup>30)</sup> Ein lebendiger und interessanter Mitarbeiterkreis fand sich trotz allen Wechsels immer wieder zusammen. Ein enger und lebendiger Austausch verband den Provinzialverband mit der Zentrale des EPD in Berlin. Im Lande waren vielfältige Verbindungen auf kulturellen und kulturpolitischen Feldern geknüpft und gewachsen. Bei allem weltanschaulichen Ringen in diesen Jahren fiel nun plötzlich ein Reif auf die weitgespannten und vielfältigen Tätigkeiten des Evangelischen Preßverbands für Schlesien. Als erstes erfolgte die Entfernung des Direktors aus dem Kulturbeirat des Rundfunks. Im Juni 1933 sah sich der Direktor sogar plötzlich vom Dienst beurlaubt.<sup>31)</sup> Für ihn wurde vorübergehend Pfarrer Kliesch, Ohlau, als Bevollmächtigter für den Preßverband einschließlich des Provinzialelternbundes im Auftrag des Staatskommissars für die Preußische Kirche eingesetzt.<sup>32)</sup> Die Nr. 29 von „Unsere Kirche“ wurde wie auch das kirchliche Wochenblatt für Breslau verboten.<sup>33)</sup> Wurden diese Gewaltmaßnahmen auch bald mit dem Ziele, den Konflikt zwischen Staat und Kirche beizulegen, wieder aufgehoben, so waren sie doch

<sup>28)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 164.

<sup>29)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 168; Eva Lindner, Das Evangelische Centralarchiv für die Kirchenprovinz Schlesien 1934-1945, Sonderdruck aus Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft für das Archiv- und Bibliothekswesen in der evangelischen Kirche, Bd. 7/1968, S. 271 ff.

<sup>30)</sup> W. Schwarz, Anm. 5, S. 169.

<sup>31)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 169.

<sup>32)</sup> Vgl. Unsere Kirche, Nr. 29/1933 vom 16.7.

<sup>33)</sup> Vgl. Notiz in Unsere Kirche, Nr. 30/1933 vom 23.7.

Vorboten und Anzeichen einer stürmischen Zeit, in der kirchliche Öffentlichkeitsarbeit immer stärkeren Beschränkungen unterworfen werden sollte.

Über die Zeit bis 1933 urteilt Bischof D. Dibelius in einem Brief an den seinerzeitigen Leiter der Kirchenkanzlei der EKD im Frühherbst 1945: „Schwarz ist ohne Zweifel einer der klügsten und tüchtigsten Kräfte, die die Provinz Schlesien gehabt hat. Er hat mit seinem Presseverband ausgezeichnetes geleistet. Ich wüßte keinen provinzialen Presseverband im altpreußischen Gebiet, der eine ähnliche Leistung aufzuweisen hätte. Er hat darüber hinaus die Verbindung mit dem literarischen Schaffen der Zeit gepflegt. Und alles, was er in dieser Beziehung veranstaltete und veröffentlichte, hatte Niveau.“<sup>34)</sup>

Das Geheimnis dieses Erfolges lag nicht zuletzt auch in der glücklichen Verbindung von Leitung und Gewährenlassen in freier, aber verantwortlicher Ausführung durch die, die mit ihm am Werke waren.

In der Folge der politischen Umwälzung und des anschließenden Kirchenkampfes stand das Ringen um die Erhaltung der Arbeit im Vordergrund. Die freie kirchliche Verbandsarbeit traf hinfort auf den Totalanspruch des Staates und der Partei, die die Presse und Bildungsarbeit ebenso wie Einrichtungen der Jugend-, Sozial- und Wohlfahrtsarbeit ihrer Kontrolle unterwarfen und gleichzuschalten versuchten. Selbst die Schriftleitung des Schlesischen Evangelischen Volkskalenders blieb nicht verschont. Die Redaktion des Gemeindeblattes „Unsere Kirche“ wurde zu einem entsagungsvollen Geschäft.<sup>35)</sup> Ein Stück der Arbeit nach dem anderen unterlag Beschränkungen oder ging verloren. So schmolz auch der Kreis der Mitarbeiter zusammen.

Als der Direktor am 1. Juni 1936 als Oberkonsistorialrat in das Ev. Konsistorium der Kirchenprovinz berufen wurde, übergab er die Arbeit seinem bisherigen treuen und verständnisvollen Mitarbeiter Pastor Dr. Friedrich Falk, der — obgleich oft schwerkrank — mit großem Geschick nach immer neuen Aushilfen Ausschau hielt, um den Auftrag unter den gegebenen Beschränkungen weiter zu erfüllen. Der Ausbau mündlicher Informationswege und auch die Unterrichtung von Gemeindegliedern durch Berichte von der Kanzel wurden als zeitgemäße Möglichkeiten genutzt.<sup>36)</sup> 1943 erzwang die Partei die Räumung des Hauses am Schweidnitzer Stadtgraben.<sup>37)</sup> In den Januartagen 1945 wurden die Reste der Arbeit in die allgemeine Katastrophe des schlesischen Landes hineingerissen.

<sup>34)</sup> Maschinendurchschrift im Nachlaß W. Schwarz.

<sup>35)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 169.

<sup>36)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 169.

<sup>37)</sup> Vgl. W. Schwarz, Anm. 5, S. 169 u. Tgb., H. II, S.87.

### 3. Nachspiel in Göttingen

#### a. Mühsame Anfänge

Die kirchliche Öffentlichkeitsarbeit stand 1945 buchstäblich in einem Trümmerfeld. Das galt für die bei Luftangriffen 1943/44 fast völlig zerstörte Zentrale in Berlin, aber auch in übertragenem Sinne. Denn Prof. D. Hinderer, der Nestor dieser Arbeit, fand sich 1945 unter der Ägide des neuen Kirchenregiments als Mann ohne jeden Einfluß wieder. „Wer die 1. Kirchenversammlung 1945 in Treysa miterlebt und die Einsamkeit Hinderers, der auf Veranlassung des Landesbischofs D. Wurm an ihr teilnahm, miterfahren hat, konnte nicht im Zweifel sein, daß die Belastung des Ev. Pr. Verb. f. D. von der nat. soz. Zeit her ein schwerer Schatten für die Zukunft sein würde. Daß das „Ev. Deutschland“ bis zur Katastrophe 1945 erscheinen durfte, schien den Gegnern als das beabsichtigte Ziel des Leiters, dem zuliebe er alle anderen Blätter bedenkenlos geopfert und den Inhalt farblos und charakterlos gehalten habe“ (so OKR Schwarz auf der Mitgliederversammlung des EPD am 9.3.1950).<sup>38)</sup>

Mit den Vertretern der Bekennenden Kirche sah auch Bischof D. Dibelius die Gefahr, „daß die Presse unter dem Druck der Besatzungsmächte gerade in der russischen Zone wieder genau so wird wie Hinderers Presseverband“, als riesengroß an (Brief an Asmussen, Frühherbst 1945). „Das kann gar nicht anders sein. Der Redakteur kämpft um die Existenz seines Blattes und macht daher denen, die ihm sein Blatt jeden Augenblick verbieten können, ohne Gründe angeben zu müssen, jede erdenklichen Konzessionen.“<sup>39)</sup>

Das war ein verbreitetes Vorurteil unter den jetzt einflußreichen Kirchenmännern. Vergessen war, daß Hinderer im Juni 1934 als einer der ersten verhaftet worden war, um liquidiert zu werden. Nur einen Tag vor dem 30. Juni konnte von seinen Mitarbeitern, nicht zuletzt auch dem Direktor des schlesischen Verbandes, unter Mithilfe des damaligen Reichsfinanzministers die Freilassung erreicht werden. Nur wenige wußten davon, daß Hinderer im Reichsverband der Evangelischen Presse einen Damm gebaut hatte, der viele Blätter noch jahrelang geschützt hatte. Der Schein sprach gegen ihn und damit auch die bisherige Arbeit. Wenn auch ein Mann wie Landesbischof D. Wurm die Verantwortung und Tragik dieses Mannes und seiner Aufgabe kannte und zu würdigen wußte, gab es doch andere, die z. T. ohne, z. T. mit genauer Kenntnis Hinderers, darunter auch Bischof D. Dibelius, dann in Treysa rundweg erklärten: Der Ev. Preßverband dürfe nie mehr werden, was er war, oder auch: Der EPD existiere nicht mehr. In Berlin setzte Dibelius einfach einen Treuhänder ein und gründete das Blatt „Die Kirche“ mit Menschen und Einrichtungen des EPD, aber unter dessen völliger Ausschaltung.<sup>40)</sup>

<sup>38)</sup> Bericht vor Mitgliederversammlung des EPD am 9.3.1950, S. 1, handschriftlich im Nachlaß W. Schwarz.

<sup>39)</sup> Maschinendurchschrift im Nachlaß W. Schwarz.

<sup>40)</sup> Vgl. Bericht Mitgliederversammlung des EPD am 9.3.1950, S. 2 f., handschriftlich im Nachlaß W. Schwarz.

Über dem Versuch eines Neubeginns der Arbeit starb Prof. D. Hinderer noch im Jahre 1945.<sup>41)</sup> Welchen Schwierigkeiten er begegnete, zeigte schon die Aufnahme der Werbung für die Elternbundarbeit. Nun aber war die Nachfolgefrage aufgeworfen. Schon in Treysa trug Walter Schwarz, der nach Göttingen verschlagen war, gewisse Bedenken für seine Person: „Nicht mehr jung genug und bei dieser BK-Kirchenleitung auch kirchenpolitisch nicht geeignet.“<sup>42)</sup> Außerdem kannte er das Urteil von D. Dibelius: „Ich sehe keinen Grund, Schwarz das Recht auf eine Arbeit innerhalb der evangelischen Kirche zu bestreiten. Nur will ich ihn hier im Osten unter keinen Umständen wieder an der Spitze eines Pressewesens haben“ (Brief an Asmussen, Spätherbst 1945).<sup>43)</sup> Und noch deutlicher eine Nachricht von Vicepräsident Söhngen am 20.12.1945, zu der Schwarz notiert: „Dibelius lehnt mich als Direktor des EPD kategorisch ab, als hätte er den Posten zu besetzen.“<sup>44)</sup> Daß der Weg nicht leicht sein würde, war dem erfahrenen und gereiften Manne wohl klar. Ein treuer Freund des EPD und Hinderers schrieb ihm noch: „Sie übernehmen ein leckes Schiff.“<sup>45)</sup>

Auf der Mitgliederversammlung des EPD am 16.1.1946 in Bethel brachte der bisherige Vorsitzende des Verbandes Geh. Regierungsrat Dr. Dr. h.c. Konrat Weymann aber Schwarz in Vorschlag.<sup>46)</sup> Er wurde mit den Stimmen auch der nicht anwesenden Mitglieder gewählt. Dies festzuhalten ist nicht unwesentlich, nicht zuletzt wegen einer späteren Bemerkung von Landesbischof D. Lilje, Schwarz hätte es wohl für zu selbstverständlich gehalten, die Arbeit Professor Hinderers fortzuführen.<sup>47)</sup>

Im Jahresbericht 1950 (9.3.) ging der Direktor nochmals auf diese Schwierigkeiten ein: „Wenn ich trotz dieser mir bekannten Tatsachen die Wahl annahm, so deswegen, weil ich damit ein Bekenntnis zur Freiheit des EPD ablegen wollte, seinen Geschäftsführer frei zu wählen. Es waren mir Bestrebungen wohl bekannt, die kirchenregimentliche und kirchenpolitische Einflüsse auf die Besetzung des Postens geltend machen wollten. Ich glaubte, dem Erbe Hinderers schuldig zu sein, diese Freiheit der Ev. Preßverbandsarbeit und der evangelischen Presse überhaupt zu wahren und zu verteidigen. Selbstverständlich habe ich mich damals gefragt, ob es nicht besser ein Anhänger der BK tun könne. Aber ich habe damals — wie auch heute — ein gutes Gewissen über meinen kirchlichen Weg in Schlesien, daß ich gerade in der Wahl eines Mannes, der, wenn er von der Partei und DC immer als Exponent der BK angesehen wurde, doch

<sup>41)</sup> W. Schwarz, August Hinderer, S. 164 ff.

<sup>42)</sup> Tgb., H. V, S. 140.

<sup>43)</sup> Maschinendurchschrift im Nachlaß W. Schwarz.

<sup>44)</sup> Tgb., H. V, S. 157.

<sup>45)</sup> Bericht vor Mitgliederversammlung des EPD am 9.3.1950, S. 1, handschriftlich im Nachlaß W. Schwarz.

<sup>46)</sup> Tgb., H. V, S. 157.

<sup>47)</sup> Bericht vor Mitgliederversammlung des EPD am 9.3.1950, S. 1, handschriftlich im Nachlaß W. Schwarz.

nicht Mitglied der BK war, ein Moment der Freiheit und einen Beweis wahrhaft kirchlichen Handelns sah.“<sup>48)</sup>

Mit seiner Wahl stand Walter Schwarz vor der Aufgabe eines völligen Neuaufbaus von Göttingen aus und das unter den erschwerten Bedingungen in Zeiten des Hungers, der Materialknappheit, der Reisebeschränkungen und der Militärregierungen in den verschiedenen Besatzungszonen. Mit kleinen Schritten begann ein vorsichtiger Ausbau der Göttinger Geschäftsstelle. Finanzprobleme stellten sich vor und nach der Währungsreform. Vom mühsamen Aufbau der EPD-Arbeit zeugt ein Schreiben des Verbandsdirektors vom Februar 1947, mit dem er die Beiratsmitglieder und Freunde unterrichtet und um ihre Meinungsäußerungen bat. „Da wir Sie unter den heutigen Verhältnissen nicht zu einer Sitzung laden können, sind wir auf den schriftlichen Weg gewiesen.“<sup>49)</sup> In der Darstellung erschienen dann neben der Pressearbeit im eigentlichen Sinne die verschiedenen Arbeitszweige früherer EPD-Arbeit von der Buch- und Bildkammer über die volksbildnerische und Schrifttumsarbeit sowie eine ökumenische Abteilung und das Archivwesen bis hin zur volksmusikalischen Arbeit. Neue Wege wurden mit einem Pressekurs in Göttingen im April 1947 und der ersten Filmkonferenz im April 1948 in Salzdetfurth beschritten.<sup>50)</sup>

Vor allem aber legte das Lizenzwesen in den verschiedenen Besatzungszonen dem Wiederaufleben der EPD-Publizistik nahezu unübersteigbare Hindernisse in den Weg. Professor Hinderer hatte noch vor seinem Tode die Lizenzen beantragt, war aber darüber gestorben. Der neue Direktor meinte der Sache am besten zu dienen, wenn er Dr. Focko Lüpsen vom westfälischen Preßverband bat, treuhänderisch für den epd-Nachrichtendienst einzutreten und die beantragte Lizenz zu übernehmen. Gleichzeitig veranlaßte er den Direktor des württembergischen Verbandes, sich um die Lizenz für das „Evangelische Deutschland“ als Blatt für den gesamten EKD-Bereich zu bemühen. Ersteres gelang auch, und der westfälische Verband war stark genug, den Pressedienst stellvertretend für den EPD gesamtkirchlich auszubauen. Letzteres zögerte sich hinaus und stieß auch nicht auf Unterstützung von seiten der EKD und Landesbischof D. Lilje, der nur darauf hinwies, daß sein Sonntagsblatt auch noch nicht lizenziert sei. Als im April der Lizenzierungszwang hinfällig wurde, war es zu spät.<sup>51)</sup> Andere waren bereits auf dem Markt und auch innerkirchlich galt die Loyalität untereinander wenig, sondern schoben sich die konkurrierenden Interessen in den Vordergrund.

Obwohl Walter Schwarz nicht verborgen geblieben war, daß er mit seiner Arbeit an der Evangelischen Kirche in Deutschland kaum Rückhalt finden würde — hatte man ihn doch auch bei der Bildung der Publizistischen

<sup>48)</sup> Bericht wie vor S. 4.

<sup>49)</sup> Hektographierte Mitteilung des EPD, im Nachlaß W. Schwarz.

<sup>50)</sup> Vgl. EPD-Information, 10/1948 vom 15.5.

<sup>51)</sup> Bericht vor Mitgliederversammlung des EPD am 9.3.1950, S. 5-7, handschriftlich im Nachlaß W. Schwarz.

Kammer unter Landesbischof D. Lilje und ihrer Unterausschüsse bewußt übergegangen<sup>52)</sup> — hat er mit nicht aufgehörender Energie die Unternehmungen des EPD weiter vorangetrieben. Ich will nur den Deutschen Verband evangelischer Büchereien und die Göttinger Bibliotheksschule nennen. 1950 trat er dann mit einem ungeschminkten Arbeitsbericht vor die Mitgliederversammlung des EPD (9.3.). Er stellte drei grundsätzliche Fragen:

1. Soll die Preßverbandsarbeit bei aller Gebundenheit an die Kirchenleitungen in Freiheit geschehen?
2. Soll die Arbeit des EPD auf die journalistisch-publizistische Linie zurückgezogen und das Erbe Hinderers — die Erweiterung zur Öffentlichkeitsarbeit — preisgegeben werden?
3. Wollen die Preßverbände, daß der Berichterstatter sein Amt zur Verfügung stellt, einen neuen Geschäftsführer wählen, der ihnen die Bewilligung kirchenamtlicher Mittel und einen leichteren Kurs ermöglicht, oder halten sie an ihm und seinem Kurs fest?<sup>53)</sup>

In Abwesenheit des Direktors erklärten sich die Mitglieder einstimmig für die Fortführung der Arbeit unter seiner Leitung. Schwierig blieben die Finanzfragen, auch wenn sich die Mitglieder 1950 zur Zahlung von monatlichen Beiträgen an die Zentrale bereiterklärten. Über Einkünfte aus einem Objekt, das eigene Erträge erwirtschaftete, verfügte der EPD nicht mehr, nachdem die Entwicklung nach 1945 so divergierend verlaufen war. Es war nicht wie seiner Zeit 1917 gelungen, ein Betriebskapital zu schaffen, das damals aus der Reformationstfestspende zur Verfügung stand. Trotz sparsamster Wirtschaft, wobei der geschäftsführende Direktor kein Gehalt beanspruchte und von 50 %, hernach 75 % seiner Pension als Oberkonsistorialrat lebte, blieben die Finanzen ein wunder Punkt, zumal nicht alle Mitglieder ihre Zusagen erfüllten.

1950 begann aber mit der Wahl von Dekan D. Langenfaß, München, zum 1. Vorsitzenden und Direktor Weeber, Stuttgart, zum 2. Vorsitzenden ein neuer Abschnitt, in dem diese anders als in früheren Zeiten unmittelbar in die Arbeit eingriffen und den Kurs zu bestimmen suchten.<sup>54)</sup>

### *b. Zweigleisiges Auslaufen der Arbeit*

Am Anfang stand die Idee einer Stützungsaktion für den EPD, für die Dr. Hutten, Stuttgart, den Begriff „Gemeinschaftswerk der evangelischen kirchlichen Presse“ ins Spiel gebracht hatte.<sup>55)</sup> Das Aktionsprogramm wurde von den neuen Vorsitzenden alsbald in einer Versammlung in Kassel am 16.2.1951 aufgenommen und trotz aller Widerstände in die Tat

<sup>52)</sup> Maschinendurchschrift eines Berichts über die Pressebestrebungen unter der Militärregierung, Abschn. 6, S. 4-6 und Bericht vor Mitgliederversammlung des EPD am 9.3.1950, S.5/6 (Maschinenschrift) im Nachlaß W. Schwarz.

<sup>53)</sup> Bericht wie vor S. 7.

<sup>54)</sup> Vgl. Protokoll der Mitgliederversammlung des EPD am 9.3.1950, S. 1/2.

<sup>55)</sup> Niederschrift über Versammlung am 6.2.1951 in Kassel, S. 1 u. W. Schwarz, Geschichte des Gemeinschaftswerks (unvollendet), S. 1.

umgesetzt, ohne das Verhältnis zum EPD näher abzuklären. Der ursprüngliche Satzungsentwurf sah noch eine enge Verflechtung zwischen Gemeinschaftswerk und EPD vor und gab als Zweck an: „Zusammenschluß der Preßverbände, Herausgeber und Verleger evangelischer, insbesondere evangelisch kirchlicher Zeitschriften unter Wahrung ihrer Selbständigkeit, um Aufgaben evangelischer Publizistik, die sie als einzelne nicht lösen können, gemeinsam wahrzunehmen.“ So standen im einzelnen Förderung und Beratung der Mitglieder in ihren geistlichen Aufgaben, Ausbildung von Nachwuchs und Fortbildung der tätigen Kräfte sowie Unterstützung aller Bestrebungen zur Wahrung der Freiheit evangelischer kirchlicher Pressearbeit auf dem Programm.<sup>56)</sup>

So gut sich das auf dem Papier anhören mochte, waren in dem geplanten Unternehmen recht unterschiedliche Kräfte am Werke, die das ursprüngliche Ziel des Wiederaufbaus einer geordneten gesamtkirchlichen Öffentlichkeitsarbeit sehr bald aus dem Auge verloren und ihre eigenen divergierenden Interessen verfolgten. Schon bei der Gründung des Gemeinschaftswerkes regten sich die Widerstände. Denn erstens bekämpften die Privatverlage die Möglichkeit, daß Verbände weiterhin verlegerische Aufgaben übernehmen. Zweitens fühlten sich die Vertreter theologischer Zeitschriften und kirchlicher Werke übergangen und protestierten gegen Gängelung und Zentralisierung. Drittens verdächtigten bruderrätliche Kreise der BK das Unternehmen der Restauration, da sie keine alten Leute wünschten, die vielleicht von früher her ihre Verdienste hätten, jetzt aber nicht berufen seien, die neue Ära einzuleiten.<sup>57)</sup>

Die Satzungsverhandlungen und die Gründungsversammlung am 27.6. bzw. 18.7.1951 in Haus Hessenland gestalteten sich entsprechend schwierig. Sie führten auf Grund der großen Nachgiebigkeit des Vorsitzenden D. Langenfaß zu einem von der ursprünglichen Intention abweichenden Ergebnis. Denn diese Versammlung stellten die Weichen in Richtung Trennung vom EPD. Nach einer protokollarischen Notiz durfte dieser vorläufig noch als Überleitung mit seinem Büro in Göttingen als Geschäftsstelle dienen.<sup>58)</sup> Sitz des neuen Unternehmens sollte aber Stuttgart sein, wohl weil man an Eberhard Stammler als neuen Mitarbeiter dachte. Auf der Mitgliederversammlung des EPD am 17.10.1951 in Hannover gab Walter Schwarz als Direktor in aller Offenheit einen Bericht. Im Blick auf die Animositäten gegen die Preßverbände überhaupt, aber auch gegen den EPD im besonderen auf Grund der Erinnerung an Hinderers Reichsverband der evangelischen Presse und angesichts der Vorurteile gegen den Direktor gelangte er zu folgendem Entschluß: „So muß sich der EPD, ohne den das Gemeinschaftswerk z. Zt. nicht existieren könnte, fragen, ob er dieses Werk in den Sattel setzen soll, um eines Tages eine zweite Presseorganisation neben sich zu sehen.“<sup>59)</sup> Denkbar war für ihn nur eine an-

<sup>56)</sup> Vgl. Satzungsentwurf (Maschinenschrift) im Nachlaß W. Schwarz.

<sup>57)</sup> W, Schwarz, Geschichte des Gemeinschaftswerks (unvollendet), S. 1-8.

<sup>58)</sup> Vgl. Protokoll über die Satzungsberatungen des Gemeinschaftswerks am 18.7.1951.

<sup>59)</sup> Bericht vor Mitgliederversammlung des EPD am 17.10.1951 in Hannover, S. 5.

dere Möglichkeit: „Das Gemeinschaftswerk ist, wenn der Berichterstatter seine Bedeutung richtig erkennt, der ständig organisierte Pressetag; dann würde in seinem Namen den evangelischen Preßverbänden eine besondere Bedeutung zukommen. Sie werden mit den Sonntagsblättern die Aufgabe haben, seine stärksten Säulen zu bilden, damit aber auch die Verantwortung dafür tragen, daß nicht etwas Neues zusammenhanglos neben dem Alten, womöglich ohne oder gar gegen den EPD gebildet wird.“<sup>60)</sup>

In einem Brief an D. Langenfaß vom 26.11. 1951 sprach der langjährige Freund von Hinderer und Schwarz, Dekan Plieninger, in ähnlicher Weise die Befürchtung aus, daß die Entwicklung vielleicht mit einer gewissen Zwangsläufigkeit dahin gehen könnte, daß das Gemeinschaftswerk, das ursprünglich doch ein helfendes und stützendes Unternehmen für den EPD sein sollte, mehr und mehr an dessen Stelle tritt, ihn aushöhlt und beiseiteschiebt.<sup>61)</sup> — Das aber ist in der Folge geschehen.

Im Herbst 1952 war es soweit, daß die beiden Vorsitzenden des Gemeinschaftswerkes auf der Mitgliederversammlung am 6.11.1952 in Kassel den Antrag stellten, einen eigenen Geschäftsführer für das Gemeinschaftswerk anzustellen.<sup>62)</sup> So wurde die Geschäftsstelle von Göttingen getrennt und nach Kassel verlegt.

Die Bereinigung der Verhältnisse im EPD erfolgte in einer Vorstands- und Beiratssitzung am 18.12.1952 in Stuttgart. Im Beschluß heißt es lapidar: „Der EPD bleibt bestehen. Sein Sitz ist nach wie vor Berlin. Sein Direktor nach wie vor Oberkonsistorialrat i.R. Schwarz. Ihm verbleibt das Forschungsinstitut für Publizistik, das besondere Unkosten nicht verursachen darf, die Vortrags- und die Schulungsarbeit.“<sup>63)</sup> Danach wurde über die Organe wie die „Information“, „Kirche und Film“, „Die Evangelische Elternschaft“ und deren künftige Schriftleitung Verfügung getroffen.

Die vorsorglichen Kündigungen der Mitarbeiter und Büroräume in Göttingen blieben aufrechterhalten. Die Restschulden in Höhe von 7000 DM sollten saniert werden. Ein nach dem Kriege nicht mehr voll zur Entwicklung gelangtes Werk, an dessen Wiederbelebung Walter Schwarz in den Nachkriegsjahren im Sinne kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit so viel gelegen war und wofür er seine ganze Kraft eingesetzt hatte, verfiel damit praktisch der Liquidation.

Der Gründe für das Auslaufen der Arbeit im alten Sinne mag es mehrere geben:

Zum einen wirkte die Verkirchlichung, die während des Kirchenkampfes eine notwendige Schutzmaßnahme für die freie Verbandsarbeit gewesen war, auch unter den veränderten Nachkriegsverhältnissen fort. Die neuen Bischöfe, Präses und Kirchenleitungen sahen in der Presse nunmehr In-

<sup>60)</sup> Bericht wie vor S. 5.

<sup>61)</sup> W. Schwarz, Geschichte des Gemeinschaftswerkes (Unvollendet), S. 41.

<sup>62)</sup> Einladung an die die Mitglieder des GW vom 15.10.1952 im Nachlaß W. Schwarz.

<sup>63)</sup> Protokoll der Vorstandssitzung des EPD am 18.12.1952 in Stuttgart.

strumente, die in ihrer Hand bleiben sollten. Dem kam das Lizenzwesen der Besatzungsmächte entgegen. Die Folge aber war, daß eine freie Entfaltung der Pressearbeit innerkirchlichen Schwierigkeiten begegnete und dazu noch von Lizenzen, Papierzuteilungen u.a. abhängig war.

Des weiteren kamen verstärkt partikulare Tendenzen, gefördert durch die verschiedenen Besatzungszonen, auf, die sich auch kirchlich in der Selbstgenügsamkeit der Landeskirchen niederschlugen. Sie waren so sehr auf Wahrung ihrer Identität und nach Möglichkeit auch Souveränität bedacht, daß sie übergreifenden Zusammenschlüssen durchaus skeptisch gegenüberstanden. Man braucht sich nur der Schwierigkeiten bei Bildung der EKD und der in ihre früheren Gliedkirchen zerfallenden Evangelischen Kirche der Union zu erinnern. Die Folge war jedoch, daß eine überlegte und weitreichende Planung auf dem Gebiet der Öffentlichkeitsarbeit nicht möglich wurde. Die Zusammenfassung der Kräfte unterblieb und der Wildwuchs hatte freie Bahn. Das spiegelte sich auch im Unterbau des EPD wieder, denn die einzelnen Landespreßverbände entwickelten durchaus unterschiedliche Strukturen. Auch ließ ihre Loyalität untereinander und gegenüber dem alten EPD zu wünschen übrig, sobald es um die Wahrnehmung und Behauptung ihrer Eigeninteressen in der Gesamtsituation ging. Die Art und Weise, wie man sich zwar verbal zu Hinderers Konzeption und Werk bekannte, praktisch aber die Zentrale aushungerte, bleibt ein peinlicher Tatbestand der kirchlichen Nachkriegsgeschichte.

Schließlich sind die kirchenpolitischen Vorbehalte und Unterstellungen gegenüber den Persönlichkeiten nicht zu verkennen, die nicht den Weg bestimmter kirchenpolitischer Gruppierungen gegangen waren, sondern durch ihre Erfahrungen und ihr Können die sachliche Kontinuität kirchlicher Arbeit durch alle Umbrüche und allen Verdächtigungen zum Trotz zu wahren suchten. Oberkonsistorialrat Schwarz ist es nicht vergönnt gewesen, das Erbe kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit aus der Hindererzeit in den Neuanfang nach 1945 hinüberzuretten. Auf seinem entsagungsvollen Wege sah er sich Vorurteilen, um nicht zu sagen Diffamierungen, ausgesetzt, auch und gerade bei denen, die nun Verantwortung für die Leitung des Kirchenwesens übernommen hatten und meinten, alles neu beginnen zu müssen. Die Vornehmheit seines Wesens verbot es ihm, sein Leiden an den kirchlichen Verhältnissen nach 1945 in der Öffentlichkeit auszubreiten. An seinem 70. Geburtstag aber wurde ihm wenigstens die Genugtuung zuteil, daß die Theologische Universität Heidelberg ihm die theologische Ehrendoktorwürde verlieh und damit seine Arbeit für Kirche und Öffentlichkeit anerkannte und würdigte.

## **II. Verantwortungsträger im kirchenleitenden Amt**

Für ein knappes Jahrzehnt von 1936 bis 1945 in äußerst bewegter Zeit voller Spannungen und Auseinandersetzungen trug Walter Schwarz im Breslauer Konsistorium geistliche Verantwortung. Am 1. Juni 1936 wurde er als theologischer Oberkonsistorialrat in die Behörde berufen. Für diese Tätigkeit brachte er eine fundierte theologische Grundhaltung, umfassen-

de Personal- und Lokalkennntnis der schlesischen Kirche und ausgedehnte Erfahrungen aus Presse- und Volksbildungsarbeit mit.

Zur Zeit seiner Berufung war die kirchliche Situation bereits unübersichtlich und schwierig genug. Die Bekennende Kirche (BK) in Schlesien hatte sich gespalten. An der Frage einer schrift- und bekenntnismäßigen Leitung der Kirche und der Stellung zu den als Leitungsorganen staatlich eingesetzten Kirchausschüssen war es zu Meinungsverschiedenheiten und zum Auseinandergehen in zwei Synoden gekommen. Die Christophori-Synode (benannt nach dem Tagungsort in der Breslauer Kirche) war auf die „geistliche Leitung“ durch Bischof D. Zänker bedacht; die Naumburger Synode (nach ihrem Tagungsort benannt) umfaßte den radikal synodal ausgerichteten Flügel der BK. Im Zeitabstand von 50 Jahren wird man vielleicht rückwirkend fragen können, ob es in einer kirchlichen Notsituation wie 1934/35 notwendig und berechtigt war, die theologische Auseinandersetzung so auf die Spitze zu treiben und mit solcher Unerbittlichkeit zu führen, wie es damals geschehen ist. Die Wunden dieses Kampfes, der nicht frei von persönlichen Schärfen und Verdächtigungen geblieben ist, haben den Zusammenbruch von 1945 noch überdauert und sind nur schwer vernarbt.

Zur Zeit des Eintritts von Walter Schwarz in die Behörde begann nach vorangegangenen Turbulenzen unter Dr. Fürle (DC), der als Dirigent mit der Verwaltung der Präsidialgeschäfte beauftragt war, eine Phase der Konsolidierung. D. Johannes Hosemann, bis 1934 Präsident des Kirchenbundesamtes in Berlin, übernahm am 1.9.1936 als Konsistorialpräsident die Geschäfte. Er war ein Kirchenjurist mit Verständnis für kirchliche Belange und theologische Fragen.

Allerdings war sich Walter Schwarz des Spannungsfeldes bewußt, das er betreten sollte. Denn Kollegiumsbeschlüsse in einer Behörde, wie es die preußischen Konsistorien zunächst unter Vorsitz des Bischofs, ab 1937 des Konsistorialpräsidenten waren, würden auch ihn binden. Erst am 20.3.1939 erging eine Verordnung des Präsidenten des Preußischen Ev. Oberkirchenrats, durch die verantwortliche Entscheidungen dem Konsistorialpräsidenten als Leiter des Konsistoriums übertragen wurden. Diese auf dem Führerprinzip beruhenden Vollmachten erfuhren lediglich durch die Ernennung eines Geistlichen Dirigenten im Breslauer Konsistorium am 8.8.1940 eine Beschränkung, insofern dieser den Präsidenten in allen geistlichen Angelegenheiten zu beraten hatte, dessen Einspruch aber auch Entscheidungen aufschob, die dann an den EOK weiterzuleiten waren. Zum anderen wirkten sich die kirchenpolitischen Spannungen mit ihren unterschiedlichen Antworten auf die Eingriffe von Staat und Partei in die kirchlichen Verhältnisse erschwerend auf den Umgang mit der Behörde aus. Recht und Ordnung schienen nichts mehr zu gelten.

## 1. Im Würgegriff staatlicher Kirchenpolitik

Früh erkannte Walter Schwarz die Gefahren der aufkommenden Entwicklungen. Bereits am 7.5.1931 hatte er auf der Schlesischen Konferenz für Volksmission und Apologetik in Krummhübel einen warnenden Vortrag gehalten: „Welche Bedeutung hat die Spannung zwischen Nationalsozialismus und evangelischem Christentum für die apologetische Wortverkündigung?“<sup>64</sup>) Dieser auch heute noch lesenswerte Vortrag analysierte in seinen ersten drei Teilen sehr klar und kühl das verschwommene Bekenntnis zur Rasse und die widerspruchsvolle Haltung zur christlichen Kirche. Als es 1933 ernst wurde, versuchte er, im Mai Pastoren zu sammeln, um den drohenden Gefahren rechtzeitig zu begegnen. Daraus ist die schlesische Gruppe des Pfarrernotbundes entstanden. Als Preßverbandsdirektor hatte er einen wesentlichen Teil der Vorbereitungen auf die Kirchenwahlen übernommen. Sonst aber meinte er, sich aus grundsätzlicher Erwägung um der Arbeit seines Verbandes für die ganze Kirche willen aus dem kirchenpolitischen Streit heraushalten zu sollen.

Eine nachhaltige Enttäuschung erlebte er im Zusammenhang mit der Zwangsbeurlaubung und anschließenden Emeritierung von Generalsuperintendent D. Dr. Martin Schian (24.6.1933 bzw. 31.12.1933). Mit anderen Amtsbrüdern suchte er den Generalsuperintendenten zum öffentlichen Protest in einem Gottesdienst in St. Maria Magdalena zu Breslau am kommenden Sonntag zu bewegen; leider vergeblich! Die kirchliche Führungsschwäche in dieser Zeit veranlaßte Schwarz, sich künftig zurückzuhalten. „Mit dem Unteroffizierskorps allein ist kein Krieg zu gewinnen. Ich werde nicht mehr eingreifen.“<sup>65</sup>) So soll er damals geäußert haben. Ehrenforth will Resignation heraushören. Doch scheint es mir mehr die Entscheidung für den entsagungsvollen Weg hinhaltenden, zähen Widerstands zu sein. Wenn man angesichts der eindeutig revolutionären Machtverhältnisse für die Kirche retten wollte, was zu retten war, dann schien ihm nicht die absolute Konfrontation das Gebot der Stunde, sondern kluges Reagieren und Handeln auf weite Sicht. „Man wehrt sich gegen einen anstürmenden Stier am besten, indem man ihm ausweicht, bis er ausgetobt hat.“<sup>66</sup>) Das auch dieser Weg nicht ohne Opfer zu haben war, ja der Verkenning und Verdächtigung ausgesetzt sein würde, dessen war sich Walter Schwarz bewußt, als er nicht unbeargöhnt in die so oft geschmähte und vielfach auch verkannte Konsistorialbehörde eintrat.

Seine Tagebuchhefte umfassen leider nur die Jahre 1941 bis 1945. Nur aus diesen Jahren geben sie unmittelbare Einblicke in Beobachtungen und Erwägungen wieder. Sie sind aber von unschätzbarem Wert und bilden mitunter auch ein Korrektiv zur Zeitgeschichtsschreibung, wobei man berücksichtigen sollte, welches Risiko mit Tagebuchnotizen in einem Überwachungs- und Spitzelstaat wie damals verbunden war. Die Anfangs-

<sup>64</sup>) In: Wort und Tat, Heft 3/1931, Hrsg. von der Apostolischen Zentrale Spandau.

<sup>65</sup>) Gerhard Ehrenforth, Die schlesische Kirche im Kirchenkampf 1932-1945, S. 35 f. u. Anm. 24.

<sup>66</sup>) G. Ehrenforth a.a.O., S. 178, Anm. 4.

worte dieser Aufzeichnungen im August 1941 lauten: „Man spürt, wieviel schmaler wieder die Basis der Kirche geworden ist.“<sup>67)</sup> Dies könnte man über die Gesamtentwicklung von Jahr zu Jahr als ständige Charakterisierung schreiben.

Denn nach dem Scheitern der anfänglichen Gleichschaltungspolitik des Regimes hieß die Devise nationalsozialistischer Kirchenpolitik durchgängig „Entkonfessionalisierung des öffentlichen Lebens“. Schritt für Schritt suchte man, den kirchlichen Einfluß aus dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben zu verdrängen. Hernach verengten die kriegsbedingten Bewirtschaftungs- und Zwangsmaßnahmen den Spielraum immer mehr. Sie konnten die Kirchengemeinden und das kirchliche Verbandswesen nicht unberührt lassen. Waren schon vordem die Jugendverbände und Jugendarbeit weithin ein Opfer der politischen Gleichschaltung geworden, so folgten bald Eingriffe auf sozial- und kulturpolitischem Feld. Die freien kirchlichen Verbände mußten nach und nach den schützenden Schirm der Kirche als Körperschaft öffentlichen Rechts in Anspruch nehmen, um ihre Arbeitsfelder nach Möglichkeit zu erhalten. Freilich konnte auch dies nicht in allen Fällen helfen. Denn nationalsozialistischer Kirchenpolitik schwebte als Endziel wohl eine Kirche als privater Verein vor, wie das im Warthegau, aber auch in den 1939 wieder an das Reich gefallen Gebieten vorexerziert werden sollte.

Gewiß gab es in der Kirchenpolitik von Partei und Staat auch widersprüchliche Phasen und vor allem unklare Zuständigkeiten; sie glich bisweilen mehr einem Verwirrspiel als zielstrebigem politischer Planung. Vor Ort und in den Gemeinden konnten Ortsgruppenleiter und vielfach auch Lehrer eine Politik der ständigen Nadelstiche betreiben und sich auch rechtliche Übergriffe leisten, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden. Die Kirchengemeindenpropaganda durch Parteistellen griff immer weiter um sich. Schritt für Schritt verstärkten sich die Beschränkungen.

Mal war es das Verbot kirchlicher Veranstaltungen in den Schulen durch Erlaß des Reichssicherheitshauptamtes vom 3.12.1940, wodurch das Gemeindeleben außerhalb der Kirchdörfer stillgelegt werden sollte.<sup>68)</sup> Mal war es die Übernahme kirchlicher Kindergärten im Jahre 1941 durch die NSV (Nat. Soz. Volkswohlfahrt), weil die Regierungspräsidenten ihre Genehmigung zurückzogen.<sup>69)</sup> Mal war es das Verbot für Pastoren, religiöses Schrifttum an die im Felde stehenden Gemeindeglieder zu versenden oder Schriften in der Gemeinde zu verteilen.<sup>70)</sup> Mal legte die Reichsschrifttumskammer durch Erlaß wegen der Kriegswirtschaft 690 evangelische Zeitschriften still, darunter alle Gemeindeblätter und Sonntagsblätter; nur etwa 25 Blätter für „Funktionäre“, Pfarrer und Kirchenälteste, blieben zunächst, aber die deutschgläubige Presse existierte weiter.<sup>71)</sup>

<sup>67)</sup> Vgl. W. Schwarz, Tagebuch 1941-1945, Heft I, S. 1, (hinfort Tgb.).

<sup>68)</sup> Tgb., H. I, S. 8.

<sup>69)</sup> Tgb., H. I, S. 1 u. 15.

<sup>70)</sup> Tgb., H. I, S. 2.

<sup>71)</sup> Tgb., H. I, S. 8.

Hinzu kamen Vorladungen wegen unvorsichtiger Äußerungen, Anzeigen bei der Geheimen Staatspolizei, Schwierigkeiten mit Kollektensammlungen, Vorstöße wegen Enteignung kirchlicher Friedhöfe, Beschlagnahmung kirchlicher Gebäude und Anstalten zur Unterbringung Ausgebombter aus Westdeutschland oder zu Lazarettzwecken.

Die Reihe staatlicher Maßnahmen ließe sich beliebig verlängern. Meistens war die Behörde gefordert, um durch Verhandlungen manches Unheil abzuwenden oder vorausschauend Schutzmaßnahmen zu veranlassen, oft nicht durch schriftliche Bekanntmachungen, sondern durch mündliche Weisungen, um nicht schlafende Hunde zu wecken. Große Mühe machte die Versorgung der Gemeinden mit Pastoren. Die zunehmenden Kriegsverluste bereiteten dem Geistlichen Dirigenten schwere Sorgen. Daß das kirchliche Leben in den Gemeinden trotz aller Erschwerungen und Eingriffe noch immer nicht zum Erliegen kam, sondern der Gottesdienstbesuch bei der Schwere der Zeit an manchen Orten sogar zunahm, konnte Walter Schwarz bei vielen Gemeindebesuchen und Gottesdiensten im Lande erfahren.

Nicht zu verkennen war aber, daß auch die kirchliche Behörde allmählich an öffentlichem Einfluß verlor. Für viele Behörden war die Kirche keine Größe mehr, auf die man noch Rücksicht zu nehmen brauchte. Das Gegenüber der alten preußischen Verwaltung war nicht mehr gegeben, damit auch kaum noch die Möglichkeit auf den Ämtern mit Beschwerden Gehör zu finden.<sup>72)</sup> So blieben auch Einsprüche und Eingaben des Konsistoriums oft ohne Antwort oder sie wurden abschlägig beschieden.

Am 17. Oktober 1941 registrierte Walter Schwarz: „Pfarrer und ihre Angehörigen werden zu Staatsbürgern II. Kl. gemacht:

1. sie dürfen nicht in die Partei aufgenommen werden;
2. sie dürfen nicht im Schulbeirat sitzen;
3. sie dürfen im Reichskriegerbund kein Amt führen;
4. ihre Frauen dürfen nicht unterrichten (auch nicht bei Kriegsvvertretungen);
5. die Pg. Geistlichen dürfen kein Amt in der Partei haben;
6. stud. theol. sind von jedem Stipendium ausgeschlossen.

Die Analogien sind einleuchtend. Es gibt Leute, die uns mit dem Kreuzeszeichen (wie die Juden mit dem Judenstern) gekennzeichnet sehen als Staatsfeinde.“<sup>73)</sup>

Heikle politische Probleme auch für die Kirchenprovinz entstanden durch die Angliederung der Unierten Ev. Kirche Ostoberschlesiens sowie des Teschener Kirchengebiets an die Evangelische Kirche der Altpreußischen Union und ihre verwaltungsmäßige Unterstellung unter das Breslauer Konsistorium im Sommer 1940. Walter Schwarz, dem die oberschlesischen Verhältnisse nicht unbekannt waren, erkannte bei den staatlichen Maßnahmen sofort zwei Problemkreise, die bis zum Ende brennend blieben:

<sup>72)</sup> Vgl. Tgb., H. I, S. 6.

<sup>73)</sup> Tgb., H. I, S. 41 f.

1. die Finanzfragen durch die Beitragsordnung,
2. die Sprachenfrage.

Im Blick auf die Ermächtigung der Oberpräsidenten in Kattowitz und Königsberg durch Verordnung des Reichsinnenministers vom 22.11.1941 zur Regelung der Kirchensteuer in den zu den eingegliederten Ostgebieten gehörenden Teilen notierte er:

1. Die erste Nachricht der Presse über die Kirche im Handelsteil (Schles. Ztg. vom 4.1.1942 A Nr. 4)!
  2. Durch das Gesetzblatt erfährt die Kirchenleitung von den bereits zum 1.1.1942 in Kraft getretenen Bestimmungen.
  3. Ein Vakuum zwischen 1.1. und 1.4.1942, zu dem die neue Beitragsordnung in Kraft treten kann, nach erfolgter Genehmigung.
  4. Eine Zerteilung der einheitlichen Kirchenprovinz nach zwei Prinzipien: hier Beitrag, dort Steuer. Wir müssen in Kattowitz eine Zweigstelle errichten und die Kirchenkreise Kattowitz und Teschen besonders etatisieren!
  5. Das Ostgebiet (soweit ins Reich eingegliedert) scheint, trotzdem es verwaltungsmäßig zu verschiedenen Provinzen gehört, eine Einheit werden zu sollen, wobei auch die vor 1918 zu Preußen gehörigen Teile wie Ostoberschlesien und Posen, die zum Reich zurückzukehren glaubten, vom Altreich erneut gerissen und nach Osten orientiert werden.
  6. Nicht einmal die Provinz OS. ist einheitlich; ebenso wenig der Kirchenkreis Beuthen, zu dem Tarnowitz und Lublinitz mit Ludwigsthal (wie vor 1918) gehören, die jetzt die Beitragsordnung annehmen müssen.
  7. Auch die Patronatslasten sind mit einem Federstrich zum 1.1.1942 aufgehoben; ohne Entschädigung! Ohne daß auch die Rechte aufgehoben sind (vermutlich vorwiegend auf die kommunalen Patronate bezogen)“.
- Endresumee: „Die Kirche als bloßes Objekt staatlichen Handelns!“<sup>74)</sup>

Trotz allem bereitete die ostoberschlesische Kattowitzer Kirche bis auf die Beitragsfrage im ganzen weniger Probleme als die Teschener Kirche. Hier war im Sommer 1940 der von den Polen bei der Besetzung des Olsa-Gebiets 1938 vertriebene Pastor Paul Zahradnik als Superintendent des neugebildeten Kirchenkreises Teschen-Bielitz eingeführt worden.

Teile dieses Kirchenkreises hatten früher zur Ev. Augsburgischen Kirche Polens, andere Teile zur Deutschen Evang. Kirche in Böhmen, Mähren und Schlesien bzw. dem Seniorat der Evang. Augsburgischen Kirche in Ostschlesien in der Tschechoslowakei gehört. Die Beitrags- wie die Sprachenfrage entwickelten sich hier zu einem unentwirrbaren Knäuel, das endlose Verhandlungen mit immer neuen Verdächtigungen heraufbeschwor. Politische Fehler schlugen auf das kirchliche Leben in erschreckender Weise zurück.

Unter dem 20./21.6.1942 notierte Walter Schwarz: „Man kommt immer wie ein geprügelter Hund aus dem Teschener Land zurück. Mein Herz hängt an ihm, diesem schönen Land mit den stattlichen Menschen. Wie-

<sup>74)</sup> Tgb., H. II, S. 20.

viel Vertrauen, wieviel Autorität dort der Natsoz. verspielt hat. Sie waren mit Begeisterung zum Deutschen Reich gekommen, die Mehrzahl der Schlonsaken; heute sind sie verbittert, enttäuscht, ratlos. Die Korruption ist größer als je im polnischen und tschechischen Staat. Daher ist aber auch die Unsicherheit groß: kann das Bestand haben?<sup>75)</sup> Die Verdrängung der schlonsakischen Sprache aus dem kirchlichen und gottesdienstlichen Leben, die Ungerechtigkeiten mit der Aufnahme in die deutschen Volkslisten und die Wegnahme von Vieh weit unter Preis führten jenseits der kirchlichen Einflußmöglichkeiten zu gedrückter, ja zu feindseliger Stimmung“. Am 14.3.1942 hieß es schon: „Unsere Eingabe betr. schlons. Sprache bei Beichte, Sakramentsfeiern vom O(ber)P(räsidenten) schroff abgelehnt. Das ist der Todesstoß gegen die Teschener Kirche und politisch eine nicht gut zu machende Torheit. Wo soll das hin?“<sup>76)</sup> Superintendent Zahradnik spielte mit dem Gedanken der Trennung von der schlesischen Kirche und hoffte, bei politischen Stellen mehr zu erreichen als das Konsistorium. Trotz Einschaltung des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin sind diese Probleme nicht mehr zur vollen Klärung gelangt.<sup>77)</sup>

## 2. In kirchlicher Verantwortung im Konsistorium

Das Konsistorium war zwischen die Fronten geraten. Auf der einen Seite unterstand es dem Preußischen Ev. Oberkirchenrat (EOK) in Berlin, dessen Präsident Dr. Friedrich Werner mit allen Vollmachten ausgestattet war. Auf der anderen Seite sah es sich den kirchlichen Gruppen und einer breiten Mitte gegenüber, die die Dinge kaum überschaute oder sich auch bewußt zurückhielt. Die stärkste Herausforderung ging von der Naumburger Synode der BK aus, die auf Grund der Dahlemer Bekenntnissynode 1934 das kirchliche Notrecht proklamiert hatte und selbst die Kirchenleitung für sich beanspruchte. Der Bruderrat erteilte sowohl dem amtierenden Bischof D. Zänker eine kompromißlose Absage als auch dem Breslauer Konsistorium, mit dem er jede Zusammenarbeit ablehnte. Einer „staatlichen Behörde“ stehe keine Kirchenleitung zu, war ihr Hauptargument. Die Christophorisynode dagegen unterstellte sich vor allem der geistlichen Leitung des Bischofs, die ihm vordem klugerweise auch der staatlich eingesetzte Provinzialkirchenausschuß überlassen hatte. Sie versuchte, die Stellung des Bischofs auch gegenüber dem EOK zu stützen und war zur bedingten Zusammenarbeit mit dem Konsistorium bereit. Die mittlere Gruppe „Einheit und Aufbau“ vertrat eine vermittelnde volkscirchliche Position, jedoch ohne die sogenannten Neutralen, die sich zum größten Teil nicht organisierten, in größerem Umfang zu erfassen. Schließlich standen die damals schon zusammengeschmolzenen Deutschen Christen in Opposition zu Bischof und Behörde.<sup>78)</sup> Eine Folge des zur Befriedung

<sup>75)</sup> Tgb., H. II, S. 20 f.

<sup>76)</sup> Tgb., H. I, S. 128

<sup>77)</sup> Tgb., H. I, S. 19-24, 54 f.; H. II, S. 113, 115 f.; H. III, S. 114 f., S. 131-133; H. IV, S. 9.

<sup>78)</sup> Vgl. G. Ehrenforth a.a.O., S. 61 ff., S. 73 ff.

eingesetzten und in dieser Richtung arbeitenden Provinzialkirchenausschusses war unter anderem auch die gewesen, daß die deutsch-christlichen Mitglieder des Konsistoriums inzwischen ausgeschieden waren.<sup>79)</sup> Insofern kam die Opposition im wesentlichen nur noch von den beiden äußersten Flügeln.

Aus der Proklamtion des Notkirchenregiments durch den Naumburger Flügel der BK ergaben sich zwei Konfliktfelder: Das Gebiet der theologischen Prüfungen und die geistliche Leitung der Kirche.

Die Inanspruchnahme des Prüfungsrechts verwickelte auch Bischof D. Zänker in die Auseinandersetzungen. Der Bischof war als einziger der Provinzialbischöfe in Preußen nicht neu vom Regime eingesetzt, sondern hatte sein Amt als Generalsuperintendent seit 1925 inne. Die Versuche zu seiner Entmachtung durch den Reichsbischof Ende 1934 waren gescheitert, weil sich die Pastorenschaft mit überwältigender Mehrheit hinter ihn gestellt hatte.<sup>80)</sup> Nun aber wurde das Feld der theologischen Prüfungen und das Ringen um den theologischen Nachwuchs zur ständigen Reibungsfläche nicht nur zwischen Bischof und den Naumburgern, sondern auch zwischen Bischof und dem EOK in Berlin, zumal die Frage der Beteiligung der staatlichen Fakultäten hierbei eine Rolle spielte. Eine vorübergehende Beurlaubung des Bischofs durch den Reichskirchenminister im Jahre 1935 konnte nur mühsam durch einen Kompromiß behoben werden, indem die Zusammensetzung der Prüfungskommission geändert wurde. Der Konflikt mit dem EOK entzündete sich erneut, als Bischof D. Zänker Kandidaten der Deutschen Christen die Ordination verweigerte, der EOK diese aber durch andere vollziehen ließ. Schließlich bildete der EOK durch Verordnung vom 21. Februar 1938 selbst ein „Theologisches Ausbildungs- und Prüfungsamt“, dem es zukam, auch die Prüfungskommissionen der einzelnen Kirchenprovinzen zusammenzustellen und zu berufen. Das führte dazu, daß es auf dem Höhepunkt der Eskalation 1938/39 drei miteinander konkurrierende Prüfungskommissionen gab, im Grunde ein unhaltbarer Zustand! Neben der konsistorialen Kommission, die auf Weisung des EOK unter dem Vorsitz von Oberkonsistorialrat Schwarz stand und an der auch die Fakultät beteiligt war, die bischöfliche unter Ausschluß von DC-Prüfern und die bruderrätliche ohne Mitwirkung von Bischof, Konsistorium und Fakultät.<sup>81)</sup>

Präsident Dr. Werner vom EOK in Berlin suchte die Entscheidung gegen den Bischof jedoch nicht auf dem Felde der theologischen Prüfungen. Nach Auflösung einer Superintendentenversammlung in Breslau wegen angeblicher „staatsabträglicher Äußerungen“ des Bischofs sprach er dessen einstweilige Beurlaubung am 24.3.1939 aus, um die „gestörte Ruhe“

<sup>79)</sup> Vgl. W. Schwarz, Die Ev. Theol. Fakultät der Universität Breslau und das Konsistorium; in: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau, Bd. 1, 1955, S. 53.

<sup>80)</sup> Vgl. G. Ehrenforth a.a.O. S. 57; Ernst Hornig: Die Bekennende Kirche in Schlesien 1933-1945 — Geschichte und Dokumente, S. 13 f.

<sup>81)</sup> Vgl. G. Ehrenforth a.a.O., S. 145-154 und E. Hornig a.a.O., S. 28 ff.

in Schlesien wiederherzustellen. Alle Proteste und Einsprüche blieben vergeblich. Die Zwangspensionierung folgte zum 30.11.1941.<sup>82)</sup> Die Prüfungsprobleme waren damit aber noch keineswegs gelöst. Zwar war es dem Präsidenten des EOK gelungen, den ihm nicht willfährigen Bischof auszuschalten. Aber die Auseinandersetzungen zwischen Konsistorium und radikalem Naumburger Flügel der BK hielten an. Der Zwiespalt der Prüfungskommissionen brachte nicht nur die Kandidaten in Gewissenskonflikte und überforderte sie auch weithin, sondern war letztlich Zeichen des Ringens um die Leitung der Kirche.

Damit sind wir zum zweiten Konfliktfeld gelangt. Auch das Konsistorium leitete seine Rechte nicht aus dem Umbruch von 1933 her. Kein Mitglied des Konsistoriums gehörte mehr den Deutschen Christen an. Dazu hatte ein kirchlich eingestellter Präsident die Leitung übernommen. Man konnte also nicht mehr so ohne weiteres die Behauptung einer unkirchlichen, bekenntniswidrigen staatskirchlichen Behörde aufstellen und aufrechterhalten, wie das vielfach geschehen war.

Ihm gegenüber nahm nun der Bruderrat der Naumburger BK auf Grund des verkündeten Notrechts den Anspruch auf Kirchenleitung auf und versuchte, ihn durchzusetzen. Er veranstaltete nicht nur theologische Prüfungen, die das Konsistorium aber als illegal ansah, sondern besetzte auch Pfarrstellen in Bekenntnisgemeinden und veranstaltete Visitationen. Zu allem ließ er sich durch Bekenntnissynoden ermächtigen.

Oberkonsistorialrat Schwarz als Stellvertreter des Bischofs und später Geistlicher Dirigent mußte in der verworrenen Situation vor Kriegsbeginn darauf sehen, das Nebenkirchenregiment in die Schranken zu weisen und alle zur Zusammenarbeit bereiten Kräfte zusammenzuführen. Das hat er in unendlich vielen Besprechungen und unter Hinzuziehung von Vertretern der unterschiedlichsten Gruppen versucht. Der Gedanke der Bildung eines Provinzialkirchlichen Beirats schwebte ihm dabei vor. Dem galten seine unermüdlichen Bestrebungen im Jahre 1941/42 auf den Superintendentenkonventen. „Dabei müssen wir aus der Isolation der Behörde hinaus auf das freie Meer“, notierte er am 26.5.1942. „Zwei Ausschüsse für kirchliche Lebensordnung und für Fragen des Pfarrnachwuchses wurden gebildet.“<sup>83)</sup>

Diese Bemühungen kreuzten sich mit der Einigungsaktion von Landesbischof D. Wurm, der sich im Dezember 1941 mit einem offenen Brief an die gesamte Pfarrerschaft Deutschlands gewendet hatte, um den Zustand der kirchlichen Zerrissenheit und Ohnmacht zu beenden. Auch in Schle-

<sup>82)</sup> Vgl. G. Ehrenforth a.a.O., S. 251 ff.; E. Hornig a.a.O., Dokumente Nr. 89 u. 90, S. 251-264, und Dok. 97, S. 289-293; auch Kurt Meier. Der Evangelische Kirchenkampf, Bd. 3, S. 397; Tgb., H. I, S. 5: „Seit dem Mai ist er (Bischof D. Zänker) beurlaubt gewesen. Eine unwürdige, die Schwäche der Kirche, die Charakterlosigkeit des Ev. OKR, dunkle Intriguen offenbarende Angelegenheit; aber keine Entschuldigung für Unklarheit, die die Dinge nicht sieht, wie sie sind, und völliger Mangel an Linie.“ Auch Wilhelm Rahe, Bischof Otto Zänker, 1967, S. 94 ff.

<sup>83)</sup> Tgb., H. II, S. 11.

sien fand er Widerhall bei Teilen der Pfarrerschaft, so daß sich ein sogen. „Wurm-Ausschuß“ bildete.

Er drohte, die Bemühungen von Oberkonsistorialrat Schwarz und seine konkreten Versuche wieder in Frage zu stellen.<sup>84)</sup> Dabei bleibt festzuhalten, wie Walter Schwarz den Streit der Gruppeninteressen und jeweiligen Gruppentaktik dadurch zu überwinden trachtete, daß er konkrete, zukunftsweisende Arbeitsziele steckte. Hierin sah er mehr Nutzen als im kirchenpolitischen Tagesstreit.

Er selbst war in diesen Jahren rastlos in der Kirchenprovinz zu Superintendentenkonventen, Kirchenältestentagungen, Kirchenjubiläen — viele der friderizianischen Bethauskirchen feierten ihr 200jähriges Bestehen — und Beratungen unterwegs. Hinzu kamen die kirchlichen Ostkonferenzen, — anfangs mißtrauisch vom EOK beobachtet —, die Konferenzen im Berliner EOK, dazu die Schreibtischarbeit im Konsistorium selbst, die immer schwieriger werdende Besetzung der Pfarrstellen und die Berufung neuer Superintendenten und nicht zuletzt die Unzahl der Besuche auch von vielen Pastoren, die im Felde standen und auf Heimaturlaub kamen. Schwer lasteten die Verluste des Pfarrerstandes auf ihm. Notiz am 20.5.1944: „96 gefallen, 28 vermißt im Osten“.<sup>85)</sup> Bischof D. Dibelius schrieb über ihn im Herbst 1945 an den Leiter der Kirchenkanzlei der EKD, Pastor D. Asmussen: „Dann hat man ihn zum geistlichen Dirigenten des Konsistoriums gemacht, was eine der klügsten Berufungen der damaligen Kirchenleitung war. Vor allen Dingen hat er sich — wenn er sich auf seinen Standpunkt stellte — mit Recht immer dagegen gewehrt, so etwas wie ein Nebenkirchenregiment durch die Naumburger gelten zu lassen. Eine Kirchenprovinz — das hat er immer erklärt — könne nur eine kirchliche und geistliche Leitung haben. Innerhalb dieser Schranken hat er sehr ordentlich gearbeitet und sich um die geistliche Ausrichtung der schlesischen Pfarrerschaft und um die Überwindung der bestehenden Gegensätze erfolgreich bemüht“.<sup>86)</sup>

Auf dem Gebiet der theologischen Prüfungen setzte sich jedenfalls das Konsistorium mit OKR Schwarz vom Jahre 1939 an durch. Die Zahl der BK-Kandidaten schmolz immer mehr zusammen und eine ganze Reihe legalisierte die illegalen Prüfungen durch die Ablegung eines Kolloquiums im Konsistorium. Von ORK Schwarz zur sachlichen Mitarbeit im Provinzialkirchlichen Beirat aufgefordert, entzog sich aber der Bruderrat, da er darauf bestand, allein rechte Kirche zu sein. In Schwarz sah er einen Mann der Kirchenbehörde und damit der Verwaltung, dem keine geistliche Leitung zukomme.

Trotzdem konnte der Bruderrat den Geistlichen Dirigenten nicht einer unbiblischen und mit dem kirchlichen Bekenntnis nicht übereinstimmenden Theologie bezichtigen. Auch Ehrenforth gelang in seiner Arbeit über den

<sup>84)</sup> Vgl. G. Ehrenforth a.a.O., S. 18 ff.; Tgb., H. II, S. 24 ff.

<sup>85)</sup> Tgb., H. III, S. 149

<sup>86)</sup> Maschinendurchschrift im Nachlaß W. Schwarz.

Kirchenkampf in Schlesien zu einem Urteil, das an dieser Stelle wiedergegeben werden soll: „Dabei muß offen gesagt werden, daß Schwarz nicht nur seinen deutsch-christlichen, sondern auch seinen Gegnern in der BK sowohl nach seiner theologischen Qualität als auch im Charisma der Kirchenleitung ebenbürtig wenn nicht überlegen war. Es war letztlich doch nicht möglich, zu der geistlichen Arbeit, die dieser Mann vor allem von 1941 an in der Behörde anregend, aufbauend und leitend in Angriff nahm, rundweg nein zu sagen, ohne sich damit ins Unrecht zu setzen. Es war auch nicht angängig zu behaupten, daß eine schriftgemäße kirchliche Arbeit nur innerhalb der BK getan werden konnte.“<sup>87)</sup>

In gewisser Weise damit übereinstimmend, fährt Bischof Dibelius im zitierten Brief an Asmussen fort: „Gerade weil er (Schwarz) von allen geistlichen Dirigenten aus der Aera Hymmen der geschickteste und tüchtigste war, haben sich die Naumburger mit besonderer Schärfe gegen ihn gewandt. Damit waren sie sachlich-kirchlich absolut im Recht — nur daß sie Schwarz eben keinen ebenbürtigen Gegenspieler entgegensustellen hatten.“<sup>88)</sup>

Keine Frage auch, daß das konsequente Handeln des Konsistoriums gleichsam naturgemäß die Gegnerschaft der Naumburger gegen das Konsistorium im allgemeinen und gegen OKR Schwarz im besonderen begründete. „Das Konsistorium behielt (jedoch) seine Bedeutung auch in der Folgezeit nicht nur durch die Stützung, die es durch den EOK in Berlin erfuhr, sondern konnte auch die Tatsache für sich verbuchen, daß die Hälfte der Pfarrerschaft in Schlesien eine neutrale, der kirchlichen Behörde gegenüber in allen Stücken loyale Haltung einnahm. Dem geistlichen Oberkonsistorialrat Walter Schwarz kam dabei immer stärkere Bedeutung zu. Sein vom kirchlichen Wollen bestimmter Kurs versuchte, die verbliebene Integrationskraft der Kirchenbehörde für den volkswirtschaftlichen Zusammenhalt der Provinzialkirche zu nutzen“. So sieht Kurt Meier in seiner ausführlichen Darstellung „Der Evangelische Kirchenkampf“ das konsistoriale Wirken in diesen schweren Jahren.<sup>89)</sup>

### 3. Über den Tag hinaus

Oberkonsistorialrat Schwarz war der Überzeugung, daß man Ziele jenseits des kirchenpolitischen Tagesstreits setzen müsse und sich nicht im Hin und Her des kirchenpolitischen Alltags erschöpfen dürfe. Daher machte er bald nach seinem Eintritt ins Breslauer Konsistorium 1936 den Versuch einer Institutsgründung. Gemeinsam mit Bischof D. Zänker rief er zur tätigen Förderung und regen Teilnahme an den Arbeiten des nach dem Breslauer Reformator benannten Johann-Heß-Instituts auf. Sein Ziel war, „die kirchengeschichtliche Forschung im Bereich der schlesischen Heimat zu fördern“, wie es im Aufruf heißt, nicht zuletzt im Blick auf

<sup>87)</sup> G. Ehrenforth a.a.O., S. 175 f.

<sup>88)</sup> Maschinendurchschrift im Nachlaß W. Schwarz.

<sup>89)</sup> K. Meier a.a.O., Bd. 2, S. 210.

Praxis und Wissenschaft und auch unmittelbar im Geschichts- und Religionsunterricht.<sup>90)</sup> Der Bischof war Vorsitzender des Kuratoriums, Oberkonsistorialrat Schwarz Leiter des Instituts und Herausgeber der Veröffentlichungen. Zwei Buchreihen waren geplant:

1. Quellen zur Schlesischen Kirchengeschichte, die mit dem 1. Band „Schlesische Kirchen- und Schulordnungen von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert“ eröffnet wurden (1938).

2. Beiträge zur Schlesischen Kirchengeschichte, in der Arbeiten über bestimmte Persönlichkeiten wie z.B. „Johannes Neunherz, Liederdichter und Prediger an der Hirschberger Gnadenkirche“, von Karl Brinkel oder „Die politische Predigt von Friedrich dem Großen bis zum Freiheitskriege“ von Dr. Hans Krause vorgesehen waren.

In der Quellenreihe erschien noch 1941 ein weiterer Band „Bittgesuche evangelischer Schlesier an Friedrich den Großen“, herausgegeben von Reinhold Schaefer, eine wahre Fundgrube für die Zeit nach der Gegenreformation.<sup>91)</sup> Auf der Basis des von Walter Schwarz begründeten und vom Konsistorium geförderten Evangelischen Centralarchivs für die Kirchenprovinz Schlesien<sup>92)</sup> und der seit 1936 durchgeführten Bestandsaufnahme der kirchlichen Archivalien in Schlesien wurden solche Arbeiten möglich, die Perspektiven für die Zukunft eröffnen konnten, auch wenn die Gegenwart vielleicht anderes in den Vordergrund schob. Später gab es noch Gespräche über die Abgrenzung zwischen dem Verein für Schlesische Kirchengeschichte, in dem Generalsuperintendent D. Schian während des Krieges noch den Vorsitz führte, und dem Johann-Heß-Institut, da die Arbeit im Rahmen eines Vereins immer schwieriger wurde und man nach Aushilfen suchen mußte.<sup>93)</sup>

Eine andere Institutsgründung war die des Valentin-Trozendorf-Instituts, die sich aus der religionspädagogischen Fragestellung ergab. Eine Abteilung dieses Instituts wurde das am 1. Juli 1941 neugegründete Katechetische Amt und das Amt für Gemeindefrauen, dessen Leitung Frau Angelika Steinbrück, die bisher Geschäftsführerin des Provinzialverbands der Inneren Mission gewesen war, übernahm.<sup>94)</sup> Auch wenn die Naumburger Synode der Auffassung war, dem Evangelischen Konsistorium das Recht auf Ausbildung von Laienkräften grundsätzlich, weil Sache der geistlichen Leitung, absprechen zu müssen, wird man doch fragen dürfen, ob man in der Weise zwischen Verwaltung und geistlicher Leitung einen Trennungstrich ziehen darf, wie es hier immer wieder geschehen ist<sup>95)</sup>.

Frau Angelika Steinbrück jedenfalls fand im Bericht über ihre Arbeit

<sup>90)</sup> Vgl. gedruckter Aufruf im Nachlaß W. Schwarz.

<sup>91)</sup> Vgl. Jahrbuch für schlesische Kirche und Kirchengeschichte, 1954, S. 64 ff.

<sup>92)</sup> Vgl. Anm. 29; W. Schwarz, Kirchliches Archiv- und Bibliothekswesen, in: Deutsches Pfarrerbblatt, 1939, 49-50.

<sup>93)</sup> Tgb., H. I, S. 65.

<sup>94)</sup> Vgl. Angelika Steinbrück, Der schlesische Provinzialverein für Innere Mission, S. 225, in: G. Hultsch (Hrsg.): S. 225: Das evangelische Schlesien, Bd. IV, Das Diakonische Werk.

<sup>95)</sup> Vgl. G. Ehrenforth a.a.O., S. 167 f.

durchaus anerkennende Worte für einen Teil des Konsistoriums. „Ein Dank ... gebührt vor allen Dingen dem geistlichen Dirigenten Oberkonsistorialrat Schwarz, der immer ein offenes Ohr für die Sorgen der I.M. und immer ein williges Herz zum Helfen hatte, der bei aller Zurückhaltung, die in seinem Wesen begründet lag, bei allem vorsichtigen Abwägen der Dinge und Meinungen, das in den Jahren der Auseinandersetzung im Raum der Kirche von vielen nicht verstanden, ja abgelehnt wurde, aber sicher oft nötig war, immer unser Bruder war. Die katechetische und volksmisionarische Arbeit hatte in ihm einen treuen Freund und Förderer.“<sup>96)</sup>

Auch dem Provinzialkirchlichen Beirat wurden in den Unterausschüssen konkrete Aufgaben zugewiesen. So berichtete Walter Schwarz noch im März 1944: „Ich stelle dem Ausschuß für die kirchliche Lebensordnung (v. Schönberg, Sup. Buntzel, Schicha) die Aufgabe, eine geistliche Ordnung des Christenlebens zu schaffen. Der Ausschuß betr. theol. Nachwuchs (Sup. Eberlein, Vangerow, Tuckermann) wird sich mit der Ordination befassen“. Dem Ausschuß Gesangbuch gehörten Büchner, Burkert, H. Scholz, Hennecke, dem Ausschuß für Neuordnung der Verbände etc. Springer, Loheyde, Staude an.<sup>97)</sup>

Lange zuvor hatte sich Walter Schwarz schon mit der Frage der Pfarrkonvente befaßt und mit ihrer Geschichte beschäftigt.<sup>98)</sup>

Wenn es richtig ist, daß die kirchliche Erneuerung beim Pfarrerstand beginnt, so schien es notwendig, die Pfarrkonvente wiederzubeleben und mit geistlichem Leben zu erfüllen. Vieles an Gemeinsamkeiten hatten gerade die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen verschüttet. So entstand in gewissenhafter Vorbereitung und aus eingehenden Erörterungen auf den regionalen Superintendentenkonventen während des Winters 1940/41 eine Konventsordnung, der sachlich eine Berechtigung nicht abzuspüren war.<sup>99)</sup> Aber daß sie vom Geistlichen Dirigenten des Konsistoriums ausging, erregte Widerspruch. Nach mancher Meinung hätte sie vom Bischof ausgehen sollen; der aber war beurlaubt. Die Anmerkung von Ehrenforth, daß OKR Schwarz die Konsultation des Bischofs während dieser Zeit offenbar gemieden habe, dürfte so nicht ganz richtig sein.<sup>100)</sup> Sie wohnten in der Breslauer Generalsuperintendentur nebeneinander, und Schwarz hat dem Bischof sowohl jeden Neujahrstag seine Aufwartung gemacht als auch bei manchem Auftreten Absprachen mit ihm getroffen. Die Naumberger kritisierten an der Konventsordnung „die Mischung aus geistlichen Anordnungen und behördlichen Reglementierungen“. Letztere könnten von einer unter kirchenfremder Gesamtleitung (EOK) stehenden Behörde nicht angenommen werden. „Eine Konvents-

<sup>96)</sup> Vgl. A. Steinbrück, wie Anm. 94, S. 233.

<sup>97)</sup> Tgb., H. III, S. 120.

<sup>98)</sup> Vgl. Sonderdruck W. Schwarz, Gesichtspunkte für eine Geschichte der Pfarrkonvente; Tgb., H. IV, S. 69.

<sup>99)</sup> Vgl. G. Ehrenforth a.a.O., S. 176 f.; Tgb., H. I, S. 11, 30.40.

<sup>100)</sup> Vgl. G. Ehrenforth a.a.O., Anm. 11, S. 176.

ordnung, die in erschütternder Weise an den entscheidenden Nöten kirchlicher Gegenwart vorbeigeht und glaubt, die tiefste Zerrissenheit der Kirche durch angeordnete Gemeinschaftsakte heilen zu können, lehnen wir ab.“<sup>101)</sup> Die Naumburger behielten ihre eigenen Konvente in der Region unter der Betreuung von D. Wilhelm Niesel, danach Lic. Werner Schmauch bei.<sup>102)</sup> Trotz dieser scharfen Ablehnung wird man nicht sagen können, daß diese in den Superintendentenkonventen begrüßte Ordnung vergeblich gewesen ist. Natürlich war sich auch Walter Schwarz darüber klar, „daß es mit Konventsordnungen nicht getan ist, daß es vielmehr auf ihre Verwirklichung ankommt“, wie er in einem späteren Aufsatz über „Gesichtspunkte für eine Geschichte des Pfarrkonvents“ selbst geschrieben hat.<sup>103)</sup>

Der Konventsordnung folgte eine „Geistliche Ordnung des Pfarrerberlebens“. Über die Geschichte ihrer Entstehung, ausgehend von einem Referat Superintendent Loheydes über Luthers „ratio vivendi sacerdotum“ auf einem Superintendentenkonvent in Friedeberg/Queis, berichtete Walter Schwarz später ausführlich im Jahrbuch für Schlesische Kirche und Kirchengeschichte 1954, Bd. 33.<sup>104)</sup> In anderthalb Jahren vom Februar 1943 an wurde viel Mühe und Arbeit an diese Ordnung gewendet. In der 5. Fassung hatte sie nach vielen Beratungen, Besprechungen und Korrespondenzen endlich die druckreife Form gefunden. Wieviel Walter Schwarz gerade an dieser Arbeit lag, geht aus seinen vielfachen Tagebuchnotizen hervor. Und dann am 19.8.1944 war es soweit: „Eine ganz große Freude: Hultsch bringt von Krakau 4000 Stück der Geistlichen Ordnung, in den letzt möglichen Tagen in Tarnow gedruckt. Nachdem alle Bemühungen, in Wien, in Holland, in Breslau die Ordnung zu drucken, gescheitert sind, ist dies eine Fügung, die ich dankbar empfinde.“<sup>105)</sup> Diese Ordnung hat ihren Weg auch in andere Landeskirchen gefunden und ist dort ohne Wissen um ihre Herkunft nachgedruckt worden. Nach dem Zusammenbruch hat sie eine Überarbeitung erfahren. Sie ist auf Antrag des Ersten schlesischen Kirchentages 1952 als Neudruck durch die Ev. Zentralstelle in Düsseldorf im Jahre 1954 aufgelegt worden.

Das Konsistorium der Kirchenprovinz Schlesien ist im Januar und Februar 1945 in den Untergang des deutschen Ostens hineingerissen worden.<sup>106)</sup> Unmittelbar nach Kapitulation der Festung Breslau bildete sich dort aus Mitgliedern der Notkirchenleitung des Bruderrats der Naumburger BK, Synodalen der Naumburger Synode und bewährten Männern der Kirche eine neue Kirchenleitung, die für sich in Anspruch nahm, die Evangelische Kirche für Nieder- und Oberschlesien zu repräsentieren,

<sup>101)</sup> Vgl. E. Hornig a.a.O., S. 321 ff.; auch S. 36 f. mit Anm. 152/3.

<sup>102)</sup> Vgl. E. Hornig a.a.O., S. 35 mit Anm. 149.

<sup>103)</sup> Vgl. Anm. 98.

<sup>104)</sup> Vgl. Jahrbuch wie 91, 1954, S. 107 ff.

<sup>105)</sup> Tgb., H. IV, S. 16.

<sup>106)</sup> Zur militärischen Lage in diesen Tagen vgl. die Zeitschrift: Schlesien, Heft I/85, S. 46 ff.

freilich ohne zu ahnen, selbst bald nach Görlitz ausweichen und das alte Schlesien der polnischen Verwaltung überlassen zu müssen.<sup>107)</sup> Zur Kirchenversammlung in Treysa vom 27.8. bis 1.9.1945 entsandte diese neue Breslauer Kirchenleitung zwei Abgesandte: Pfarrer Lic. Konrad und Ingenieur Milde. Sie erreichten die Anerkennung dieser Kirchenleitung, während Präsident D. Hosemann und OKR Schwarz nur als Gäste der Konferenz beiwohnen durften und nicht als offizielle Teilnehmer zugelassen wurden.<sup>108)</sup>

Nach dem Bericht von Schwarz warf Konrad „den Pfarrern vor, daß sie Schlesien verlassen und sich im Westen Pfarrstellen gesucht hätten, daß das Ev. Konsistorium sie ohne Parole gelassen und verlassen habe“.<sup>109)</sup> Nach seinen Angaben wären noch 2,5 Millionen Menschen in Schlesien, wo das Land versteppe. Durch diese Anklagen war das geplante Fürsorgewerk für die Ostpfarrer im Westen, um das sich gerade die abgetanen preußischen Ostkirchenleitungen, darunter auch Hosemann und Schwarz, bemüht hatten, torpediert und schwer bloßgestellt, obwohl nicht nur die Zahl der nach Westen gelangten Pastoren, sondern auch die der Gemeindeglieder bereits groß war und die wilden Vertreibungen längst vor der Potsdamer Konferenz eingesetzt hatten.

Zu Konrads Ausführungen heißt es weiter im Tagebuch Schwarz: „Ich überlegte mit Hosemann. Eine Entgegnung? womöglich ein Disput? vor dieser BKversammlung? wo längst vergangene Situationen kaum deutlich zu machen waren? Wir gaben zum Schluß eine Erklärung zu Protokoll, um den Pfarrern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und Tatsachen festzustellen“.<sup>110)</sup> Die Protokollerklärung stehe am Ende dieses Abschnitts als weithin unbekanntes Dokument aus dieser Zeit. Sie erforderte heute im zeitlichen Abstand zu den Vorgängen eigentlich eine ausführliche Dokumentation, die vielleicht einmal später folgen kann, um die bisherigen einseitigen Darstellungen zu korrigieren.

Die Treysaer Protokollnotiz vom 31.8.1945: „Pfarrer Dr. Konrad hat in seinem Bericht über die schlesischen Verhältnisse die bisherige Kirchenleitung Schlesiens schwer angegriffen, indem er erklärt hat, die schlesische Pfarrerschaft sei von der alten Kirchenleitung im Stich gelassen worden und Maßnahmen für den Katastrophenfall seien nicht getroffen worden. Die unterzeichneten Verantwortlichen für das Schlesische Konsistorium hatten als Gäste der Konferenz keine Möglichkeit gegen die harte Kritik Einspruch zu erheben, wollten auch persönliche Auseinandersetzungen vor der Konferenz vermeiden. Da ihr Schweigen aber teilweise als Zugeständnis gedeutet würde, bitten sie nachstehende Gegenerklärung den Protokollakten beizufügen.

Bereits seit August 1944 haben die Unterzeichneten unter persönlichem Einsatz auf allen Superintendentenkonventen die Superintendenten er-

<sup>107)</sup> Vgl. G. Ehrenforth a.a.O., S. 264; E. Hornig a.a.O., S. 72 f.; 343 f.; 357.

<sup>108)</sup> Vgl. Tgb., H. V, S.134, 139 f.

<sup>109)</sup> Tgb., H. V, S. 139.

<sup>110)</sup> Tgb., H. V, S. 139.

sucht, sich und die Pfarrer ihrer Kirchenkreise auf den Katastrophenfall vorzubereiten. Schriftliche Weisungen durften damals für diesen Fall nicht herausgegeben werden, so daß nur mündliche Weisungen übrig blieben. Es wurde von den Unterzeichneten unter ausnahmsloser Billigung aller Superintendenten die Anordnung gegeben: Jeder Pfarrer hat bei seiner Gemeinde zu bleiben; muß die Gemeinde auf staatlichen Befehl in die Fremde ziehen, so muß der Pfarrer ziehen; wird die Gemeinde geteilt, so muß der Pfarrer nach eigener Gewissensentscheidung sich schlüssig werden, ob er um seiner Amtspflicht willen bleiben oder mit dem Gemeindegemeinde mitziehen muß.

Wirtschaftlich hat der Kon. Präs. als damaliger stellvertretender Vorsitzender der Finanzabteilung nahezu 1 1/2 Millionen RM unter eigener Verantwortung, ohne Ermächtigung aus Berlin flüssig gemacht und unter die Superintendenten verteilt, so daß jeder Superintendent in der Lage war, alle kirchlichen Gehaltsempfänger seines Kreises einschl. Ruheständler, Witwen und Waisen mit Geldmitteln in Höhe von einem Vierteljahresbetrag der laufenden Bezüge zu versehen.

Als die militärische Umklammerung bevorstand, hat das Konsistorium seinen Sitz nach Görlitz verlegt. Es entsprach dies behördl. Anordnungen und dem Vorgang zahlreicher Behörden. Entscheidend aber war für das Konsistorium, daß es dafür sorgen mußte, seine Tätigkeit für ganz Schlesien solange wie möglich aufrecht zu erhalten. Von Breslau aus war aber damals ein Arbeiten nur noch in geringem tägl. kleiner werdenden Umfang möglich. 4 Kons- Räte (3 Juristen, 1 Theologe) mußten zurückbleiben. Die Verlegung wurde in der letzten Nacht soweit irgend möglich bekannt gemacht; ein Anschlag an der Haustür gab die neue Anschrift bekannt. Der Konsistorialpräs. fuhr zunächst nach Görlitz, um die neue Dienststelle dort einzurichten und die Unterbringungsmöglichkeiten zu prüfen. Er wollte dann nochmals nach Breslau zurückkehren, doch wurde ihm die Rückreise durch die maßgebende Behörde verwehrt. Als nach Monatsfrist die Zustände auch in Görlitz unhaltbar wurden<sup>111)</sup>, und der EOK trotz sofortiger Berichterstattung noch keine Entscheidung getroffen hatte, wurde entsprechend dem Vorgehen anderer Konsistorien den Behördenangestellten der Auftrag erteilt, sich dem EO(K) zur Verfügung zu stellen, um die notwendigen Verwaltungsmaßnahmen weiterzuführen. Eine in letzter Minute vom EO(K) eingehende telegraphische Weisung, sich wegen Unterbringung mit dem LKA Dresden in Verbindung zu setzen, konnte nicht mehr befolgt werden, weil Telegraphie, Telefon und Eisenbahnverkehr mit Dresden inzwischen gesperrt war.

So ist es tatsächlich unrichtig, daß das Konsistorium nichts getan hätte zur Meisterung des schlesischen Notstandes. Wenn einzelne Pfarrer oder Superintendenten versagt haben sollten, oder die Pfarrkonvente nicht alle Pfarrer erreichten, so dürfen diese Einzelvorgänge doch nicht verallgemeinert werden. Für das Konsistorium handelte es sich um schwerste Ge-

<sup>111)</sup> Vgl. Anm. 106.

wissensentscheidungen in einer Lage, die heute kaum noch vorstellbar ist, da heute klar vor Augen als Vergangenheit liegt, was damals verborgene Zukunft war. Jedenfalls sollte man nicht urteilen, ohne alle Tatsachen zu kennen und dem Angegriffenen Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben zu haben.“<sup>112)</sup>

### III. Sohn des schlesischen Landes

Am schlesischen Land und seinen Menschen hing das Herz von Walter Schwarz. Hier war er von familiärer Seite her verwurzelt. Geschichte und Kultur waren ihm, dem abstraktes Denken ferner lag, Werte, um deren Kenntnis und Erforschung sich zu bemühen lohnendes Ziel war, ohne den Blick auf die großen Zusammenhänge deshalb außer acht zu lassen.

#### 1. Herkunft und Jugend

Walter Schwarz entstammt einer seit Generationen in Schlesien ansässigen Familie. Er hat seine Herkunft nie verleugnet, seinen Eltern stets ein dankbares Gedächtnis bewahrt und einen ausgesprochenen Familiensinn besessen, den er auch im Alter noch gepflegt hat.

Am 3. Dezember 1886 als Ältester unter später drei Geschwistern in Hirschberg i. R. geboren, ist er dort zunächst mit der ihm folgenden Schwester Margarete, später verheiratete Treutler, aufgewachsen. Die Eltern hatten nach ihrer Heirat ihre erste Häuslichkeit in einem bescheidenen villenartigen Gebäude an der Promenade eingerichtet, das in der Familie der niedrigen Räume im ersten Stock wegen oft als „Hütte“ bezeichnet wurde. Der Vater war bereits seit Michaelis 1879 als Altphilologe am Hirschberger Gymnasium tätig und seit 1881 als Gymnasiallehrer angestellt. Die Mutter, jüngste Tochter des späteren Landgerichtsdirektors Eberhard Sachse in Oppeln, hatte zuvor dem verwitweten Vater den Haushalt geführt. Nach seiner Zuruhesetzung 1892 folgte er ihr nach Hirschberg. Die glückliche Ehe der Eltern bei aller Verschiedenheit der sich gegenseitig ergänzenden Temperamente, die Befriedigung des Vaters in seinem Lehrberuf und die lange Friedenszeit nach dem deutschen Einigungskrieg von 1870/71 boten die besten Voraussetzungen für eine geborgene Kindheit und stetige Entwicklung des jungen Menschen. Die Erziehung lag, wie der Vater meinte, „naturgemäß“ in der Hauptsache bei der Mutter, der der Sohn zeitlebens bis in die letzten Jahre während des 2. Weltkrieges in Glatz eine besondere Zuneigung bewahrte. Die Schulzeit bereitete dem Jungen keine Not. Er besuchte das Hirschberger Gymnasium nach entsprechender Vorbereitung auf der Mittelschule und blieb dort bis Obertertia. Die Hirschberger Jahre begründeten eine Vorliebe für das Gebirge, auf das man aus dem Fenster der 1895 bezogenen Wohnung am Fuße des Cavalierbergs blickte und das in späteren Jahren so oft zum Urlaubsziel werden sollte.

Über den weiteren Familienkreis hinaus entwickelte sich ein reger Ver-

<sup>112)</sup> Maschinendurchschrift im Nachlaß W. Schwarz.

kehr mit Kollegen und auch dem Direktor. Hier kreuzten sich zum ersten Mal die Wege mit Elsbet Thalheim, dessen ältester Tochter. Vom gemeinsamen Spiel wird berichtet. Noch im 2. Weltkrieg erinnerte sich<sup>113)</sup> Walter, in Jungentagen mit Elsbet vom Herdberg heruntergerodelt zu sein. Hermsdorf am Kynast, das der Vater besonders schätzte, schwebte ihm in späteren Jahren als Ruhestandssitz vor. Das Riesengebirge war auch bevorzugtes Feriengebiet der Eltern im Sommer. Erinnerungen an eine Sommerfrische mit den Eltern auf der Bradlerbaude wurden wach, als er 1943 und 1944 sich dort unterhalb von Schnee gruben- und Peterbaude auf der böhmischen Seite wieder aufhielt. „Wir haben es gut getroffen in der Bradlerbaude, die so voll von Erinnerungen für mich ist an die Sommer 1897 und 1898. Noch sehe ich meinen Vater, seine italienische Lektüre treibend, vor der Baude auf- und abgehend. Die bange Zeit, die wir dort verbrachten, ... ist mir unvergeßlich. Und das Spielen am Bärenbach. Und die große Überschwemmung 1898, die in Spindlermühle das Hotel „Deutscher Kaiser“ umriß und uns drei Tage später als sonst in unserer Abgeschlossenheit den Tod Bismarcks vernehmen ließ. Auch dem Jungen (11jährig) war der Ernst dieses Ereignisses deutlich nach dem Eindruck, den es auf die ältere Generation machte. Die Baude, in der wir primitiv wohnten, ist 1911 abgebrannt. Der jüngste Sohn nach dort geltendem Erbrecht übernahm die Brandstätte und baute neu auf ... Die Baude ist heute größer und komfortabler, aber noch ohne elektrisches Licht, was uns im Sommer nicht störte, und ohne Rundfunk, was uns sehr lieb war, wenn gleich die allgemeine Situation und Zeitungslosigkeit auch manchmal bedrückend war.“<sup>114)</sup> Neben der Bradlerbaude gab es auch Ferien auf den Grenzbauden oberhalb Schmiedebergs oder im Winter Abfahrten mit Hörnerschlitzen oder Rodel von dort.

Jugenderinnerungen hafteten aber nicht nur an Hirschberg und dem Gebirge. Denn die Jahrhundertwende brachte Veränderungen und eine Wanderschaft durch verschiedene Regionen der Provinz mit sich, wie es Beamtenfamilien nicht nur damals gehen konnte. Die Vielfalt des Landes, der Menschen und ihrer Eigenarten, aber auch der Schulen lernte Walter Schwarz kennen. Die Umgebung der neuen Wohnorte oder eigentümliche Landschaften erwanderte er sich mit seinem Vater. Dieser war Ostern 1900 nach Bunzlau versetzt und dort mit der Leitung des Gymnasiums beauftragt worden, d.h. er wurde dem Direktor zugeordnet, um diesem die Verwaltungsarbeit abzunehmen. Er meinte später, in diesen Jahren „Direktor gelernt“ zu haben.

Die vermögende Stadt hatte 1858 das Gymnasium gegründet und ihre Ehre darin gesetzt, einen stolzen Bau zu errichten, wie ihn wohl nur wenige Kleinstädte aufzuweisen hatten. „Auch sonst zeigte die Einrichtung nicht jene fürchterliche Ärmlichkeit, die ich von Hirschberg her gewöhnt war. Dazu kam, daß das Haus abseits von der Straße lag und von gärtnerischen Anlagen umgeben war. Kurz, ich habe oft den Stadtvätern von Bunzlau

<sup>113)</sup> Vgl. Tgb., H. IV, S. 158.

<sup>114)</sup> Tgb., H. II, S.: 131 f.

für ihre Freigebigkeit gedankt und dabei gesagt, daß es doch ganz gut ist, wenn der Staat nicht bei allem seine Hand im Spiele hat.“<sup>115)</sup> Das war eine den Vater charakterisierende kurze Bemerkung, die den sonst an große Sparsamkeit und Bescheidenheit gewöhnten preußischen Beamten verriet. In die Bunzlauer Zeit fiel auch der Konfirmandenunterricht bei Superintendent Straßmann, der sich „wohlwollenderweise mit einem halbjährigen Unterricht begnügte“.<sup>116)</sup> Am 28.3.1901 noch vor Ostern fand die Einsegnung statt.

Mit den Primanerjahren trat Oberschlesien in den Gesichtskreis des Heranwachsenden; für den Vater, der in Lubschau bei Lublinitz dicht an der Grenze zu Polen geboren war, keine terra incognita. Fraglos haben Kenntnis des Landes, Einfühlungsvermögen in die Denkungsart der Menschen und Zugang zu den Besonderheiten des Grenzlandes gerade auch in späterer Zeit in den Erlebnissen und Erfahrungen dieser Zeit seiner Jugend ihren Grund.

1903 war der Vater zum Direktor des Gymnasiums in Pleß ernannt worden, so daß die Bunzlauer Zeit nur eine Episode blieb. Die „evangelische Fürstenschule“, Gründung des Fürsten Pleß in der kaum 5000 Einwohner zählenden Kreisstadt an der äußersten Grenze des Reichs, war nach wenigen Jahren an den Staat abgetreten worden, wiewohl sich der Fürst unter der Bedingung der Bewahrung des evangelischen Charakters der Schule zur Zahlung eines jährlichen Zuschusses und der Kosten für ein neues Schulgebäude verpflichtet hatte. Es umfaßte die Klassenräume, eine einfach gehaltene Aula und die Amtswohnung des Direktors. Das Kollegium bestand außer dem Direktor aus 9 Oberlehrern, 1 wissenschaftlichen Hilfslehrer und 1 technischen Lehrer. Die Schülerzahl betrug durchschnittlich 200, zu 50 % evangelischer, etwa 43 % katholischer und 7 % jüdischer Religion. Eine Besonderheit war das von einem Trägerverein, in dem der Direktor den Vorsitz führte, unterhaltene Alumnat mit bis zu 19 Plätzen.<sup>117)</sup>

Etwas ganz Neues war allerdings das „polnische“ Element unter den Schülern. Der Vater konnte sich nicht erinnern, daß diese Jungen, die doch vielfach erst in der Dorfschule Deutsch gelernt hatten, durch Mangel an Sprachkenntnissen Schwierigkeiten gemacht hätten. Nationale Bestrebungen irgendwelcher Art traten damals noch nicht hervor. Die ganze polnisch-nationale Bewegung ist nach dem Urteil des Vaters erst später künstlich entfacht worden. Der (wasser-) polnisch sprechende Oberschlesier hat sich damals nicht als Pole gefühlt. Erst landfremde Hetze fing dann an, ihm einzureden, daß er unter preußischer Herrschaft bedrückt werde und eigentlich das Kongreß-Polnisch, das er z.T. gar nicht verstand, als seine Muttersprache anzusehen habe.<sup>118)</sup>

<sup>115)</sup> Erinnerungen des Vaters (Maschinendurchschrift), S. 98.

<sup>116)</sup> Wie vor S. 99.

<sup>117)</sup> Wie vor S. 104 ff.

<sup>118)</sup> Wie vor S. 106.

Der Umzug vor dem Osterfest 1903 verlief nicht ohne Dramatik. Nicht nur die bevorstehenden Festtage waren die Gründe, sondern vier Tage nach dem Fest schneite es noch derartig, daß der Wagenverkehr in der Stadt völlig lahmgelegt war. Trotzdem kam die Familie schließlich in der Amtswohnung gut unter. Der Primaner absolvierte die letzten Schuljahre ohne Komplikationen.

Von Pleß aus wurden die damals üblichen Turnfahrten meist in die Beskiden unternommen.<sup>119)</sup> Einmal war der Vater mit den Primanern sogar in Krakau. Aus all dem ist zu ersehen, wie problemlos sich damals der Verkehr über die Grenze abspielte und im Gegensatz zu heute keinerlei Schwierigkeiten bereitete. Neben dem fürstlichen Park war auch die nähere Umgebung nicht ohne Reize. Von dem nahen Solbad Gottschalkowitz hatte man eine Aussicht auf die Beskiden fast wie von der Warmbrunner Promenade auf das Riesengebirge. Schönster Punkt der Umgebung war zweifellos der Klimtschok (1119 m)<sup>120)</sup>, so hoch wie die Brocken, der von der damals österreichischen Grenzstadt Bielitz aus in zwei bis drei Stunden erstiegen werden konnte, um dann über Klementinenhütte nach Pleß zurückzukehren. An Tarnowitz und die in ganz Oberschlesien damals berühmte Ungarweinstube von Slazek erinnerte sich Walter Schwarz, als er sie im 2. Weltkrieg freilich nur noch als ziemlich heruntergekommenes Lokal wiederfand.<sup>121)</sup> Die Zeit in Pleß schloß für ihn mit dem Abiturexamen am 22. März 1905.

## 2. Berufswahl und Breslau als Wirkungsfeld

Berufswahl und Studium ließen zunächst über Schlesiens Grenzen hinaus blicken. Das Heimatgefühl des Schlesiers war ja nicht in der Weise eng, daß er neben Schlesien nichts hätte gelten lassen. Frühere Generationen mußten sogar zu Studienzwecken immer die Heimat verlassen, da Schlesien bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts über keine eigene Hochschule verfügte. Erst in der preußischen Zeit verlegte Friedrich Wilhelm III. die Universität Frankfurt/O. in die schlesische Hauptstadt und verschmolz sie mit der dortigen katholischen Hochschule Leopoldina im Jahre 1811. Studienjahre außerhalb aber weiteten und schärften den Blick durch Vergleich mit anderen Stämmen und Sitten. Sich in der engeren Heimat zuhause zu fühlen und zugleich im größeren Deutschland sich nach Land und Leuten, Geschichte und kulturellen Besonderheiten umzutun und umzuschauen, schließt sich ja keineswegs gegenseitig aus.

Der Weg zum akademischen Studium war vorgezeichnet. Urgroßvater und Vater waren diesen Weg gegangen, der eine als Mediziner, der andere als klassischer Philologe. Nur der Großvater hatte die Landwirtschaft vorgezogen. Walters Neigung zur Theologie schien beim Vater auf gewisse Bedenken zu stoßen, weniger dagegen bei der Mutter. Auch von dem Großvater Sachse hieß es, daß er schwerlich mit solcher Berufswahl ein-

<sup>119)</sup> Wie vor S. 107.

<sup>120)</sup> Vgl. Walter Kuhn, Geschichte der deutschen Sprachinsel Bielitz, 1981 S. 17.

<sup>121)</sup> Vgl. Tgb., H. III, S. 5.

verstanden gewesen wäre. Er war zwar alter preußischer Richter in ehrenvollstem Sinne dieses Wortes. Denn sein hervorstechender Charakterzug war die Gerechtigkeit als die sein ganzes Leben beherrschende und durchdringende Macht. Aber er war gänzlich unkirchlich<sup>122)</sup> wie ein großer Teil der damals gebildeten Schicht. Die erste Immatrikulation in Halle erfolgte noch als stud. theol. et phil., aber der Philologie hat er sehr bald den Laufpaß gegeben. Entscheidend wirkten auf ihn die drei nächsten theologischen Semester in Marburg ein. Die Atmosphäre der hessischen Universitätsstadt nahm ihn gefangen, und er gewann tiefe Eindrücke vom hessischen Volksleben und eine Liebe zu August Friedrich Christian Vilmar, dem Schulmann, Theologen und streitbaren Publizisten. Sein Collegium Biblicum vermittelte ihm zeitlebens viele biblische Einsichten. Seine Literaturgeschichte und seine pastoraltheologischen Blätter regten ihn zur näheren Beschäftigung mit ihm an, so daß er 1938 im Furche-Verlag eine kleine Biographie über seinen „Heiligen“ in der Reihe „Gotteszeugen aus 2000 Jahren Kirche Jesu Christi“ veröffentlichte. Sie trug den Untertitel „Ein Leben für Volkstum, Schule und Kirche“. <sup>123)</sup> Nicht nur das Elternhaus, sondern auch dieser Mann förderte seinen Sinn für Kultur- und Bildungs-, vor allem aber auch die Schulpolitik, für die er sich stets ein lebendiges Interesse bewahrt hat.

Die Umgebung von Marburg erschloß sich ihm auf vielen Wanderungen. Die innere Verbindung hat er nicht abreißen lassen. Am 14./15.8.1945 sah er das damals zerstörte Marburg wieder. Per Anhalter erreichte er die Stadt. „Eigen war mir ums Herz, als ich ... die Straße nach Marburg fuhr. Dort ist ein Stück meines Lebens geblieben. Lange war ich nicht da gewesen. Wir fuhren durch die hessischen Dörfer. Sie waren nicht reinlicher geworden seit meiner Studienzeit! Jetzt lagen amerikanische Neger in ihnen als Besatzung. Vor der Einfahrt nach Marburg ein Zeltlager für deutsche Kriegsgefangene, ganz unter Wasser. Die Gegend um den Bahnhof ist ganz zerstört; aber St. Elisabeth unversehrt! Ich wanderte herauf durch die Stadt; die Wege schienen mir länger als früher. 39 Jahre war es her, daß ich sie als Student gegangen war. Da ging es zum Fechtboden, da zur Wohnung D. Rades (Martin Rade, Prof. für system. Theologie und Herausgeber der „Christlichen Welt“, 1857-1940), da zum Roten Graben, wo auch Frau von Veith gewohnt hat, da zu Elwerts Buchhandlung; da hatte mein verhuzzelter Bälgetreter gewohnt, der mir beim Orgelspiel gedient hat. Noch trugen die Frauen und Mädchen die Hessentracht. In den engen und steilen Gassen die amerikanischen Autos. — Am 15.8. (1945): Ein Vormittag in Marburg, bei regnerischem Wetter. Zuerst auf dem Friedhof zum Grabe von A. Fr. Chr. Vilmar.“ <sup>124)</sup> Auf seinen Spuren bin ich s.Zt. auch in Kassel und Umgebung gewandert. Der Marburger Zeit folgte ein Semester in Berlin, wo damals Männer wie

<sup>122)</sup> Vgl. Erinnerungen des Vaters, S. 68.

<sup>123)</sup> Walter Schwarz, August Friedrich Christian Vilmar, Berlin 1938.

<sup>124)</sup> Vgl. Tgb., H. V, S. 123-125.

Bernhard Weiß, Adolf von Harnack, Karl Holl und Julius Kaftan mit anderen die Theologische Fakultät repräsentierten. Die Zeit mag zu kurz bemessen gewesen sein, um tiefer einzudringen. Jedenfalls führte Ostern 1908 der Weg für die beiden Abschlußsemester zurück nach Schlesien an die Breslauer Friedrich-Wilhelms-Universität. Anfang April legte er hier die 1. theologische Prüfung mit dem Prädikat „im ganzen gut“ ab.

Noch einmal ging er, wie schon berichtet, für ein Vierteljahr nach Hamburg, von wo er einen Anstoß zur Inneren Mission Johann Hinrich Wicherns erhielt. Doch dann hatte Schlesien ihn wieder. Militärische Dienstzeit, praktische theologische Ausbildungszeit als Vikar und erste pfarramtliche Tätigkeit vollzogen sich in der Heimatprovinz und heimatlichen Kirche.

Zur Ableistung der Militärdienstzeit meldete er sich im ober-schlesischen Ratibor, dem neuen Wohnsitz der Eltern seit Oktober 1908. Er erhielt seine Ausbildung als Einjährig-Freiwilliger bei dem in Ratibor stehenden 62. Infanterie-Regiment unter tüchtigen Offizieren und Unteroffizieren, unter denen lediglich ein junger Leutnant sich dem Akademiker gegenüber nicht sehr wohlwollend zeigte. Körperlich hat ihm der Dienst nichts ausgemacht.

Freilich lernte er auch des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr und die Eintönigkeit des Kasernenhofes kennen. Doch verstand er es durchaus, sich mit den Kameraden in dem ober-schlesischen Regiment einzurichten. Rasselwitz bei Neiße hatte er als schönstes Manöverquartier in guter Erinnerung.<sup>125)</sup> Am 31.3.1910 wurde er nach der Regel zum Gefreiten befördert und am 30.9. d.J. bestand er das Offiziersexamen. Gerne hätte er noch die beiden militärischen Übungen zum Reserveoffizier angeschlossen. Doch der damalige gestrenge Generalsuperintendent D. Nottebohm legte sich quer. Trotz seiner eigenen Teilnahme am Feldzug 1870/71 war er nicht geneigt, bei den Kandidaten der Theologie militärische Neigung aufkommen zu lassen.<sup>126)</sup>

So endete die Soldatenzeit in Ratibor am 30.9.1910 mit der Entlassung als Unteroffizier d.R. und Qualifikation zum Reserveoffizier, ohne daß der Theologe in späterer Zeit den Dienst noch einmal aufzunehmen brauchte. In seiner Bibliothek aber sammelte er aus historischem Interesse eine ganze Reihe militärischer Biographien, die er seinem Ältesten übereignete, als dieser die aktive Offizierslaufbahn einschlug.

Das Konsistorium schickte ihn nunmehr zur praktisch-theologischen Ausbildung nach Nieder- bzw. Mittelschlesien. Am Anfang stand ein sechswöchiger Informationskursus am Volksschullehrerseminar in Sagan, um die catechetischen Fähigkeiten anzuregen. Zum 1.12.1910 erfolgte die Einweisung ins Lehrvikariat zu Superintendent Richers in Steinau a.O. Der damals selbstverständlich noch unverheiratete Vikar wohnte wie üblich im Pfarrhaus und wurde auch in den Kreis der Familie aufgenommen.

<sup>125)</sup> Vgl. Tgb., H. II, S. 195.

<sup>126)</sup> Vgl. Erinnerungen des Vaters, S. 138.

Die gütige Frau des Superintendenten machte dem Kandidaten das Einleben nicht schwer. Dem Superintendenten begegnete er mit gebührendem Respekt vor dessen Amt. So hat er auch diesem Pfarrhaus ein dankbares Andenken bewahrt. Nach Ablauf des Lehrvikariats blieb Walter Schwarz bis auf kurze Monate, in denen er Superintendent Biehler in Bad Charlottenbrunn unterstützen sollte, in Steinau, um sich auf die nächste Prüfung vorzubereiten. Anfang März 1912 absolvierte er den vorgeschriebenen Examensgang: Zwei Klausuren, eine Examenspredigt in der Breslauer Hofkirche und eine mündliche Prüfung. Auch diese Probe bestand er mit dem gleichen Prädikat wie zwei Jahre zuvor die erste Prüfung. Der Ordination in der Magdalenenkirche zu Breslau, der Ordinationskirche der schlesischen Pastoren, durch Generalsuperintendent D. Nottebohm am 20.3.1912 konnte die Mutter beiwohnen. Die Berufung ins geistliche Amt war damit vollzogen, und der Weg zum Dienst in der schlesischen Heimatkirche stand nun offen.

Von Bad Charlottenbrunn als erster Station pfarramtlichen Wirkens war schon die Rede. 1912 wurde Walter Schwarz auf die dortige Vikariatsstelle eingewiesen und machte von dort aus den vergeblichen Versuch, auf eine ordentliche Pfarrstelle in Sagan gewählt zu werden. Da traf es sich gut, daß die Vikariatsstelle in eine zweite Pfarrstelle für die Gemeinde im Waldenburger Bergland umgewandelt wurde. Der Patron, Rittmeister a. D. Böhm, Besitzer des an Bad Charlottenbrunn angrenzenden Ritterguts Tannhausen wurde von Superintendent Biehler dahin bestimmt, diese neu begründete Pfarrstelle dem jungen Pastor zu übertragen. Am 16. Februar 1913 erfolgte die feierliche Amtseinführung. Der schlanke Turm der Kirche über dem Ort, zeichnerisch festgehalten, hing noch später als kleines eingerahmtes Bild in der Breslauer Wohnung in Erinnerung an diese erste Zeit, in die auch Heirat und Geburt des 1. Kindes fielen.

Ein zweites Pfarrhaus war noch nicht vorhanden. So mietete die Gemeinde für den Pastor eine Wohnung im 1. Stock des freundlichen Hauses von Tischlermeister Michalk. Die Eltern stellten dem Sohne die von der Mutter des Vaters ererbten Kirschbaummöbel als Wohnzimmer zur Verfügung. Sie haben später das Arbeitszimmer von Walter Schwarz in den Breslauer Jahren möbliert. Die Eltern kauften aber dem Sohne auch ein Piano zum damals stolzen Preise von 1250 M, allerdings abzüglich 10 % wegen Barzahlung, wie der haushälterische Vater in seinen Erinnerungen festgehalten hat.<sup>127)</sup>

Gründe dafür, die Hochzeit mit Elsbeth Thalheim, der Tochter des inzwischen in Breslau als Provinzialschulrat tätigen früheren Hirschberger Direktors aufzuschieben, bestanden nicht. Da man damals auf eine abgeschlossene Ausbildung der Tochter — sie hatte 7 Semester neuere Philologie und Germanistik studiert — noch nicht absoluten Wert legte, stand nach der Verlobung am 29. Juli 1913 der Hochzeit nichts mehr im

<sup>127)</sup> Wie vor S. 139.

Wege. Am 6. Januar 1914 wurde das Paar in der Breslauer Johanniskirche durch den blinden Superintendenten Berthold aus Pontwitz getraut.

Der Krieg brach unversehens im gleichen Jahre aus. Daß die Jahre von 1916 bis 1919 ein Zwischenspiel in der Nachbarprovinz dargestellt haben, ist bereits gesagt. Die Nachbarprovinz war ja kein Ausland. Vielmehr bestanden schon in früheren Jahren familiäre Beziehungen z.B. nach Krotochin, wo Großeltern beider Eheleute Jahre gelebt hatten. Auch war der Bruder des Vaters im Kreise Hohensalza (Inowraclaw) als Landwirt ansässig geworden. Doch der Ausgang des Krieges führte in die Heimatprovinz zurück und zwar nach Breslau, der Hauptstadt, die von 1919 bis 1945 also ein Vierteljahrhundert sozusagen in den besten Mannesjahren die Ausgangsbasis für das vielfältige Wirken werden sollte.

Die beiden Wirkungsstätten in Breslau, das Mietshaus am Schweidnitzer Stadtgraben 29, in dem der Ev. Preßverband für Schlesien allmählich seine Büros ausweitete, und das Evangelische Konsistorium am Schloßplatz 8, ein bescheidener schmuckloser Bau, lagen nicht weit auseinander. In Erinnerung an einen Besuch im früheren Posener Konsistorium im Jahre 1943, das sich damals allerdings nur noch Büro der Kirche nennen durfte, konnte er allerdings feststellen: „Wie froh können wir über unseren alten Kasten am Schloßplatz 8 sein: denkbar schlicht, aber doch in Ordnung“.<sup>128)</sup> Mit heutigen Behördenbauten verglichen, kann man sich freilich nur wundern, welche Arbeit damals in diesen bescheidenen Räumen geleistet worden ist. Heute ist dieses erhalten gebliebene Gebäude von der polnischen Evangelisch-Augsburgischen Gemeinde für Büros und Pastorenwohnung genutzt. Wenn man dort die Treppen hinaufsteigt, um sich den Schlüssel zur Hofkirche zu erbitten, dieser von Langhans erbauten und inzwischen auch renovierten Kirche, beschleichen einen doch eigenartige und merkwürdige Gefühle im Gedenken an die Menschen und die kirchliche Arbeit, die von hier ausgegangen ist.

Das Studium von Biographien, die in ihrer Vielfalt und ihrem Reichtum kaum auszuschöpfende Geisteswelt des 19. Jahrhunderts und die volkstümlichen Schriftsteller fanden immer wieder sein Interesse. Die Nutzung der Zeit ließ keine Viertelstunde verstreichen, ohne nach einem Buch zu greifen oder einige Aufzeichnungen zu machen und Lesefrüchte einzubringen.

Im Eckart-Kreis versammelten sich geistig interessierte Menschen zu Dichterlesungen. Auch unterhielt Walter Schwarz Verbindungen zu Schriftstellern, die vor geladenem Kreise lasen wie noch Anfang der dreißiger Jahre Hans Grimm oder Edwin Dwinger, vor allem aber auch Gertrud Bäumer und Rudolf Alexander Schröder, mit dem er sich auch über die Sprache der „Geistlichen Ordnung des Pfarrerlebens“ austauschte, sowie Friso Melzer, der aus Indien berichtete; sie gehörten in diesen vielseitigen Kreis geistigen Austausches. Daß Walter Schwarz auch an dem Weg seines früheren Mitarbeiters Jochen Klepper, der ja dann nach Berlin

<sup>128)</sup> Vgl. Tgb., H. III, S. 60.

gegangen war und dessen Leiden an der Zeit seine Tagebücher offenbaren, Anteil genommen hat, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Besonders der Friedrich-Wilhelm-Roman „Der Vater“ eröffnete ihm eine neue Sicht auf diesen preußischen König, der mit Gott und sich gerungen hat. Auch Kurt Ihlenfeld gehört in diesen Kreis. Ihn holte er nach der Ausbombung in Berlin und der Stilllegung des Eckart-Verlags nach Schlesien zurück auf die Pfarrstelle der Kirchengemeinde Pilgramsdorf im Kirchenkreis Goldberg. An dieses Dorf in den Tagen der Flucht erinnert Ihlenfeld bewegender Roman „Das Wintergewitter“.

Unzählig waren die Reisen in die Provinz, die Besuche in den Pfarrhäusern, sowie die Vorträge und Freizeiten in Städten und Tagungsheimen während der Zeit im Preßverband. Die konsistoriale Zeit brachte kaum weniger Reisen in die Provinz mit sich, zumal zunehmend die mündliche Information an Bedeutung gewann gegenüber der schriftlichen, der man wegen der ständigen Überwachung nicht alles anvertrauen konnte. Am 20.3.1943 heißt es: „Der Muskauer Park ist in der Herbstsonne einzig schön“. Oder am 1.12.1943: „Schneelandschaft. Lieblicher Blick zur Gnadenkirche (Landeshut) u. den Pfarrhäusern in Fachwerk hinauf“. Oder noch am 27.9.1944: „Der Tag im Gebirge war einzig schön. Der August u. September waren von einem seltenen Wetter; die Sonne strahlte von einem blauen Himmel, daß der Gegensatz der friedlichen Natur u. der Kampf der Menschheit grell zutage trat“.

Unter den Kirchenjubiläen ragte vielleicht das 100. der Kirche Wang, der norwegischen Stabholzkirche in Oberbrückenberg, am 30.7.1944 besonders hervor. Das Tagebuch berichtet: „Sonniges, wenn auch nicht schönes Wetter. Wir sammeln uns 9.45 zum historischen Umzug vor dem Pfarrhaus. Die Feier des 100jähr. Jubiläums beginnt. Die alte Fahne wird vorangetragen. Eine große Zahl von Einheimischen und Fremden versammeln und ordnen sich nach dem Posaunenchor. Der Zug umschreitet den Friedhof und betritt die Kirche; viele bleiben draußen u. hören durch Lautsprecher. (Pastor) Passauer predigt über Mt. 7,13 f. anschaulich, eindringlich, auch deutlich. König Friedrich Wilhelm IV. kam am 28.7.1844 zur Einweihung u. gab, nachdem er am 26.7.1844 gnädig in dem Attentat bewahrt worden war, Gott die Ehre.“<sup>129)</sup> Es war die Woche unmittelbar nach dem Attentat auf Hitler in der Wolfsschanze. Pastor Passauer wurde 1945 nach der Kapitulation von Polen ermordet. Er liegt auf dem Friedhof seiner Kirche begraben.

### 3. Verantwortung für Schlesien

Der Zusammenbruch und die widerrechtliche Austreibung der Bevölkerung, in der die Alliierten die Vereinbarungen des Potsdamer Protokolls vom Sommer 1945 gegenüber der brutalen Stalinschen Machtpolitik nicht durchzusetzen vermochten, hat die Schlesier weithin zerstreut. In Göttingen bildete sich um Walter Schwarz eine Art Sammelstelle für

<sup>129)</sup> Tgb., H. III, S. 192.

Adressen und Informationsaustausch. Auch erreichten ihn Berichte über die Geschehnisse in Schlesien. Pastoren sprachen vor und ließen sich beraten. Walter Schwarz widmete sich neben Gottesdiensten, Pfarrern, Pfarrkonventen und Bibelstunden für die Schlesier in und um Göttingen zunächst der Lazarettseelsorge.

Der Versuch, schlesische Pastoren und Gemeindeglieder außerhalb Schlesiens zu sammeln, ging von verschiedenen Seiten aus, aber auch die Breslauer Kirchenleitung streckte ihre Fühler aus. Superintendent Loheyde kam im Auftrag eines Kreises um Superintendent Eberlein und Dr. Dr. Hultsch aus der russischen Besatzungszone im November 1945 über die Zonengrenze zu Bischof D. Zänker nach Minden und zu OKR Schwarz nach Göttingen, um eine Zusammenfassung der Schlesier in den Besatzungszonen unter diesen beiden leitenden Personen anzuregen. Der Tod von Superintendent Loheyde auf dem Rückweg — er hatte Göttingen am 20.11.1945 verlassen und drängte nach Hause — noch am Abend dieses Tages war eine erschütternde Nachricht. Er war schwarz bei Duderstadt über die Grenze gegangen, von einer Patrouille angeschossen worden und im Krankenhaus Bleicherode verstorben.<sup>130)</sup>

Mit der „Pfarrbruderschaft — Ausschuß für Betreuung evakuierter Pfarrer und Gemeinden“ gelang es Dr. Dr. Hultsch noch vom 21.-23.7.1947 etwa 120 Pfarrer in Wittenberg mit Bischof D. Zänker sowie Vertretern der Görlitzer Kirchenleitung zusammenzubringen und Einvernehmen über die unterschiedlichen Wege zu erzielen.<sup>131)</sup> Nicht so leicht gelang die Überbrückung der aus der Kirchenkampfzeit her zurückgebliebenen Gegensätze, obwohl auch Mitglieder der Naumburger BK und auch der Görlitzer Kirchenleitung inzwischen in den Westen gelangt waren. Im Rahmen des Hilfswerks der EKID war wohl ein schlesisches Hilfskomitee begründet worden. Außerdem waren in der amerikanischen und britischen Besatzungszone Beauftragte der Görlitzer Kirche zur Sammlung und Hilfeleistung tätig.

Aus all diesen Bemühungen heraus kam es auf Anregung und unter Leitung von Bischof D. Zänker und Bischof Hornig schließlich am 22./23.3.1950 in Darmstadt zu einer Begegnung von Vertretern aller Richtungen, die sich nun als „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee)“ zusammenschlossen. Diese gab sich auf dem 1. Kirchentag vom 20.-22.6.1952 in Hannover die Rechtsform eines eingetragenen Vereins und wählte Bischof D. Zänker zu ihrem Vorsitzenden.

Nach weiteren Abklärungen stellte sich auch OKR Schwarz zur Mitarbeit in der Gemeinschaft, die auf die westlichen Besatzungszonen beschränkt bleiben mußte, zur Verfügung. Bischof D. Zänker bat dann den 2. Kirchentag vom 22.-26.6.1955 in Hannover um Entbindung vom Amt nicht zuletzt auch aus gesundheitlichen Gründen. So stand die Versammlung vor der Notwendigkeit der Umbildung ihres Vorstands. Sie wählte nunmehr Oberkonsistorialrat Schwarz zum Vorsitzenden, der auch das politi-

<sup>130)</sup> Vgl. Tgb., H. V, S. 156.

<sup>131)</sup> Umdruck im Nachlaß W. Schwarz.

sche Referat übernahm, während Prof. D. Dr. Konrad das theologische Referat im Vorstand erhielt. Walter Schwarz hatte auf diesem Kirchentag der Gemeinschaft durch sein Referat „Sind wir bereit zu neuen Wegen?“ als politischer Referent zugleich den Weg gewiesen.<sup>132)</sup>

Er endete: „Die Bereitschaft zu neuen Wegen verlangt von uns den Abschied von manchen lieb gewordenen Anschauungen und Vorstellungen. Wie sollte es anders sein! Wie könnte es bei einer solchen Erschütterung des Lebens unseres Volkes, die uns betroffen hat, ohne eine Neuorientierung von Grund auf gehen! Das mag schmerzhaft sein. Aber wenn angesichts einer neuen Lage und neuer Aufgaben Elastizität gefordert wird, sollten wir als Schlesier dazu nicht in besonderer Weise befähigt sein? Und sollte die Beweglichkeit des Geistes, die auch eine Gabe von oben ist, nicht uns Evangelischen ein besonderes Gebetsanliegen sein? So daß wir auf die Frage: Sind wir bereit? aus vollem Herzen ein freudiges Ja sagen“.

Das war damals 1955 eine höchst nüchterne und klare Sicht der Dinge. Doch unterschied sie sich weit von dem, was ein Jahrzehnt später die Verfasser der Ostdenkschrift als Motiv für ihr Handeln angaben, nämlich die unter den Vertriebenen umgehenden illusionären Zukunftsvorstellungen. Walter Schwarz hat als Sohn des schlesischen Landes seinen Landsleuten und Glaubensgenossen in der kurzen Zeit, die ihm noch beschieden war, mit manchen Beiträgen und Sachreferaten gedient. Manches hat über die Zeit hinaus Bedeutung behalten, so vor allem seine historischen Arbeiten, die teilweise an verschiedenen Stellen veröffentlicht wurden, teilweise aber auch Bruchstücke geblieben sind.

Am 23.2.1957 — der 70. Geburtstag im Dezember lag gerade zurück — wurde Walter Schwarz nach kurzer Erkrankung plötzlich heimgerufen. Er wurde am 27.2. auf dem Gräberfeld des Ev. Diakonievereins aus Berlin-Zehlendorf, dem er in den Göttinger Jahren besonders verbunden war, in Göttingen auf dem städtischen Friedhof bestattet. Prof. D. Trillhaas hat ihm im Beisein von Bischof Hornig und Prof. D. Dr. Konrad die Traueransprache gehalten. Darin hieß es: „Erinnert Ihr Euch jener Zeit, wo man gelegentlich von einem Unterschied der bekennenden und der wahren Kirche gesprochen hat? Wieviel Bitterkeit war mit dieser Unterscheidung verbunden. Wieviel Leiden, Not und Tränen. Wieviele Krisen der Brüderlichkeit in der Kirche! Wieviel Überheblichkeit herüber und hinüber! „Bekenne!“ das stand damals über der ganzen Kirche. Aber wie das geschehen sollte, darüber gingen die Meinungen auseinander. Walter Schwarz hat in ganz besonderer Weise und mit ganz besonderem Nachdruck ..., nicht zufällig, sondern mit Willen und Wissen und ohne Rücksicht, ob es verstanden würde oder nicht, der wahren Kirche gedient. Auch das bedeutet ein ganz hohes Ethos. Wieviel auch über diese Art in der Kirche gelästert und Unverständnis zum Ausdruck gebracht wird, es ist ein hohes Amt, und wir werden erst allmählich begreifen, was wir de-

<sup>132)</sup> Entwurf in Maschinenschrift im Nachlaß W. Schwarz.

nen verdanken, die in Treue verwaltet haben. ... Er hielt stille Zwiesprache über die Jahrhunderte hinweg mit den Vätern unserer Kirche. Er war von denen, die es nicht dabei bewenden lassen, daß wir in der Kirche Brüder und Schwestern haben und sind, sondern die wissen, daß wir in der Kirche Väter haben, daß alle Bruderschaft in der Kirche Floskel wird, wenn wir uns nicht zugleich der Väter erinnern. — „Bekenne“ steht im Wort des Apostels. Was wir uns vergegenwärtigt haben, wird nun die Züge echten Bekennens gewinnen, eines anderen Bekennens als das, was von der Kirche und Welt honoriert worden ist, ein Bekennen von stillerer Art, ein Bekennen zu der Treue, die uns reich gemacht hat und nimmer läßt“.<sup>133)</sup>

*Eberhard Schwarz*

<sup>133)</sup> Maschinendurchschrift im Nachlaß W. Schwarz.

# Die schlesischen Piasten (1138–1675)

## Ein Fürstenhaus zwischen West und Ost

Das erste, quellenmäßig festgelegte Datum in der Geschichte des polnischen Staates ist das Jahr 963 in dem Bericht des Chronisten Widukind von Corvey. In diesem Jahre stieß der polnische Staatsgründer Miesko, für den sich erst seit dem 15. Jahrhundert in polnischen Texten die Namensform Mieszko durchsetzt, mit dem sächsischen Markgrafen Gero zusammen. Die ersten Begegnungen endeten damit, daß Gero den Piastenherzog zum Tribut an Kaiser Otto den Großen verpflichtete, eine Tributpflicht, die aber nur bis zur Warthe reichte, während das erste polnische Gesamtreich den Raum zwischen Netze, Oder, Pilica und unterem Bug umfaßte. Die übernommene Tributpflicht war ein äußeres Zeichen für gleichzeitig eingegangene persönliche Bindungen Mieskos an den Kaiser und fand Ausdruck in der Bezeichnung des Herzogs als „Freund“ und „Getreuen des Kaisers“. 966 nahm Miesko das Christentum an und übergab sein Land dem Hl. Stuhl als künftigem Lehnsherrn Polens, ein Ereignis, das in der polnischen Geschichte tiefgreifende Bedeutung erlangen sollte. 986 erkannte er die kaiserliche Oberhoheit in lehnsrechtlicher Form an. Damit qualifizierte er sich zur Zusammenarbeit mit dem Kaiser bei der Lösung gemeinsamer christlicher Aufgaben.

Bei dem geschichtlichen Auftreten Mieskos ist zu berücksichtigen, daß es bis zum 10. Jahrhundert im mittelosteuropäischen Raum zu einer nordgermanischen Ausbreitung auf wandalisch-gotischer Volksgrundlage kam, was insbesondere auch für den Raum um Posen und Gnesen gilt<sup>1</sup>). Die Weichsel hieß bis in 13. Jahrhundert hinein „Wandalischer Fluß“<sup>2</sup>). „Wenden“ ist die in den deutschen mittelalterlichen Quellen gebrauchte lautgesetzliche Sprachform für „Wandalen“, und der Hamburger Geschichtsschreiber Albert Krantz († 1517) nennt Lüneburg, Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund wandalische Städte sowie Lübeck „die Krone Wandaliens“. Noch in Zedlers Universal-Lexikon Bd. 54 werden 1747 die Territorien Güstrow und Rügenwalde als wandalische Fürstentümer beschrieben<sup>3</sup>).

Nun kommt für Miesko, in den Quellen auch Mesiko, Misiko und Misaca genannt, in dem ersten (lateinischen) Dokument zur polnischen Geschichte, der sog. Verschreibung Polens an den päpstlichen Stuhl, die Bezeichnung „Dagome iudex“ vor, was auf den skandinavischen Namen Dag-Dagr-Dago hinweist. Mieskos Schwester hieß Adelheid und heiratete den ungarischen Großfürsten Geza (Geisa) aus dem germanischen Arpadengeschlecht, und bis ins 13. Jahrhun-

1) Geschichte Schlesiens I, S. 98–102; Steller S. 44–56, 121–140; Sappok.

2) Geschichte Schlesiens I, S. 68.

3) Nordman S. 33, 196; Zedler Sp. 2002/03.

dert heirateten die Arpaden mit 2 Ausnahmen nur warägisch-normannische, deutsche und langobardische Fürstentöchter. Miseko heiratete Dubrawka, die Tochter Herzog Boleslaws I. von Böhmen. Er hatte 3 Töchter: Gunhild, Geira (Geila = die Wildfrohe) und Astrid, von denen Gunhild mit den Königen Eric Segersäll von Schweden-Dänemark und Svend Gabelbart von Dänemark, Geira mit Olaf Trygvason von Norwegen und Astrid mit dem Jarl Sigwald verheiratet war. Miseskos Sohn und Nachfolger Boleslaw I. Chrobry (992–1125), in den Sagas germ. Burisleif, Burislafr, heiratete viermal: Rogdada, eine Arpadin, Emnild und Oda, Töchter des Markgrafen Ekkehard von Meißen. Nach Dubrawkas Tode (77) heiratete Miseko Oda, Tochter des Markgrafen Dietrich von der Nordmark. Nach alldem war das polnische Reich ebenso wie das russische Warägereich und zahlreiche andere europäische Staaten eine germanische Staatsgründung<sup>4</sup>).

Boleslaw Chrobry pflegte die guten Beziehungen zum deutschen Reich zunächst weiter und nahm mehrfach an Heereszügen gegen die heidnischen Stämme zwischen Elbe und Oder teil. Kaiser Otto III. unternahm es seinerseits, die deutsch-polnischen Beziehungen auf der Grundlage einer umfassenden, beide Teile befriedigenden Dauerlösung zu ordnen, und anlässlich seiner Wallfahrt zum Grabe des hl. Adalbert in Gnesen im Jahre 1000 bezeichnete Otto den Piasten als „Bruder und Mitarbeiter am Reich“. Der Kaiser, der die Christenheit unter seiner Krone einigen wollte, verzichtete auf den Tribut, hob aber die Vasallität Boleslaws nicht auf. So blieb dessen Herrschaftsgebiet in den Rahmen des christlich-universalen deutschen Reiches eingeordnet<sup>5</sup>).

Die Gründung des Erzbistums Gnesen, die Otto III. im Frühjahr desselben Jahres vornahm, sollte sich für Schlesien als ein schwerwiegendes Ereignis erweisen. War damals die Zugehörigkeit der Diözese Breslau zum Metropolitanverband Gnesen völkerrechtlich und kirchenrechtlich etwas Natürliches, so änderte sich dies, als die Diözese Breslau dem deutschen Reiche eingegliedert wurde. Wohl bemühte sich Kaiser Karl IV. und sein Vizekanzler, der aus uraltem schlesischen Geschlecht stammende Breslauer Bischof Preczlaw von Pogarell, um die Loslösung der Diözese Breslau von der Erzdiözese Gnesen, aber vergeblich, und 1360 verpflichtete sich Karl gegenüber König Kasimir III. v. Polen, an einer Lostrennung nicht mehr zu arbeiten, um einer drohenden Verbindung von Polen und Ungarn gegen ihn vorzubeugen. So hatten die schlesischen Piasten die kirchlichen Einflüsse von Gnesen her, die ja keineswegs nur rein religiöser, sondern auch kirchenpolitischer Art waren, in ihre Politik einzubeziehen, und die Kirchenpolitik erhielt schwerwiegende staatspo-

4) Geschichte Schlesiens I, S. 98/99; Starkad S. 1–23.

5) Geschichte Schlesiens I, S. 103/04.

litische Bedeutung, als im Zeitalter der Gegenreformation Polen und Schlesien die beiden gegnerischen Fronten vertraten<sup>6)</sup>. Daß nach dem Tode Ottos III. Boleslaw Chrobry 1022 nach Westen auf Eroberung ausging und das Meißener Land bis an die Weiße Elster besetzte, daß die nationale polnische Legende ihn eiserne Grenzsäulen in der Saale einrammen läßt und in der Dichtung des im 19. Jahrhundert lebenden polnischen Dichters Mickiewicz die polnischen weißen Adler „dermaleinst wieder“ im Blitzflug an der Chrobrygrenze einfallen, dieser Chrobry-Mythos und sein sog. „piastisches Programm“ entsprechen aber nicht der damaligen geschichtlichen Wirklichkeit. Diese ist nicht auf dem Hintergrund einer aus nationalpolitischen Gründen von polnischer Seite nachträglich konstruierten uralten deutsch-polnischen Gegnerschaft zu sehen, sondern als persönliche Leistung der beiden ersten polnischen Herrschergestalten. Dies sieht man schon daraus, daß Boleslaw Oda, die Schwester Hermanns und Tochter Ekkehards von Meißen heiratete, des Landes, das er annektieren wollte, und daß Hermann von Meißen Regelindis heiratete, Boleslaws Tochter, wobei der germanische Name Regelindis ebenso von Bedeutung ist wie der Umstand, daß sich Regelindis unter den Stifterfiguren des Naumberger Domes befindet. Boleslaws Sohn Mieszko heiratete übrigens Richeza, die Tochter des Pfalzgrafen Ezzo v. Lothringen, deren Grabmal noch heute im Kölner Dom zu sehen ist, und wenn auf dem Reichstag zu Merseburg 1135 Kaiser Lothar II. v. Supplinburg Boleslaw mit Pommern belehnte und Boleslaw dem Kaiser das Schwert vorantrug, so zeigen auch diese Vorgänge eine freiwillige Unterordnung des Polenherrschers unter das deutsche Kaisertum. Die vielfältigen dynastischen, kulturellen, kirchlichen, aber auch volkstumsmäßigen Verflechtungen machen es natürlich, daß Polen seine geistigen Kräfte und Vorbilder aus der universalen Welt des Reiches der Ottonen und ihrer Nachfolger bezog<sup>7)</sup>.

Für Polen als neues Glied der Christenheit kommt hinzu, daß es aus dem Westen auch wichtige kirchlich-religiöse Impulse empfing. Die Deutschen Bruno von Querfurt und Otto von Bamberg waren die bedeutendsten Träger polnischer Christianisierungstätigkeit im Osten und Norden, und die Missionstätigkeit ging besonders von Fulda und Korvey aus. Die alten polnischen Klöster waren hauptsächlich von deutschen Mönchen bewohnt, besonders von Benediktinern und Zisterziensern, und jene Benediktinerklöster waren die Hauptzentren des kulturellen Lebens in Polen. Das berühmte Benediktinerkloster Tyniec bei Krakau unterhielt enge Bindungen zum Kloster Brauweiler bei Köln, und das prachtvolle Sakramentar (Altarbuch mit Meßtexten) dieses Klosters, eine der ältesten überlieferten Handschriften, stammt aus der uralten christlichen Kultstätte St. Gereon

6) a.a.O., S. 218/19.

7) Steller I, S. 136; Geschichte Schlesiens I, S. 103/04; Sappok.

in Köln. Auf dem Krakauer Berge Wawel wurden die Kölner Heiligen St. Gereon und St. Leonhard verehrt, und den Namen des letzteren trägt auch die dortige frühromanische Krypta. Die Rotunde auf dem Wawel, der älteste Massivbau Polens, ist ebenfalls Märtyrern aus dem fränkischen Reichsraum geweiht, den Heiligen Felix und Adauctus. Auch die Domkirche in Plock deutet auf rheinische Vorbilder hin; die berühmten Bronzetüren des Gnesener Domes stammen aus einer Magdeburger Gießhütte, und das Kapitell einer romanischen Säule der Kathedrale Boleslaw Chrobrys auf dem Krakauer Wawel weist das typische spätgermanische Schlingornament auf, was darauf hindeutet, daß als Erbauer dieser Kirche deutsche Baukünstler aus dem Westen tätig waren, wo in der Baukunst des fränkischen Reiches dieses Formelement vielfach auftritt. Dieses Formelement ist germanischer Flechtstil, in Reinkultur oder mit zoomorphen Elementen, und man findet es überall dort, wo Einflüsse aus dem nordgermanischen Kunstkreis sich auswirken konnten, vor allem in der Kleinkunst, auf Schmucksachen und Waffen. Diese Einflüsse reichen vom Schwarzen Meer bis ins Fränkische Reich, und sie sind als Ausdruck spätgermanischer Existenz auch im polnischen Raum zu finden. Auch das kunstgeschichtliche Quellenmaterial des polnischen Raumes zeigt also, daß sich die Entwicklung des polnischen Staates unter Mitwirkung spätgermanischer und deutscher Kräfte vollzog<sup>8)</sup>, und wenn im Jahre 1925 vom polnischen Volk der 900jährige Gedenktag des Todes von Boleslaw dem Kühnen festlich begangen und dieser als Vorkämpfer des Slawentums gefeiert wurde, so steht dem ein polnischer Aufsatz aus dem gleichen Jahre gegenüber, worin es heißt, daß in den Piasten skandinavisches Blut fließe, ein Umstand, der durch die geschichtlichen vielfachen Beziehungen der beiden ersten Piasten zu Skandinavien untermauert wird<sup>9)</sup>.

Den polnischen Piasten folgen nach Ludwig von Anjou, König von Ungarn, litauische Großfürsten germanischen Blutes, Nachkommen von Ringold, Olgerd (Holger), Witold, Keistut (Keistold = Gastwald), die Jagiellonen (Jagiello = Hadgail, Kampffroh), die 1572 ausstarben. Ihnen folgen, von Heinrich von Valois nur kurz unterbrochen, der von einem deutschen Geschlecht stammende Siebenbürger Stephan Báthori, die drei schwedischen Wasas und Michael Korybut Wiśniowiecki, der dem litauisch-germanischen Uradel entstammt. Dann Jan Sobieski: Die Sobieskis standen in Wappengemeinschaft mit den Duńczewskis, deren Name auf dänische Herkunft hinweist. Es folgen die deutschen Sachsenkönige und der wieder zum litauisch-germanischen Uradel gehörende Stanislaw Poniatowski. Abgesehen von den beiden französischen Königen, läßt sich

8) Frey S. 3-9; Breyer/Nasarski

9) Dt. Blätter 1926, H. 1. S. 1-23. H. 6. S. 310-326; Deutsche Ostforschung. Bd. 1. 2; Scheel; Schilling.

also bei sämtlichen polnischen Herrschern bis Ende des 18. Jahrhunderts germanische Abstammung aufzeigen<sup>10)</sup>.

Die mittelalterliche deutsche Ostsiedlung ist für die Piasten ebenfalls kein trennendes, sondern völkerverbindendes Element, und wenn man in der Absicht, die Deutschen als die ewigen Angreifer Polens hinzustellen, die erste Zeile des alten Liedes „Nach Ostland wollen wir reiten“ zitiert, verfälscht man den Charakter der deutschen Ostsiedlung, der richtig durch die 3. und 4. Zeile der 2. Strophe dieses Liedes gekennzeichnet wird:

„Da werden wir eingelassen, frisch über die Heiden,  
man heißt uns willkommen sein.“

Denn die in den polnischen Raum ziehenden Deutschen wurden ja von den Polen gerufen, und unzählige zeitgenössische Urkunden kennzeichnen die Achtung, die die Deutschen und das deutsche Recht damals in Polen genossen.

Das kulturell und gesellschaftlich im mittelalterlichen Polen vorherrschende Element waren die Deutschen. Schon in der Frühzeit der Piastendynastie, vor allem aber unter Kasimir dem Großen (1333–1370) wurde alles getan, um deutsche Einwanderer in das Land zu ziehen, die es erschließen und Städte bauen sollten, so daß man sagte, daß Kasimir „ein Land aus Holz vorgefunden und ein Land aus Stein zurückgelassen“ habe. Die deutschen Einwanderer lebten nach deutschem Recht und genossen ein großes Maß städtischer Selbstverwaltung. Sie führten das deutsche Schulwesen ein, und die Lehrer seiner 1364 gegründeten Universität waren zum großen Teil Deutsche. Nicht weniger als 4 Millionen Deutsche sollen damals in Polen eingewandert sein und gaben Polen den Mittelstand. Erleichtert wurde den unternehmerischen Einwanderern die Ansiedlung, indem ihnen die Herrscher die Lebensverhältnisse boten, die sie in ihren Herkunftsgebieten gewöhnt waren. Das gebildete Bürgertum und der Klerus waren in der Hauptsache deutsch, eine Folge davon, daß die Hinwendung Polens zum Christentum und zur westlichen Kultur von den Deutschen vermittelt wurde. Die Polen wußten die von den Deutschen eingeführte Kultur zu schätzen, und der Adel „fand nur schön und des Genusses wert, was aus Deutschland kam“<sup>11)</sup>.

Es ist daher nichts Besonderes, wenn in ihrer Urkunde für Golkowice von 1276 die Fürstin Kunigunde — man beachte den germanischen Vornamen — sagt, daß sie dieses Dorf „zur beständigen Zierde und Ehre und zur Befestigung ihrer Fürstentümer mit deutschem Recht ausgestattet und den beiden Schulzen namens Heinrich und deren Nachkommen übergeben habe“. Zur gleichen Zeit, 1257, gründete Herzog Boleslaw der Schamhafte den Ort Kra-

10) Starkad S. 21/22; v. Behrens S. 310–326.

11) Koestler S. 203; v. Kutschera s. Koestler.

kau, der damals noch ein Dorf war, im Einvernehmen mit seiner Gemahlin Kunigunde als Stadt „nach dem Recht . . . , nach welchem Breslau begründet ist, so jedoch, daß man sich an das Recht und die Form von Magdeburg zu halten hat“. Wie der polnische Historiker Dugosz Ende des 15. Jahrhunderts schrieb, geschah diese Verleihung deutschen Stadtrechtes, um der Stadt „zu einem Gedeihen zu verhelfen, das sie unter Polen und unter polnischem Recht nicht zu erreichen vermochte“. Aus der herzoglichen Urkunde ergibt sich, daß die Stadt für deutsche Kolonisten gegründet wurde, und zunächst war die Aufnahme polnischer Bürger ausdrücklich ausgeschlossen<sup>11a)</sup>.

Diese Stadt besaß bis ins 16. Jahrhundert hinein einen völlig deutschen Charakter, und unter den Krakauer Vögten jener Zeit, den obersten Stadtrichtern, befindet sich nur selten ein Pole, ebenso wie unter den rd. 800 Stadträten aus der Zeit bis 1507. Noch 1532 entschied König Sigismund, daß an der berühmten Marienkirche (mit dem Veit-Stoß-Altar) 2 deutsche Prediger gewählt werden sollten, während die Barbara-Kirche der polnischen Predigt vorbehalten war. In Warschau, der damaligen Residenz der Piastenherzöge von Masowien, die 1334 mit Magdeburger Recht auftritt, besaßen bis 1420 84 % der Bewohner einen deutschen Namen<sup>12)</sup>.

Es liegt daher in der frühmittelalterlichen Geschichte Polens auch begründet, daß die deutsche Sprache eine vorrangige Bedeutung besaß, und daher kann der polnische Literaturwissenschaftler Julian Krzyżanowski in seinem Werk „Historia literatury polskiej“ (Geschichte der polnischen Literatur) schreiben: „Die Masse des deutschen Elements in Polen ist leicht zu begründen, denn seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sprach das städtische Patriziat deutsch. Diese Sprache wurde an den Fürstenhöfen gesprochen, nicht nur an den schlesischen, auch an den kleinpolnischen. Von ihr übernahm das Polnische eine reiche Terminologie des Handwerks und des Rittertums (rynek, ratusz, budynek, gmach, helm, pancierz, szabla usw.).“ Doch ist damit die Übernahme deutscher Lehnwörter längst nicht erschöpft. Denn nicht nur die polnische Fachsprache sämtlicher Gebiete des Handwerks und der Stadtverwaltung weist auf, daß die wichtigsten Grundbegriffe aus dem Deutschen stammen, sondern dies gilt auch z. B. für die Begriffe aus Rechtsleben, Land-, Forst- und Wasserwirtschaft, Industrie, Bergbau, Handel, Architektur und Buchdruckerkunst, und dies bedeutet ja, daß in all diesen Bereichen des öffentlichen Lebens die grundlegende Arbeit von Deutschen geleistet wurde<sup>13)</sup>. Das berühmteste Krakauer Rechtsbuch ist der sog. „Behaim-Codex“ von 1505, eine Zusammenstellung von städtischen Privilegien, Schwurformeln und den sog. Willküren, den

11a) G. Rhode S. 57.

12) Kaindl; Zu Warschau: Dt. Heimatbote S. 40–46.

13) Kaindl.

Zunftordnungen der Krakauer Handwerker, ein Werk des Krakauer Stadtschreibers und Notars Balthasar Behaim, der ebenso wie der Maler der im Codex vorhandenen zahlreichen Bilder deutscher Herkunft war, und die wiedergegebenen Urkunden sind meist in deutscher Sprache (wie z. B. die Eidesformeln der städtischen Beamten), vereinzelt auch lateinisch, auf 371 Pergamentblättern. Polnische Eintragungen von Blatt 300 an sind den folgenden Jahrhunderten zuzuschreiben<sup>14</sup>). Es paßt in diesem Zusammenhang, daß der Minnesänger Herzog Heinrich v. Breslau († 1290) in deutscher Sprache dichtete und von ihm zwei Lieder in der um 1330 in Zürich entstandenen Heidelberger Liederhandschrift enthalten sind<sup>15</sup>).

Nachdem die Eingliederung Polens in den politisch-kirchlichen Gesichtskreis der mittelalterlichen deutschen Reichsordnung vollzogen war, eröffnete die deutsche Ostsiedlung in Schlesien, das seit 1202 staatsrechtlich unabhängig war, und nach Polen hinein den Anschluß dieser Gebiete an die Rechts-, Wirtschafts- und Sozialstruktur der westlichen Kulturwelt. In Schlesien begann dieser Vorgang schon unter Herzog Boleslaw dem Langen (1163–1201) zugleich mit der Germanisierung des Landes, die durch das Schicksal seines Vaters Wladislaw II. mit seiner Anlehnung an das deutsche Reich vorbereitet war. Bei Wladislaw war dies auch durch seine beiden Ehen mit Agnes v. Österreich und Christine v. Brandenburg der Fall. Auch Boleslaw war (nach der 1. Ehe mit der Russin Wenczlawa) schon vor Regierungsantritt mit der Deutschen Adelheid v. Sulzbach verheiratet, und sein Sohn und Nachfolger Heinrich I. der Bärtige (1201–1238), der die Deutsche Hedwig v. Andechs-Meran zur Frau nahm, war blutsmäßig ein deutscher Fürst. Unter diesen beiden erfolgte die große Besiedlung Schlesiens durch Deutsche. Sie brachte zugleich eine enorme Vermehrung der Pfarrkirchen, weil die Deutschen gewohnt waren, daß jedes Dorf eine Pfarrkirche besaß. Mit den Deutschen kam auch die Parochialverfassung auf deutschrechtlicher Grundlage, indem die Pfarreien als Widmuts- und nicht als Zehntpfarreien angelegt wurden, wobei die Widmut, der zum Unterhalt des Pfarrers bestimmte Grund und Boden, den altpolnischen Garbenzehnten ersetzte, und die Widmut wurde das charakteristische Merkmal für die deutschkirchliche Gründung.

Was für die Abstammung Heinrichs des Bärtigen gilt, gilt noch mehr für seinen Sohn Heinrich II. (1238–1241), der Anna v. Böhmen heiratete und in der Schlacht bei Wahlstatt fiel. Wenn man von dessen 512 Ahnen nur diejenigen mit sicherer Herkunft berücksichtigt, so sind 49 % davon deutsch und nur 12 % slawisch. Berücksichtigt man aber auch die vermutlich deutschen Ahnen, so sind 84 %

14) Winkler.

15) Manessesche Liederhandschrift.

deutsch und 3% slawisch (so der kath. Kirchenhistoriker Kurt Engelbert). Heiraten in der Folgezeit schlesische Piasten auch polnische Fürstentöchter, was unter Berücksichtigung der damaligen übernationalen Zusammenhänge zwischen den Völkern und der Pflege der piastischen Tradition kein Problem war, so wird nach dem Übergang Schlesiens an das deutsche Reich auch in der piastischen Ehepolitik das Zugehörigkeitsgefühl der schlesischen Piasten zum deutschen Reich deutlich<sup>16</sup>).

Konkret zeigt sich diese Zugehörigkeit auch im Leben von Herzog Heinrichs II. jüngsten Sohne Ladislaus (= Wladislaw). Dieser verwaltete mit seinem älteren Bruder Heinrich III. seit 1248 das mittelschlesische Gebiet, und es kam zum Aufschwung der Hauptstadt Breslau, das nach der 1261 erfolgten Verleihung des Magdeburger Stadtrechts zum Oberhof des Magdeburger Rechts in Schlesien wurde. 1254 versammelten sich zu Breslau alle schlesischen Herzöge um König Ottokar II. von Böhmen, der sich gerade auf einem Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen befand. Schlesische Herzöge nahmen 1261 auch an der feierlichen Krönung des Königs teil. Als Ottokars besonderer Vertrauter wurde 1256 Ladislaus Kapitelprobst in der königlichen Residenz Wyschehrad und 1257 Kanzler von Böhmen. 1262 wurde er Scholastikus des Breslauer Domkapitels und 1265 als postulierter Bischof von Passau zum Erzbischof von Salzburg ernannt, womit er automatisch päpstlicher Legat war. Im Rahmen seiner politischen und kirchlichen Laufbahn war Ladislaus meist außer Landes, was zu einer Vertiefung der schlesischen Beziehungen zu Böhmen beitrug.

Über Heinrichs III. frühestens 1253/54 geborenen Sohn Heinrich IV., der auf Wunsch seiner Mutter Helene von Sachsen in Prag erzogen wurde, übernahm er die Vormundschaft und führte, ohne auf das Erzbistum Salzburg zu verzichten, im Fürstentum Breslau die vormundschaftliche Regierung. Seinem Einfluß ist auch hauptsächlich die Heiligsprechung seiner in Trebnitz beigesetzten Großmutter Hedwig zu verdanken. Nach dem Tode von Bischof Thomas I. (30. 5. 1268) wählte ihn das Domkapitel zum Breslauer Bischof, erhielt aber nicht die päpstliche Bestätigung. König Ottokar versuchte vergeblich, ihn zum Erzbischof von Olmütz zu machen. Am 24. oder 27. 4. 1270 wurde er, wie es unter seinem Porträt heißt, „durch Gift ausgelöscht“. In seinem Testament bestimmte er Heinrich IV. zu seinem Alleinerben<sup>17</sup>).

16) Engelbert.

17) Geschichte Schlesiens I, S. 146–154.

## Ehestatistik der schlesischen Piasten

Eine Ehe-Statistik von Wladislaw II. († 1159) — Georg Wilhelm († 1675) zeigt folgendes Bild:<sup>18)</sup>

Ehepartner aus:	von Piasten:	von Piastinnen:	Insgesamt:
Schlesien:	37 = 26,62 %	40 = 43,48 %	77 = 33,33 %
Deutsches Reich: (ohne Schlesien)	57 = 41,00 %	37 = 40,21 %	94 = 40,69 %
davon			
Brandenburg:	(14 = 10,07 %)	( 4 = 4,35 %)	(18 = 7,79 %)
Polen:	20 = 14,40 %	11 = 11,96 %	31 = 13,42 %
Ungarn:	7 = 5,04 %	3 = 3,26 %	10 = 4,33 %
Sonstige Länder:	5 = 3,59 %	1 = 1,09 %	6 = 2,60 %
Unbekannt:	13 = 9,35 %		13 = 5,63 %
<b>Insgesamt:</b>	<b>139 100,00 %</b>	<b>92 100,00 %</b>	<b>231 100,00 %</b>
Deutsches Reich mit Schlesien	94 = 67,63 %	77 = 83,69 %	171 = 74,03 %
 <b>Nur für Liegnitz-Brieg-Wohlau:</b>			
Schlesien:	9	11	20 = 37,74 %
Deutsches Reich: (ohne Schlesien)	19	9	28 = 52,83 %
davon			
Brandenburg:	(5)	(1)	(6) = (11,13 %)
Polen:	2		2 = 3,77 %
Ungarn:	1	1	2 = 3,77 %
Sonstige Länder:	1		1 = 1,89 %
Unbekannt:	-	-	-
<b>Insgesamt:</b>	<b>32</b>	<b>21</b>	<b>53 = 100,00 %</b>
Deutsches Reich mit Schlesien	28	20	48 = 90,57 %

Eine Auswertung der Statistik zur piastischen Ehepolitik zeigt folgende Grundtatsachen auf:

1. Die eindeutige Anlehnung der schlesischen Piasten an das deutsche Reich, die ehestatistisch ausgedrückt unter Einbeziehung Schlesiens, das seit den Jahren 1335/1339/1372 völkerrechtlich zu Deutschland gehörte, 74,03 %, bei den Liegnitz-Brieg-Wohlauer Piasten sogar 90,57 % beträgt.
2. Demgegenüber betragen die Eheverbindungen mit Polen nur 13,42 % bzw. die der Liegnitz-Brieg-Wohlauer Piasten, die in den letzten beiden Jahrhunderten die schlesische Politik bestimmten, nur 3,77 %.

18) Grotefend.

3. Interessant ist auch das Verhältnis von 2:1 von schlesischen Ehepartnern von Polinnen zu polnischen Ehepartnern von Schlesierinnen.

Der Hinwendung Schlesiens zum deutschen Reich entspricht aber auch das Aufkommen eines polnischen Nationalismus im 13. Jahrhundert, und zwar interessanterweise in der polnischen Kirche. Diese kritisierte, daß der deutsche Klerus, der damals immer noch zunahm, der polnischen Sprache nicht mächtig sei, so daß die polnischen Bischofssynoden bestimmten, daß deutsche Lehrer an Pfarrschulen das Polnische beherrschen müßten, und es war die polnische Geistlichkeit, die es erzwang, daß Deutsch als Unterrichtsfach verboten und Polnisch neben dem schon immer verwendeten Latein zur obligatorischen Unterrichtssprache erklärt wurde. Den Polen konnte nicht unbekannt bleiben, daß mit dem wirtschaftlichen Aufschwung des Landes durch deutsche Arbeit zugleich eine Verdeutschung des polnischen Volkstums vor sich ging. Es waren vor allem einheimische Geistliche, die dies kritisierten und es als eine Gefahr für das Polentum empfanden, und in diesem Sinne erging auch 1285 ein Schreiben des Erzbischofs Jakob von Gnesen (1282–1314) an die römischen Kardinäle. Schon 1309 schreibt ein unbekannter Schriftsteller in seinem Werk über Osteuropa: „Naturale odium est inter Polonos et Theutonicos“ (Es besteht ein natürlicher Haß zwischen Polen und Deutschen), und der Pole Johann von Ostrorog, der 1501 starb, richtete seinen Haß besonders gegen die deutschen Klöster und Mönche und schreibt z. B.: „Duldet nicht länger, o ihr tapferen Männer, . . . daß das Volk der Polen den Deutschen, noch dazu ungebildeten und weibischen Mönchen, zum Gespött diene und von diesen mit falscher Religion betrogen werde.“ Begünstigt wurde die antideutsche Einstellung dadurch, daß die Deutschen als Privilegierte auftraten, da ihnen die polnischen Großen Sonderrechte gewährten, um die Einwanderung anziehend zu machen. Die überlegene wirtschaftliche Kraft der Deutschen und ihre einflußreichen Stellungen erweckten unter den Polen Neid und Mißgunst, und so entwickelte sich allmählich ein Gefühl vom Deutschen als dem gemeinsamen Feind, das schließlich in Nationalitätenhaß ausartete. Wenn sich auch bis zum 14. Jahrhundert die weiblickenden polnischen Herrscher schützend vor die Deutschen stellten, so entstand dann jedoch allmählich im polnischen Volke eine latente Deutschenfeindlichkeit, die schon im 17. Jahrhundert ihren Ausdruck in dem polnischen Sprichwort fand: „So lange die Welt bestehen wird, kann der Pole dem Deutschen niemals Bruder sein.“

Die endgültige Ausprägung dieser Fiktion von dem Deutschen als dem uralten Feinde des Polen geschah, als sich im 17. Jahrhundert Polen zu einer Bastion des Vatikans gegen das protestantische Deutschland und das orthodoxe Rußland entwickelte und als nach der 5. polnischen Teilung des Wiener Kongresses die Schlagwörter:

„Polnisch = katholisch“ und „Deutsch = evangelisch“ zum Hauptkampfmittel der Polen in der Provinz Posen wurden, ein Kampf, der dann nach Oberschlesien übergriff, so daß die polnisch-oberschlesische Zeitung „Katolik“, deren Schriftleiter der polnische Reichstagsabgeordnete Napieralski war, sich im Juni 1900 zu der Behauptung versteigen konnte: „Die katholische Kirche verdammt die Germanisierung, weil dieselbe sich mit dem katholischen Glauben nicht vereinbaren läßt.“

Auch diese Betrachtung war notwendig, um aufzuzeigen, durch welche Faktoren sich in Schlesien schon vor der Übernahme durch den deutschen Staat Böhmen eine Distanzierung der schlesischen von den polnischen Piasten vollzog: Einerseits durch die Anlehnung Wladislaws II. und seiner Nachfolger an das deutsche Reich, verbunden mit einer zunehmenden Eindeutschung Schlesiens, auf polnischer Seite aber mit der zunehmenden Formung des polnischen Nationalcharakters, innerhalb dessen ein Minderwertigkeitskomplex gegenüber den Deutschen eine zunehmende Rolle spielte, so daß in der polnischen Volksüberlieferung schließlich ein völlig verzerrtes, mit der geschichtlichen Wirklichkeit nicht zu vereinbarendes Bild vom Deutschen entstand, in dessen Endstadium der Deutsche als der polnische Erbfeind galt. Dem entspricht, daß man polnischerseits allmählich dazu kam, die deutschen Aufbauleistungen in Polen überhaupt zu leugnen, obgleich, wie es in dem unverdächtigen Werk von Breyer/Nasarski/Piekalkiewicz: Nachbarn seit tausend Jahren (Mainz 1976) heißt, ohne die mittelalterliche deutsche Siedlungsbewegung ein erneuertes und unter Kasimir dem Großen (1333–1370) wieder geeintes Polen und die dann folgende polnische Großmachtzeit in Osteuropa undenkbar ist. Aber allmählich vollzog sich in den am stärksten von der deutschen Siedlungsbewegung erfaßten Landesteilen eine Veränderung der sprachlich-ethnischen Struktur, und als Reaktion gegen das Deutschtum die Betonung der polnischen Sprache in der Kirche und der eigenen historischen Tradition, die die westlich-deutsche Kultur als Fremdkörper innerhalb der sich entwickelnden Eigenständigkeit der polnischen Kultur empfand und einen Widerstand im Adel und in der Geistlichkeit weckte, die schon im 13. Jahrhundert sich zu einem Vorkämpfer des Polentums gegen das Deutschtum herauszubilden begann<sup>19)</sup>.

Staatsrechtlich ist für Schlesien und seine Herrscher wichtig, daß im Jahre 1177 Herzog Kasimir II. als oberster Herzog von Polen die Senioratsverfassung aufhob. Dies bedeutete die Auflösung des polnischen Staatsverbandes und das Ende der Einheit des polnischen Reiches. Die endgültige Aufhebung des polnischen Senioratsprinzips erfolgte mit dem Tode Herzog Mieszkos III. des Alten im Jahre 1202,

19) Günzel S. 16; Lück.

und damit gehörte auch Schlesien nicht mehr zum polnischen Staatsverband und war unabhängig. Wenn also Herzog Heinrich II. von Schlesien an der Spitze eines Heeres von Polen, Schlesiern und Deutschen 1241 bei Wahlstatt gegen die Tataren kämpfte, dann eben nicht als polnischer Fürst, sondern als Herzog von Schlesien, was aber bei der damals konkret werdenden abendländischen Schicksalsgemeinschaft keinerlei Rolle spielte.

Parallel zu der Verselbständigung der polnischen Kultur- und Staatspolitik gegenüber den Deutschen vollzog sich das staatsrechtliche Übergleiten der schlesischen Piasten in den deutschen Reichsverband<sup>20</sup>). Wie der Liegnitzer Chronist Thebesius schreibt, beklagten später polnische Schriftsteller, daß sich die schlesischen Herzöge der Krone Böhmen und nicht Polen ergaben. Thebesius weist jedoch darauf hin, daß die politischen Weichen schon gestellt wurden, als Wladislaw II. seine Zuflucht zum deutschen Kaiser nahm. Auch habe sich unter König Wladislaw I. Lokietek (1320–1333) Polen mehr von Schlesien gesondert, als dieses von Polen, zumal Lokietek den Deutschen, unter die er auch die schlesischen Fürsten rechnete, „spinnefeind“ gewesen sei, sie nicht zu Reichstagen einlud und von der polnischen Königswahl ausschloß. Daher verachteten ihn die schlesischen Fürsten ihrerseits, erkannten ihn nicht als König und Oberregenten an, nannten ihn nur „Herzog von Krakau“ und behielten, wie die Polen einhellig schreiben, nichts Gemeinsames mit ihnen<sup>21</sup>).

Ungeachtet der polnischen Verselbständigungstendenzen gegenüber den Deutschen bestanden aber die mit Schlesien und besonders Breslau bestehenden regen Handels- und Wirtschaftsbeziehungen fort, und dies gilt insbesondere für die deutsche Bevölkerung Krakaus mit seinen zahlreichen Familienverbindungen zu Schlesien, und als inmitten innerpolnischer Kämpfe am 30. September 1288 Herzog Leschek v. Krakau starb, riefen die Krakauer Deutschen gegen den von der polnischen Partei auf den Thron erhobenen Boleslaw v. Plock den Herzog Heinrich IV. v. Breslau herbei, dem die Krakauer Metzgerzunft die Stadttore öffnete und der Krakauer Kastellan die Burg übergab. Wohl erlitt Heinrich militärische Rückschläge, als Herzog Wladislaw Lokietek, der Bruder Lescheks, als Thronpräsident auftrat, sicherte sich aber Krakau mit dem Gebiet Krakau-Sandomir, doch starb er 1290 inmitten großer Pläne<sup>22</sup>). Noch zwei mal beanspruchten schlesische Piasten die Herrschaft über Schlesien hinaus: Das zweite Mal Herzog Heinrich III. v. Glogau, den König Przemyslaw II. v. Großpolen (dem Gebiet um Posen-Gnesen) zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, im Jahre 1306. Doch starb auch er schon 1309, und nachdem Großpolen 1312 unter Heinrichs Söhne

20) v. Grawert-May; Pustejovsky; Geschichte Schlesiens I, S. 209.

21) Jaeckel I. S. 47/48.

22) Geschichte Schlesiens I, S. 171/72.

geteilt worden war, erstarkte die Opposition gegen die deutsch-schlesische Herrschaft, und mit Hilfe des Bischofs von Posen und einiger Adelsgeschlechter konnte Wladislaw Lokietek schließlich 1314 Großpolen gewinnen<sup>23</sup>). Das dritte Mal war es Herzog Boleslaw I. v. Oppeln, als sich ein Bund der wichtigsten kleinpolnischen Städte mit Krakau an der Spitze 1311 gegen Wladislaw Lokietek erhob, wobei sich auch das deutsche Bürgertum Kleinpolens unter dem Krakauer Vogt Albert beteiligte. Doch siegte Wladislaw 1312, entzog daraufhin der Stadt Krakau das Recht der Wahl des Vogtes, des obersten städtischen Richters, und bestrafte die deutschen Anführer von Krakau hart. Doch bedeutete dies keineswegs das Vorhandensein einer deutsch-polnischen Front, und ebenso wie bei der berühmten Schlacht bei Tannenberg von 1410, wo deutsche Städte auf polnischer Seite standen, standen hier die deutschen Bürger von Neusandez als Konkurrenten Krakaus und der deutsche Abt von Kloster Tyniec auf Seiten Wladislaws<sup>24</sup>).

Am 20. 1. 1320 ließ sich der 60jährige Wladislaw Lokietek in Krakau zum König von Polen krönen, und damit war der 1290 begonnene Prozeß der polnischen Wiedervereinigung abgeschlossen<sup>25</sup>). Polen blieb nun ein Königreich. An Schlesiens Unabhängigkeit änderte sich dadurch nichts. Das Land blieb weiterhin außerhalb des zwischen 1295 und 1320 wiedererstandenen polnischen Reiches, zumal von einem Verzicht schlesischer Piasten auf ihre 1202 entstandene volle staatsrechtliche Souveränität nichts bekannt ist, und die vor diesem Zeitpunkt geltende Treuepflicht gegenüber den polnischen Oberherzögen lebte nicht automatisch und gegen den Willen der schlesischen Piasten wieder auf.

Hinzu kam das bereits erwähnte staatsrechtliche Übergleiten Schlesiens in den deutschen Reichsverband, das sich seit 1289 formal vollzog.

In diesem Jahr leistete Herzog Kasimir II. v. Beuthen-Cosel als erster schlesischer Piast mit Einwilligung seiner Söhne und Landesbarone König Wenzel II. v. Böhmen den Vasalleneid und empfing sein Land als Lehen. In der Urkunde v. 10. 1. 1289 heißt es zur Begründung: Der Schöpfer habe in jede Kreatur den Trieb gelegt, sich zu erhalten und im Anlehnen an andere sich zu stützen. Auch habe er seiner eigenen Erhaltung wegen, aus alter Anhänglichkeit, die schon sein Vater Wladislaw an König Ottokar gehabt, ferner um wirksamen Schutz gegen seine Bedränger zu erlangen, ungezwungen, nur um seine und seiner Nachkommen Lage zu verbessern, sich und sein Herzogtum der Botmäßigkeit der Könige v. Böhmen ergeben. Es folgten in der Lehensnahme: Am 18. 2. 1327 Kasimir I. v. Teschen und Bolko I. v. Falkenberg; am 19. 2. 1327 Wladislaw v.

23) G. Rhode S. 88/89.

24) a.a.O., S. 62/63.

25) a.a.O., S. 66.

Cosel und Lesko v. Ratibor; am 24. 2. 1327 Johann v. Auschwitz; am 5. 4. 1327 Bolko II. v. Oppeln. Damit befanden sich sämtliche oberschlesischen Herzogtümer unter böhmischer Lehnshoheit. In Niederschlesien hatte Heinrich VI. v. Breslau am 6. 4. 1327 sein Land dem König Johann v. Böhmen durch Erbvertrag abgetreten. Da sein Bruder Boleslaw II. v. Liegnitz-Brieg die Abtretung nicht anerkannte und mit Johann v. Steinau im Land Breslau einfiel, zwang der König Steinau am 29. 4. 1329, Liegnitz-Brieg am 9. 5. 1329 zur Lehensnahme. Am gleichen Tage nahmen Heinrich II. (IV.) v. Sagan und Konrad I. v. Oels ihre Länder zu Lehen. Als Herzog Primko v. Glogau, der sich der böhmischen Lehnshoheit nicht unterwarf, kinderlos starb, erzwang Johann v. Böhmen von der Bürgerschaft die Huldigung, womit am 1. 10. 1331 das Herzogtum Glogau das zweite unmittelbar von Böhmen verwaltete Land wurde. Am 29. 8. 1336 huldigte Bolko v. Münsterberg, und als letzte schlesische Piasten-Herzogtümer kamen durch Abtretung der Erbin Elisabeth die Herzogtümer Schweidnitz-Jauer am 12. 10. 1369 staatsrechtlich zu Böhmen<sup>26</sup>).

Als 1333 der Polenkönig Wladislaw Lokietek starb, übergab er seinem Sohn und Nachfolger Kasimir III. auch die Erbschaft einer unruhigen polnisch-schlesischen Grenze. Während er Schlesien formal zu Polen rechnete, nannte sich Johann v. Böhmen auch König von Polen infolge von Ansprüchen, die im Jahre 1300 sein Vorgänger Wenzel II. erworben hatte. Kasimir III., der eine kühle Realpolitik betrieb, wollte die Koalition zwischen dem Deutschen Orden und Böhmen sprengen. Da auch Böhmen an einer reinlichen Scheidung der staatsrechtlichen Verhältnisse gelegen war und wohl auch Ungarn an der Festlegung des staatsrechtlichen Zustandes Schlesiens großes Interesse hatte, kam es am 24. August 1335 auf ungarischem Boden zum Vertrag von Trentschin, worin Kasimirs Bevollmächtigte auf die schlesischen und polnischen Gebiete, deren Fürsten Böhmen gehuldigt hatten oder die unmittelbar böhmischer Besitz waren, verzichteten. Bei den polnischen Gebieten handelte es sich um Masowien-Plock, dessen Herzog Waclaw König Johann v. Böhmen 1329 zur Anerkennung der böhmischen Lehnshoheit gezwungen hatte<sup>27</sup>). Der Trentschiner Vertrag wurde 1339 in Warschau von Kasimir ratifiziert. Mit dem Vertrag von Visegrád (Plintenburg) vom 23. 5. 1372 zwischen Karl IV. v. Böhmen und Ludwig v. Ungarn-Polen gingen Schweidnitz-Jauer und Münsterberg als letzte schlesische Gebiete völkerrechtlich an Böhmen über. Daß 1343 Kasimir das Fraustädter Ländchen eroberte, welches seitdem zu Großpolen gehörte, war widerrechtlich<sup>28</sup>).

Schon König Johann war nach Reichsrecht verpflichtet, sich vom

26) v. Grawert-May; Pustejovsky.

27) G. Rhode S. 76/77.

28) a.a.O., S. 74.

Reichsoberhaupt mit den erworbenen Gebieten belehnen zu lassen, und am 20. 3. 1339 empfing sie Johann durch König Ludwig IV. den Bayern als Reichslehen. Am 7. 4. 1348 inkorporierte Karl IV. v. Böhmen als neuer deutscher König seine formal aus der polnischen Krone ausgeschiedenen schlesischen Fürstentümer auf ewig dem böhmischen Königreich, womit sie ein untrennbarer Bestandteil der Krone Böhmen und reichsmittelbar wurden, und am 9. 10. 1355 erneuerte Karl IV. diese Inkorporationen als Kaiser in einer „Goldenen Bulle“. Es war von 4 böhmischen Goldenen Bullen die dritte, das Reichsgrundgesetz von 1356 die vierte. Auf Masovien-Plock hatte Karl 1353 verzichtet, Kasimir III. auf die polnischen Ansprüche auf Schweidnitz-Jauer. Die schlesischen Piasten aber waren staats- und völkerrechtlich mittelbare deutsche Reichsfürsten geworden<sup>29)</sup>.

Eine wichtige kirchenpolitische, aber auch staatspolitische Frage konnte Karl IV. nicht zu deutschen Gunsten lösen: Daß das Bistum Breslau Prag unterstellt wurde, dessen Erhebung zur Metropole Karl 1344 erreicht hatte. Kasimir III. und der Gnesener Erzbischof bestanden auf dem Verbleib Breslaus bei Gnesen wie auch aus fiskalischen und missionarischen Gründen der Vatikan. 1327 hatte schon der päpstliche Legat für Polen gegen die schlesischen Lehnshuldigungen Verwahrung eingelegt, weil man kirchlicherseits eine staatsrechtliche Zugehörigkeit Schlesiens zu Polen wünschte. Dabei spielte auch der Peterspfennig eine Rolle, der im 11. Jahrhundert in Polen — nicht in Böhmen — eingeführt worden war und spätestens seit dem 12. Jahrhundert als feste Abgabe von den einzelnen Familien erhoben wurde, was in Schlesien aber selbst beim Domkapitel auf Widerstand stieß. Im übrigen stritten sich auch nach 1335 im Breslauer Domkapitel noch wiederholt polnische mit böhmischen Einflüssen, doch siegten stets die böhmischen<sup>30)</sup>. Großen Anteil daran hatte der aus uraltem schlesischen Geschlecht stammende Bischof Preczlaw von Pogarell (1341–1376), den die Kapitulare entsprechend dem Wunsche des Landesherrn entgegen den Bemühungen Kasimirs, der einen Polen wünschte, zum Breslauer Bischof wählten. Als ihm der Erzbischof die Bestätigung verweigerte, holte er sich diese in Avignon bei Papst Benedikt XII. und legte damit eine Grundlage zur späteren faktischen Unabhängigkeit des Bistums vom Erzbistum Gnesen. Am 1. 7. 1342 unterwarf er sich auch mit dem Domkapitel und der schlesischen Kirche förmlich dem Schutze der böhmischen Krone, erhielt nun den Rang als erster schlesischer Stand sowie den Titel eines Bundesfürsten von Böhmen und wurde zum Reichs-Vizekanzler ernannt. Von Herzog Boleslaw III. v. Liegnitz-Brieg erwarb er das Grottkauer Gebiet, nahm es von Böhmen zu Lehen und erhielt dafür den Titel eines Herzogs v. Grottkau.

29) v. Grawert-May S. 143-168.

30) Geschichte Schlesiens I, S. 199-201. Grünhagen I, S. 82-87, 161-170.

Auch kaufte er die Burg Kaldenstein mit Gebiet, wozu auch Jauer-  
nig gehörte. Mit seiner Politik legte er die Grundlage dafür, daß die  
Verbindung der Diözese Breslau mit dem erzbischöflichen Stuhl in  
Gnesen allmählich erlosch, bis es schließlich 1821 ein exemptes Bis-  
tum und 1929 kirchenrechtlich dem deutschen Reich eingegliedert  
wurde<sup>31</sup>).

Dasselbe Bekenntnis zum böhmischen Schlesien legte der Piast Bi-  
schof Konrad IV. Senior von Oels (1417—1447) ab, als die von  
König Sigismunds Geleitbruch gegenüber Johann Hus erbitterten  
Tschechen 1421 dem Litauerfürsten Witold die böhmische Krone  
antrugen und dieser König Jagiellos Neffen Sigismund Koributowicz  
als seinen Stellvertreter nach Prag entsandte. Jetzt drohte Schlesien  
wieder unter polnischen Einfluß zu fallen. Um den seiner Herrschaft  
drohenden Gefahren zu begegnen und die schlesischen Kräfte zu-  
sammenzufassen, schuf König Sigismund das Amt des Oberlandes-  
hauptmanns für ganz Schlesien und übertrug es am 16. April 1422  
dem tatkräftigen Breslauer Bischof. Es folgte, um der allgemeinen  
Rechtsunsicherheit im Lande zu begegnen, am 21. September 1435  
die Gründung des großen Landfriedensbundes und die Wahl Kon-  
rads zum Bundeshauptmann. Ungeachtet des schlesischen Wider-  
standes gegen die böhmischen Häretiker nahm Konrad aber gegen  
die Hilfe des rechtgläubigen polnischen Klerus Stellung, lehnte die  
Visitation Erzbischof Alberts von Gnesen entschieden ab und erließ  
1435 nach Ende der Hussitenkriege mit Zustimmung des Domkapi-  
tels ein auch von der Baseler Synode bestätigtes Statut, wonach nur  
in Schlesien Gebürtige eine Pfründe in der Diözese Breslau erhalten  
sollten, eine Bestimmung, die die Polen als vor allem gegen sich ge-  
münzt betrachteten, da die Kathedrale vorrangig von polnischen  
Herzögen und Kirchenfürsten dotiert worden sei<sup>32</sup>).

Die in diesem Zeitabschnitt stattfindende Schlacht bei Tannenberg  
vom 15. Juni 1410 war kein Ausdruck eines deutsch-polnischen Ge-  
gensatzes, sondern der Existenzkampf des von inneren Krisen er-  
schütterten Deutschen Ritterordens gegen die vereinigten Länder  
Polen und Litauen, die mit ihm in ständigen Auseinandersetzungen  
lagen. So schlug ein an Zahl weit überlegenes polnisch-litauisches  
Heer unter dem mit dem Orden tödlich verfeindeten Litauerfürsten  
Jagiello, der als Wladislaw II. König von Polen wurde, verstärkt  
durch weißrussische, tatarische und ukrainische Scharen sowie  
durch böhmische Söldner, die mit dem Gelde deutscher Städte des  
Ordenslandes geworben waren und von dem späteren Hussitenführer  
Johann Ziska geführt wurden, das Ordensheer vernichtend, während  
die oppositionelle Ritterschaft des Kulmerlandes vom Schlachtfeld  
desertierte. Von schlesischen Piasten leisteten Konrad der Weiße von  
Oels und Ludwig I. von Liegnitz dem Orden Beistand. Im 1. Thor-

31) Fragmente...

32) Grünhagen I, S. 238/39, 255, 257, 260/61; Geschichte Schlesiens I, S. 247/48;  
G. Rhode S. 135/36.

ner Frieden wirkten Konrad III. von Oels und sein ältester Sohn mit. Als der Kampf 1414 von neuem begann, standen sieben schlesische Fürsten auf polnischer Seite: Der schon erwähnte Konrad der Weiße v. Oels, Wenzel v. Glogau, Bernhard v. Oppeln, Boleslaus I. v. Teschen, Johann v. Münsterberg, Johann II. und Wenzel I. v. Troppau-Ratibor. Die große Zahl der schlesischen Teilnehmer läßt auf vorangehende Abmachungen schließen<sup>33)</sup>.

Mit der inneren und äußeren Loslösung Schlesiens von Polen war der Bestand Schlesiens als Teil des deutschen Reiches bis zur Gegenwart als Ganzes festgelegt. Allerdings kam es unter der böhmischen Herrschaft und unter schwachen deutschen Herrschern zu Gebietseinbußen: 1457 verkaufte Herzog Johann III. v. Auschwitz sein Herzogtum König Kasimir IV. v. Polen, 1442 Wenzel v. Teschen und Sewerien das Herzogtum Sewerien an den Bischof v. Krakau, 1494 Herzog Johann IV. v. Zator sein Herzogtum an den polnischen König Johann Albert, ohne daß das Reich darauf reagierte<sup>34)</sup>. Auch wirkte sich verhängnisvoll aus, daß Schlesien dem König Sigismund gegen die Hussiten trotz der hussitischen Warnungen Lehnsfolge leistete. Als Folge davon verheerten die Hussiten das Land, wodurch am stärksten Oberschlesien betroffen wurde. Schlesien wurde auch in die Auseinandersetzungen zwischen Böhmen, Ungarn und Polen einbezogen. Eine wichtige Folge der Hussiten-Kriege war das Vordringen des Tschechentums in Böhmen und der tschechischen Sprache in Oberschlesien.

Im Thronstreit zwischen Matthias Corvinus v. Ungarn und König Wladislaw, dem ältesten Sohn König Kasimirs IV. v. Polen zwischen 1471 und 1479 standen Friedrich I. v. Liegnitz ebenso wie die meisten anderen schlesischen Fürsten auf der Seite von Matthias, und wenn auch König Kasimir seinem Sohn zu Hilfe zog und Ober- und Mittelschlesien verwüstete, so siegte doch Matthias, und im Vertrag zu Olmütz 1479 verzichtete Wladislaw auf alle Nebenländer der Krone Böhmen mit Schlesien, und die schlesischen Fürsten traten dem Vertrag förmlich bei<sup>35)</sup>.

In die Zeit der böhmischen Herrschaft fällt auch das Wirken von Herzog Wladislaw II. v. Oppeln († 8. 5. 1401), dem bedeutendsten oberschlesischen Piasten. Schon in jungen Jahren, vor 1356, war er in den Dienst des Königs Ludwig v. Ungarn getreten, seines Onkels mütterlicherseits, und hatte sich zum einflußreichsten Ratgeber und geschätzten Diplomaten emporgearbeitet. Ein beleidigendes Wort gegen die Königin-Mutter veranlaßte ihn 1362, an einem Bündnis gegen Kaiser Karl IV. mitzuwirken. Der Kaiser verzieh seinem ungetreuen Lehnsmann, der in der Folgezeit zu Gunsten Karls tätig war. Der diplomatische Eifer Wladislaws, der schon Palatin von Ungarn

33) Geschichte Schlesiens I, S. 241; Prutz S. 317, 474–482.

34) Geschichte Schlesiens I, S. 264, 292/93.

35) a.a.O., S. 278–284.

und Graf von Preßburg war, verschaffte Ludwig nach dem Tode König Kasimirs III. 1370 die Nachfolge in Polen, wofür er als Dank das Wieluner und Dobriner Land (das von der oberen Warthe eingeschlossene, dem Herzogtum Oppeln benachbarte Gebiet) und im Herbst 1372 Rotrußland (das heutige östliche Galizien) als Lehnfürstentum erhielt, in Ermangelung eigener männlicher Erben aber nur auf Lebenszeit. Dort wirkte er für die Verbreitung deutscher Kultur, siedelte östlich des Dunajec Schlesier an und förderte die schlesischen Kaufleute durch Handelsvorteile, wobei seine Regierung allerdings dem Widerstand der polnischen Adelpartei begegnete. Die Tat, die ihn überdauerte und internationale Bedeutung erlangte, ist 1382 die Gründung des Pauliner-Klosters Tschenschostochau, in das er das berühmte Bild der wohl aus Kiew stammenden Schwarzen Madonna brachte<sup>36</sup>).

Nach Ludwigs Tode 1382 ging die Nachfolge in Polen 1384 auf seine jüngere Tochter Hedwig über, der Wladislaw als treuer Berater diente. Als 1386 Hedwig den heidnischen Litauerfürsten Jagiello heiratete, war Wladislaw Taufpate, wobei Jagiello seinen Namen annahm. Um die Verpfändung des Dobriner Landes durch Wladislaw an den Deutschen Orden kam es aber mit Jagiello zum offenen Kampf, und Wladislaw mußte seine außerschlesischen Besitzungen abtreten. Mit seinem Tode 1401 erlosch sein Stamm. In Oppeln folgten die männlichen Nachkommen seines jüngeren Bruders Bolko III<sup>37</sup>).

Zu den wichtigsten Ereignissen für Schlesien unter böhmischer Herrschaft gehören das von König Wladislaw verliehene Große Landesprivileg von 1498 und der Kolowratsche Vertrag von 1504, der die kirchlichen Verhältnisse Schlesiens regelt. In diesem wird bestimmt, daß der Oberlandeshauptmann immer ein schlesischer Fürst sein müsse und daß künftig nur ein Schlesier, Böhme, Mährer oder Lauitzer Bischof von Breslau werden dürfe.

Als Schlesien 1526 unter die Herrschaft des deutschen Fürstenhauses der Habsburger kam, bedeutete dies das Ende des staatsrechtlichen Schwankens zwischen Böhmen und Ungarn und die Bestätigung und Festigung seiner Anlehnung an die westliche Wirtschaft und Kultur. Es bedeutet aber auch, daß von nun an die nationalen Kämpfe gänzlich hinter der Frage der religiösen Umgestaltung des deutschen Reiches zurücktraten, und in dieser innenpolitischen Auseinandersetzung übernehmen in Schlesien die Piasten die Führung. In Niederschlesien ist es Herzog Friedrich II. v. Liegnitz, der 1523 als erster schlesischer Fürst öffentlich die evangelische Religion annimmt, in Oberschlesien Herzog Georg v. Brandenburg-Ansbach-Jägerndorf,

36) Brockhaus.

37) Grünhagen I, S. 188–190; Geschichte Schlesiens I, S. 225–233, G. Rhode S. 110–124.

der 1523 Jägerndorf und Leobschütz durch Kauf, 1521 Oderberg, 1526 Beuthen und 1532 — nach dem Aussterben der Oppelner Piasten 1532 — Oppeln-Ratibor durch Pfandbesitz an sich bringt. Bald folgten mit der Annahme des Luthertums die Stadt Breslau (1524) und die übrigen schlesischen Fürsten, und gegen 1550 war kaum jede 50. Kirche im Bistum Breslau katholisch besetzt. Da nun der deutsche Priesternachwuchs fast geschlossen der Reformation zugefallen war, bediente sich das Domkapitel der altkirchlichen Verbindung mit dem Erzbistum Gnesen und zog ausländische polnische Geistliche heran. Dies hatte ein derartiges Anwachsen der polnischen Welt- und Klostergeistlichkeit zur Folge, daß der schlesische Fürstentag mehrfach (z. B. 1552 und 1557) dagegen Einspruch erhob, eine Entwicklung, die bis zur Gegenwart wirkte und in der schlesischen Volkstumsfrage von schwerwiegender Bedeutung war. Der polnische König Sigismund I., der ein treuer Anhänger der mittelalterlichen Kirche war, 1520 die Verbreitung lutherischer Schriften verbot und einen Inquisitionsausschuß einsetzte, wünschte auch das Eindringen der Reformation in Schlesien nicht, so daß er Friedrich II. ein Warnungsschreiben sandte. Friedrich versicherte ihm Ende 1523, daß in seiner Landeshauptmannschaft allein das hl. Evangelium und lautere Gotteswort ohne Luthers und sonstigen menschlichen Zusatz gepredigt werde<sup>38</sup>).

Eine weitere Maßnahme von reichspolitischer Bedeutung war der Entschluß Herzog Friedrichs II., dem brandenburgischen Kurfürst Joachim II. eine Erbverbrüderung anzutragen, um sein protestantisches Land, zu dem inzwischen Brieg und Wohlau hinzugekommen waren, vor dem Heimfall an die katholische Krone Böhmen zu bewahren. Diese Liegnitzer Erbverbrüderung von 1537<sup>39</sup>) hatte gerade dadurch, daß die Habsburger sie nicht anerkannten, die Folge, daß die Brandenburger immer wieder die Rechtsgültigkeit des Vertrages betonten und daß das Verhältnis zwischen Liegnitz-Brieg-Wohlau und Kurbrandenburg immer enger wurde, zumal zwischen beiden 14 Eheverbindungen zustande kamen, das sind ein Viertel aller zwischen deutschen Fürsten und schlesischen Piasten geschlossenen Ehen. Das Verhältnis wurde in dem Maße, in dem sich die konfessionspolitischen Fronten verhärteten, immer enger, und bei dem Vorrang, den die Religion im Leben der damaligen Menschen besaß, ist es bei der späteren rücksichtslosen Gegenreformation in den habsburgischen Erblanden nur natürlich, wenn sich das — mit Oberschlesien — protestantisch gewordene Schlesien an Kurbrandenburg anlehnte, ebenso wenig wie es verwundern kann, daß, als 1740 das inzwischen zur protestantischen Vormacht des Reiches gewordene Preußen in Schlesien einmarschierte, die protestantischen Schlesier die Preußen als Befreier begrüßten.

38) Eberlein S. 46–60, 43; A. Rhode S. 13.

39) Jaeckel I, S. 79–93.

An dieser Stelle ist der abenteuerliche, maßlose und verschwenderische Herzog Heinrich XI. v. Liegnitz (1559—1588) zu erwähnen, ein krasser Außenseiter unter den schlesischen Piasten, der lebhaft Beziehungen zu Polen unterhielt und sich auch um die polnische Krone bemühte. Als es 1587/88 zum polnischen Thronstreit zwischen Sigismund v. Schweden und Erzherzog Maximilian III. v. Österreich kam, vertrat Heinrich in Polen die Seite Sigismunds, die am 24. 1. 1588 in der Schlacht bei Pitschen siegte, wobei Maximilian in polnische Gefangenschaft fiel. Das polnische Verlangen, den als Herzog von Liegnitz abgesetzten Heinrich wiedereinzusetzen, war vergeblich, und als Heinrich am 3. 3. 1588 in Polen starb, verweigerte Kaiser Rudolf II. als Schlesiens Oberherr die Rückführung der Leiche des Fürsten nach Schlesien, weil dieser zu den Feinden seiner Kaiserlichen Majestät übergegangen sei, und Heinrich wurde schließlich in einer Kapelle der Krakauer Franziskanerkirche bestattet<sup>39a</sup>).

Wurde Schlesien unter dem maßgebenden Einfluß der Piasten von Liegnitz-Brieg-Wohlau zu einem protestantischen Land, so trennten sich die Wege Schlesiens von denen Polens nun auch in religiöser Hinsicht, weil sich in Polen der Protestantismus unter dem genannten König Sigismund III. (1587—1632) auf dem Rückzug befand. Schon im 1. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts erlangte die römische Kirche in Polen die führende Stellung, während zur gleichen Zeit die den Protestantismus vertretenden schlesischen Stände ihre Rechte gegen die von den Habsburgern geförderte Gegenreformation aktiv zu vertreten begannen. Die beiden Majestätsbriefe von 1609, der böhmische vom 9. Juli und der schlesische vom 20. August, die den Lutheranern Gleichberechtigung mit den Katholiken vermittelten, waren kultur- und staatsgeschichtlich ein revolutionäres Ereignis, das für die religiöse Befriedung Europas hätte vorbildlich sein können, wenn nicht der totalitäre römische Universalismus willens gewesen wäre, die religiöse Einheit im deutschen Reich wiederherzustellen.

1617 wurde der Piast Johann Christian v. Brieg Oberlandeshauptmann von Schlesien, was ihn als Beamten des katholischen Landesherrn in Zwiespalt zu seinen Pflichten als Vertreter der protestantischen schlesischen Stände brachte. Am 23. 5. 1618 erfolgte der Prager Fenstersturz. In den nun folgenden kriegerischen Auseinandersetzungen übernahm in Schlesien der brandenburgische Markgraf Johann Georg v. Ansbach-Jägerndorf die militärische Leitung. Am 31. 7. 1619 schlossen sich Böhmen, Mähren, Schlesien, Oberlausitz und Niederlausitz zu einer Konföderation zusammen, der am 16. August auch Ober- und Niederösterreich beitraten, und am 27. August wählte der Prager Generallandtag den Kurfürsten Friedrich V. v. d. Pfalz zum König, wogegen Schlesien am 30. September durch Fürstentagsbeschluß zu Breslau König Ferdinand II. den Gehorsam

39a) a.a.O., S. 104—119.

aufkündigte. Zu den schlesischen Defensoren als Organen der Landesverteidigung gehörten auch die Piasten Johann Christian v. Brieg und Georg Rudolf v. Liegnitz. Der Bischof Karl aber, der als Bruder König Ferdinands ein Vertrauensmann der Habsburger war, ging im September 1619 nach Warschau zu seinem Schwager König Sigismund.

Hier wurde nun die alte Verbindung zum Erzbistum Gnesen wieder wirksam, die Bischof Erzherzog Karl den Polen in Erinnerung brachte, der sogar am 20. 12. 1619 den 6jährigen polnischen Prinzen Karl Ferdinand zum Koadjutor annahm. Wohl scheiterten die Versuche König Sigismunds, Polen zu einer offenen Parteinahme gegen die Konföderation zu veranlassen, am Widerstand der Senatoren. Doch wurden die schlesischen und anderen konföderierten Stände zu Rebellen erklärt, gegen Schlesien wurde Stimmung gemacht und die polnische Kriegshilfe für den Kaiser gefördert, durch die auch Schlesien in Mitleidenschaft gezogen wurde, weil polnische Söldnerscharen durch Einfälle und Durchzüge das Land beunruhigten. Das politische Zusammenspiel des schlesischen Bischofs mit dem polnischen Herrscher zur Wahrung der Rechte ihrer Kirche geschah mit der Begründung, daß Gründung und Dotierung der schlesischen Kirche von den polnischen Königen stamme und ihr Schutz in alten Verträgen zwischen Polen und Böhmen festgelegt sei, und 1625 nach Bischof Karls Tode setzte Sigismund gegen den heftigen Widerstand des Breslauer Domkapitels mit Hilfe eines päpstlichen Legaten und kaiserlicher Befürwortung die Wahl seines Sohnes Karl Ferdinand zum Breslauer Bischof durch.

Der glänzende Empfang König Friedrichs V. v. d. Pfalz in Breslau, der vom Oberlandeshauptmann am 24. 2. 1620 willkommen geheißen wurde, gehörte zu den letzten Höhepunkten der böhmischen Konföderierten. Am 8. 11. 1620 entschied die Schlacht am Weißen Berge bei Prag über ihr Schicksal, und die Herzöge von Brieg und Liegnitz-Wohrlau konnten froh sein, daß der Kaiser unter Rücksichtnahme auf seinen lutherischen Verbündeten Kurfürst Johann Georg I. v. Sachsen im sog. Prager Nebenrezeß v. 30. 5. 1635 sowohl ihren Landen als auch dem Herzogtum Oels und der Stadt Breslau die Freiheit der Ausübung des Augsburgischen Bekenntnisses gewährte. Dabei blieb es auch im Westfälischen Frieden von 1648. Auf kursächsischer Seite spielte der in Kurbrandenburg gebürtige Hans Georg von Arnim-Boytzenburg (1581—1641), der 1634 die Kaiserlichen bei Lindenbusch (Liegnitz) schlug, als Feldherr, Diplomat und Staatsmann eine wichtige Rolle.

Johann Christian v. Brieg, der nach Niederschlagung des Aufstandes als Oberlandeshauptmann nicht mehr tragbar war, hatte 1621 sein Amt niedergelegt, immer der kaiserlichen Acht gewärtig. Der Sieg seines Schwagers Hans Ulrich Schaffgotsch am 11. 10. 1633 bei Steinau gegen die protestantischen Truppen veranlaßte ihn, unter dem Schutz des polnischen evangelischen Grafen Leszno (von der

Lissa) mit seinem Bruder Georg Rudolf nach der damaligen protestantischen Hochburg Thorn zu fliehen, wo sie mit Erlaubnis des polnischen Königs Wladislaw IV. (1632—1648) ihre Wohnung nahmen. Polen war nämlich unter diesem toleranten Herrscher Zufluchtsland der deutschen Exulanten. Hinzu kam, daß Johann Christian dem in Bierza/Litauen lebenden Fürsten Christoph Radziwill, der ein eifriger Protestant war, freundschaftlich verbunden war, so daß er ihm seinen dritten Sohn Christian zur Miterziehung anvertraute. Von Thorn aus reiste er 1636 nach seinem ostpreußischen Pfandbesitz Osterode weiter, und dort starb er am 25. 12. 1639. Sein Bruder Georg Rudolf v. Liegnitz-Wohrlau, der 1621 an seiner Stelle Oberlandeshauptmann geworden war, legte das Amt wohl 1627 nieder, wurde aber 1639 noch einmal eingesetzt und starb am 14. 1. 1653 zu Breslau im noch heute vorhandenen Hause der Liegnitz-Brieger Herzöge<sup>40)</sup>.

Johann Christians Söhne regierten bis 1653 gemeinschaftlich, dann erhielt durch das Los Georg III. Brieg, Ludwig IV. Liegnitz und Christian Wohrlau. Georg III. wurde vom Kaiser zum Oberlandeshauptmann ernannt, als welcher er sich die Achtung seiner Landsleute und des Wiener Hofes erwarb. Seit seinem Tode 1664 regierte Christian II. allein. Am Hofe von Christoph Radziwill (1585—1640), Großfeldherr von Litauen und Landbotenmarschall des Reichstages, wurde er gemeinsam mit Boguslaw, dem Sohn seines Bruders Johann (gest. 1621), erzogen. Johann, Kastellan von Wilna und Führer des reformierten Adels, war mit Elisabeth Sophia von Brandenburg verheiratet, der Tochter des Kurfürsten Johann Georg. Christian war mit Boguslaw Radziwill (1620—1669), der beim Großen Kurfürsten Generalleutnant und Statthalter in Preußen wurde, in herzlicher Freundschaft verbunden. Er lernte auch die polnische Sprache und unterhielt mit bedeutenden Häusern wie Leszno (von der Lissa), Lubomirski und dem späteren polnischen König Michael Wisnowiecki gute Beziehungen. Auch am polnischen Hofe genoß er Achtung. Sein Sohn Georg Wilhelm übernahm die Vorliebe für die polnische Nation und wurde auch in polnische Tracht gekleidet. Nach der Abdankung König Johann Kasimirs trat auch Christian als Thronkandidat vom Stamme der Piasten in den Vordergrund, unterlag aber schließlich Michael Wisnowiecki<sup>41)</sup>.

Die größte Sorge Christians und seiner Gattin Luise v. Anhalt-Desau war, daß Kaiser Leopold I. für ihren einzigen, am 29. 9. 1660 geborenen Sohn die Obervormundschaft beanspruchen könne, um ihn dann katholisch erziehen zu lassen und ihre Herzogtümer zu rekatholisieren. Einen Tag vor Christians Tode (28. 2. 1672) schickte Luise ihn daher auf die brandenburgische Universität Frankfurt a.

40) Jaeckel II, S. 35–78.

41) Müller S. 61–63; Kraffert S. 252; Krebs S. 144/45; G. Rhode S. 279. Schönwälder S. 240–244; Jaeckel II. S. 90–94.

O. unter den Schutz Kurfürst Friedrich Wilhelms, mit dem Georg Wilhelm über seine Großmutter Dorothea Sybille v. Brandenburg verwandt war. Anfang 1675 erhielt er in Wien die drei Herzogtümer vom Kaiser als Lehen, doch schon am 21. 11. 1675 starb er, und mit ihm starben die Piasten im Mannesstamm aus. Der schlesische Dichter Daniel Casper von Lohenstein knüpft auf der Marmortafel am Eingang zum Liegnitzer Mausoleum an die Gesamtbedeutung der Piasten für Schlesien, Deutschland und Polen an, indem er u. a. schreibt:

„Geheiligt Gott, dem Bewahrer der Gebeine und den frommen Schatten des Piastischen Hauses, welches... Polen 24 Monarchen,... Schlesien 123 Herzöge... gab, Deutschland von der Überschwemmung durch die Tataren befreite..., mit... Georg Wilhelm, dem Letzten, den 21. November 1675 zum großen Leidwesen des Vaterlandes, Europas und des Kaisers nach 9 vollen Jahrhunderten ausstarb...“<sup>42)</sup>.

Mit dem Aussterben des Piastenhauses fielen nach geltendem Lehnrecht die Herzogtümer Liegnitz-Brieg-Wohlau an den Lehnherrn Kaiser Leopold I. Noch lebte aber die Schwester des letzten Piasten, Prinzessin Charlotte, und zu den Erfolgen der Gegenreformation, die sich zielbewußt bemühte, Mitglieder protestantischer Fürstengeschlechter zum Glaubensübertritt zu veranlassen, gehört auch, daß Charlotte mit List bewogen wurde, den lutherischen, als Regimentskommandeur in Wien lebenden Herzog Friedrich von Holstein-Sonderburg-Wiesenburg zu heiraten und selbst katholisch zu werden. Mit ihrem einzigen Sohn Leopold, der als Kaiserlicher Geheimer Rat in Wien wirkte, starb am 4. März 1744 auch dieses Geschlecht aus<sup>43)</sup>.

In zwei bekannten deutschen Geschlechtern leben die schlesischen Piasten noch fort: In den Hohenzollern durch die Vermählung Herzog Georgs II. v. Brieg mit Prinzessin Barbara von Brandenburg 1545, und in dem Hause Schaffgotsch durch die Ehe des Freiherrn Hans Ulrich Schaffgotsch 1620 mit Barbara Agnes von Liegnitz-Brieg. Das Wappen des schlesischen Hauses Schaffgotsch enthält als Hauptschild das Piastenwappen: viergeteilt, übers Kreuz den schlesischen Adler und das Schachmuster.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß die schlesischen Piasten sowohl wie der polnische Staat sich im Laufe der Geschichte voneinander weg zu eigenständigen Faktoren der europäischen Politik entwickelt haben. Auf gemeinsamer germanischer Grundlage der beiden Fürstenhäuser vollzieht sich eine gegensätzliche Entwicklung, bei der

42) Jaeckel II, S. 93/94, 105-109.

43) a.a.O., S. 96-103, 115-121, 123, 125, 129/30.

auf Seiten der schlesischen Piasten folgende Faktoren maßgebend sind:

1. Die baldige Eindeutschung des Fürstengeschlechts,
2. die staats- und völkerrechtliche Bindung an das deutsche Reich,
3. das Bekenntnis zum Protestantismus und zum Block der protestantischen Fürsten innerhalb des Heiligen Römischen Reiches.

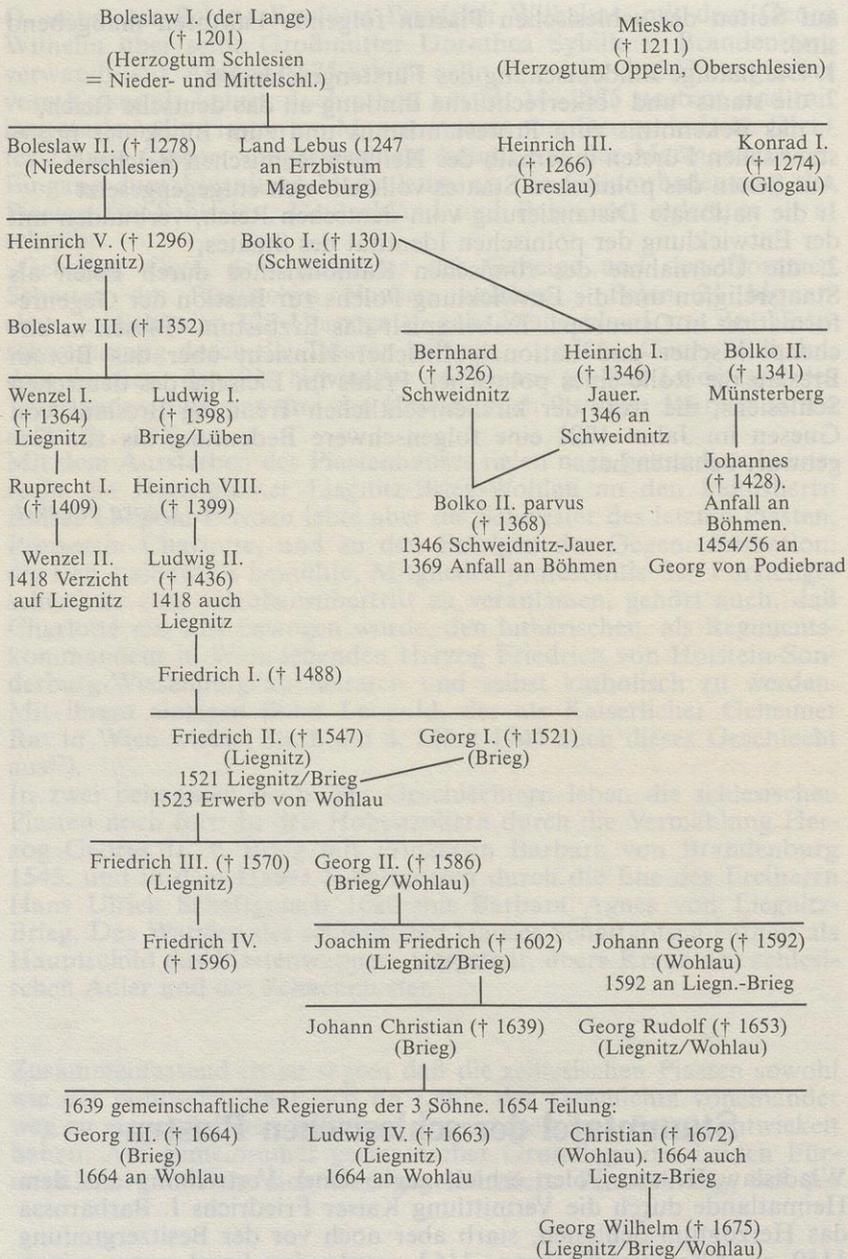
Auf Seiten des polnischen Staates vollzieht sich entgegengesetzt

1. die nationale Distanzierung vom deutschen Reich, verbunden mit der Entwicklung der polnischen Identität des Staates,
2. die Übernahme des römischen Katholizismus durch Polen als Staatsreligion und die Entwicklung Polens zur Bastion der Gegenreformation in Osteuropa. Dabei spielt das Erzbistum Gnesen in kirchenpolitischer und nationalpolitischer Hinsicht über das Bistum Breslau die Rolle eines polnischen Pfahls im Fleische des deutschen Schlesiens, die trotz der kirchenrechtlichen Trennung Breslaus von Gnesen im Jahre 1821 eine folgenschwere Bedeutung bis zur Gegenwart behalten hat.

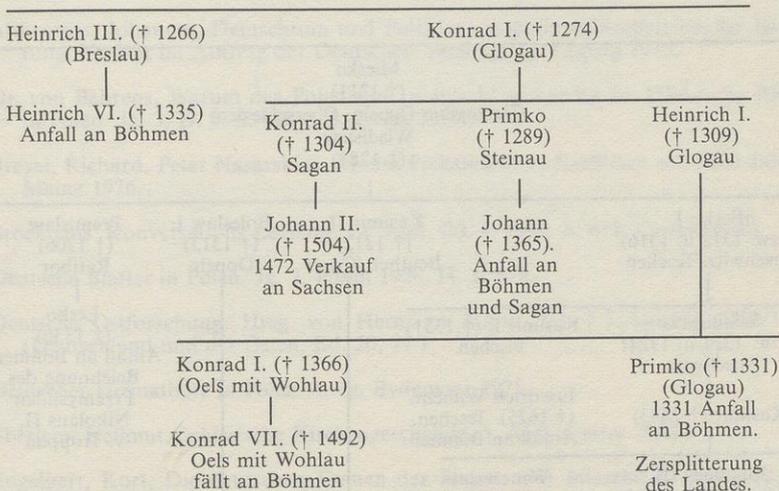
*Dr. Georg Jaeckel*

## **Stammtafel der schlesischen Piasten**

Wladislaw II. von Polen erhielt nach seiner Vertreibung aus dem Heimatlande durch die Vermittlung Kaiser Friedrichs I. Barbarossa das Herzogtum Schlesien, starb aber noch vor der Besitzergreifung 1159 zu Altenburg/Sachsen. 1163 wurde das Land unter seinen Söhnen geteilt:



## Tafel II



### **Wohlau (seit Johann v. Sagan-Glogau: Fürstentum Wohlau):**

1495–1498: Oels mit Wohlau an Heinrich I. v. Münsterberg (Podiebrad) als Eintausch mit Schloß Podiebrad und Zubehör.

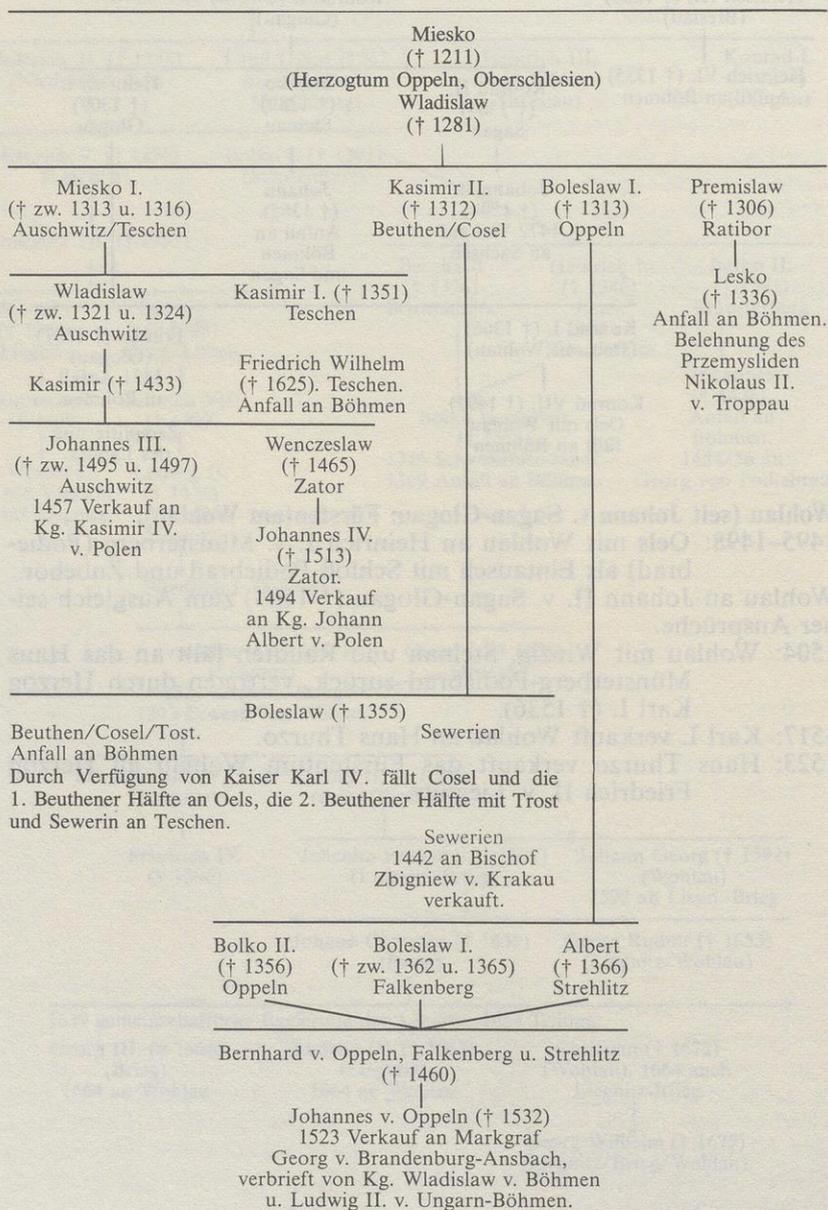
Wohlau an Johann II. v. Sagan-Glogau († 1504) zum Ausgleich seiner Ansprüche.

1504: Wohlau mit Winzig, Steinau und Raudten fällt an das Haus Münsterberg-Podiebrad zurück, vertreten durch Herzog Karl I. († 1536).

1517: Karl I. verkauft Wohlau an Hans Thurzo.

1523: Hans Thurzo verkauft das Fürstentum Wohlau an Herzog Friedrich II. v. Liegnitz.

### Tafel III



# Schrifttum

- Altkemper, Johannes, Deutschtum und Polentum in politisch-konfessioneller Bedeutung. Verfaßt im Auftrag der Deutschen Vereinigung. Leipzig 1910.
- Dr. von Behrens, Warum das Polenland „polnisch“ geworden ist. (Deutsche Blätter in Polen. Jg. 3. H. 6. S. 310–326. Posen 1926.)
- Breyer, Richard, Peter Nasarski u. Janusz Piekalkiewicz, Nachbarn seit 1000 Jahren. Mainz 1976.
- Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. Aufl. Bd. 4. 1901. S. 611: Czenstochau.
- Deutsche Blätter in Polen. Jg. 3. Posen 1926. H. 1. 3. 6.
- Deutsche Ostforschung. Hrsg. von Hermann Aubin. Bd. 1.2. Leipzig 1942/1943. (Deutschland und der Osten. Bd. 20, 21.)
- Deutscher Heimatbote in Polen. 4. Jg. Bydgoszcz 1925.
- Eberlein, Hellmut, Schlesische Kirchengeschichte. 3. Aufl. Goslar 1952.
- Engelbert, Kurt, Die deutschen Frauen der Piasten von Mieszko I. (gest. 992) bis Heinrich I. (gest. 1238). Hildesheim 1954.
- Fragmente aus der Geschichte der Klöster und Stifter Schlesiens von ihrer Entstehung bis zu ihrer Aufhebung im November 1810. Breslau 1811.
- Frey, Dagobert, Krakau. (Mit 96 Abb.) Berlin (1941).
- Geschichte Schlesiens. Hrsg. von der Hist. Komm. f. Schlesien. Bd. 1. 3. Aufl. Stuttgart 1961. Bd. 2. Darmstadt 1973.
- Grawert-May, Gernot von, Das staatsrechtliche Verhältnis Schlesiens zu Polen, Böhmen und dem Reich während des Mittelalters (Anfang des 10. Jahrhunderts bis 1526). Aalen 1971. (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. N. F. Bd. 15.)
- Grotefeld, H., Stammtafeln der schlesischen Fürsten bis zum Jahre 1740. 2. verb. Aufl. Breslau 1889.
- Grünhagen, C., Geschichte Schlesiens. Bd. 1.2. Gotha 1884. 1886. Nachdruck: Osnaabrück 1979.
- Günzel, Walter, Polen. Hannover 1963. (Hefte zur Ostkunde. H. 2.)
- Heyne, J., Geschichte des Bistums und Hochstifts Breslau. Bd. 1–3. Berlin 1860.
- Jaeckel, Georg, Geschichte der Liegnitz-Brieger Piasten. Von Georg Thebesius... Mit Abb. Hrsg. 1733 von G. B. Scharff. Bearb. u. erg. von Georg Jaeckel. Bd. 1.2. Lorch/Württ. 1980. 1983.
- Juhnke, Richard, Wohlau. Geschichte des Fürstentums und des Kreises. Würzburg 1965.
- Kaindl, Raimund F., Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. Bd.1–3. Gotha 1907.

- Koestler, Arthur, Der 13. Stamm. Das Reich der Khasaren und sein Erbe. Wien/München 1977.
- Kossinna, Gustav, Die deutsche Ostmark — ein Heimatboden der Germanen. (Sonderabdruck aus: Oberschlesien. 17. Jg. H. 12. Kattowitz 1919.)
- Kraffert, A. H., Chronik von Liegnitz. 2. 2. Liegnitz 1871.
- Krebs, J., Herzog Christian von Wohlau. (Zschr. des Ver. f. Gesch. Schl. Bd. 35. Breslau 1901.)
- Lück, Kurt, Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur. 2. Aufl. Leipzig 1943.
- Die Manessesche Liederhandschrift. Faks. Ausgabe, Einl. von Rudolf Sillib, Friedrich Panzer, Arthur Haseloff. Leipzig 1925–29.
- Mittelalterliches Krakau. Werden und Wirken deutscher Bürgergeschlechter. Hrsg. im Auftrage des Stadthauptmanns der Stadt Krakau. Krakau 1943.
- Müller, Johannes, Osterode in Ostpreußen. Osterode (Ostpr.) 1905.
- Nieborowski, Paul, Oberschlesien, Polen und der Katholizismus. Berlin 1919.
- Nordman, V. A., Die Wandalia des Albert Krantz. Eine Untersuchung. Helsinki 1934. (Annales Academiae Scientiarum Fennicae. B. 29,3.)
- Prutz, Hans, Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter. 2. Bd. Berlin 1887. (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Hrsg. von Wilhelm Oncken. 2. Hauptabt. 6. T. 2. Bd.)
- Pustejovsky, Otfrid, Schlesiens Übergang an die Böhmisches Krone. Köln 1975. (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands. Hrsg. von Bernhard Stasiewski. Bd. 13.)
- Rhode, Arthur, Geschichte der evangelischen Kirche im Posener Lande. Würzburg 1956.
- Rhode, Gotthold, Geschichte Polens. Darmstadt 1966.
- Sappok, G., Zur Entstehungsgeschichte des polnischen Staates. In: Zschr. des Ver. f. Gesch. Schl. Bd. 70. 1936.
- Scheel, Otto, Die Wikinger. Stuttgart 1938.
- Schilling, Friedrich, Ursprung und Frühzeit des Deutschtums in Schlesien und im Land Lebus. Bd. 1.2. Leipzig 1938. Mit umfassenden Schrifttumsangaben.
- Schoenwälder, C. F., Die Piasten zum Brieger... Bd. 3. Brieg 1856.
- Starkad, Dr., Der germanische Ursprung Polens. (Deutsche Blätter in Polen. Jg. 3. H.1. S. 1–23.)
- Steller, Walther, Grundlagen der deutschen Geschichtsforschung. Bd. 1.2. Wien 1973. 1975. Mit umfassenden Schrifttumsangaben.
- Ulitz, Otto, Oberschlesien. Aus seiner Geschichte. 3. erw. Aufl. Münster 1971.

Wäber, Alexander, Preußen und Polen. Der Verlauf und Ausgang eines zweitausend-jährigen Völkergrenzstreites und deutsch-slawischer Wechselbeziehungen. München 1907.

Winkler, Friedrich, Der Krakauer Behaim-Codex. Berlin 1941.

Winter, Georg, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Berlin 1893. (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Hrsg. von Wilhelm Oncken. 3. Hauptabt. 3. T. 2. Hälfte.)

Zedler, Johann Heinrich (Hrsg.), Großes vollständiges Universal-Lexicon. Leipzig. Bd. 4, 1733, Sp. 1306. Bd. 54, 1747, Sp. 2002/03.

## „Morgenglanz der Ewigkeit“ Begegnung mit Christian Knorr von Rosenroth

Eine Erinnerung an die Kindertage in unserem Dorfpfarrhaus. Der Sonntagmorgen begann am Frühstückstisch mit einem Lied. Es war immer dasselbe Lied. Es gehörte zum Sonntag.

Morgenglanz der Ewigkeit,  
Licht vom unerschöpften Lichte,  
schick uns diese Morgenzeit  
deine Strahlen zu Gesichte  
und vertreib durch deine Macht unsre Nacht.

Warum hatte ich gerade dieses Morgenlied für meine kleinen Kinder auserkoren? War es für die kleinen Gemüter faßbar? Ich muß gestehen, ich stellte keinerlei pädagogische oder didaktische Vorüberlegungen an. Das Lied war einfach schön, ein lyrisches Kunstwerk. Himmliches und Irdisches war auf wunderbare Weise ineinander verwoben. Die Strahlen der Morgensonne, die durch die Vorhänge auf den Frühstückstisch fielen, waren die Boten der Gnadensonne, der Ostersonne. Der Morgentau, den wir nach dem Frühstück auf der Gartenwiese und in den Blumenrabatten entdeckten, war der Hinweis auf Gottes erquickende Güte. Mit dem Dichter sah ich in den winzigen Kugeln die Spiegelung der großen Welt, alles in Einem, innen wie außen. Das Himmelslicht der Sonne leuchtete sogar in die ewige Heimat hinüber. Das war für mich tröstvoll, in einer Zeit, wo die Sehnsucht nach der irdischen Heimat, nach „derheme“ ab und zu durch die eigene Seele zog.

Wie beziehungsreich dieses Lied und sein Verfasser sind, wußte ich damals noch nicht.

Das für mich schönste ‚geistliche Morgenlied‘ hat durch seinen Entstehungsort eine literarische Parallele: Goethe hat in der Stille des Kickelhahns, auf einer waldigen, abgelegenen Anhöhe bei Ilmenau sein vollkommenes Abendlied „Über allen Gipfeln ist Ruh“ gedichtet. Ch. K. von Rosenroth hatte auch einen abgelegenen Lieblingsplatz auf einem Bergplateau, das Tannloh, westlich von Högen in der Oberpfalz, ein damals einsames Waldgebiet, mit uralten Fichten. Hier hat er beim Anschauen der aufgehenden Sonne seinen „Morgenglanz“ gedichtet. Hier hat er immer wieder Ruhe und Erholung gesucht, der fürstliche Hofkanzleirat, der in den Diensten des Pfalzgrafen, Christian August zu Sulzbach, stand. Es lohnt sich, die Lebensreise dieses schlesischen Pfarrerssohns, der 1636

in Alt Raudten geboren wurde und 1689 in Großalbershof bei Sulzbach starb, zu verfolgen.<sup>1)</sup>

Ch. Knorrs Kindheit war von den Schrecken des 30jährigen Krieges überschattet. Die Gegend wurde durch schwedische und kaiserliche Heere immer wieder verwüstet, die Pest wütete, so daß das ganze Kirchspiel am Aussterben war. Für die letzten zwölf Jahre seines Lebens mußte der Vater, Abraham Knorr, noch eine neue Gemeinde übernehmen. Aber auch hier hörten die politischen Drangsale nicht auf. Trotz dieser äußeren Not erhielt Christian von seinem Vater einen sorgfältigen Unterricht: Der gelehrte Pfarrer beherrschte außer den antiken Sprachen auch Französisch, Italienisch, Spanisch, Holländisch und Englisch. So empfing der Knabe schon im Elternhaus die Grundlage für eine universale Bildung. Mit 12 Jahren kam er auf die bekannte Lateinschule Fraustadt, wo auch der Dichter Andreas Gryphius seine Jugendbildung erworben hatte. Nach dem Willen des Vaters sollte Christian kein „Schulfuchs“ oder Pendant sondern Staatsmann werden. Der Vater starb, während sich Christian auf dem Pädagogium in Stettin auf die Universität vorbereitete. 1655 immatrikulierte er sich in Leipzig. Die Alma Lipsiensis war begehrt, 1200-1300 Studenten besuchten diese Universität jährlich. Nicht nur die Berühmtheit der Professoren lockte. Die Universität verfügte über reiche Stiftungen für das Stipendienwesen. Knorr widmete sich zunächst juristischen, theologischen und philosophischen Studien. Er fand auch einen Gönner. Dieser war Numismatiker. Er muß seinen Stipendiaten veranlaßt haben, ebenfalls in dieses Gebiet einzusteigen. Knorr verfaßte für sein Magisterium eine Dissertation über alte römische Münzen.<sup>2)</sup> Gleichzeitig widmete er sich der Rabbinischen und Chaldäischen „Weisheit“. Fünf volle Jahre studierte er in Leipzig. Aber seine Lehrjahre waren damit noch nicht abgeschlossen. Als Ergänzung der akademischen Bildung gab es im 17.

1) Der Vater Abraham Knorr, geb. 1594 in Öls. Vater Jakob Knorr (von Rosenroth), herzoglicher Sekretär. 1610 in Frankfurt immatrikuliert, ein Studium in Wittenberg ist nicht nachweisbar. 1618 Pastor in Alt-Raudten. Die Berufung nach Tschepplau hat er selbst in das noch vorhandene Kirchenbuch (im Breslauer Diözesenarchiv) eingetragen: „Jesu Juva Anno 1645 Den 1. Decembris Bin Ich Abraham Knorr Pfarrer zu Alt Raudten auff erlangete Vocation alhier zu Tschäpell angezogen. Gott helffe zu glück Segen v. Wolfarth!“ Er starb in Tschepplau am 8. 1. 1654, 4 Tage vor der Schließung der Kirche durch die Gegenreformation (die letzten Kirchenbucheintragungen von seiner Hand sind von Ende 1653) und wurde am 22. 1. in seiner ersten Gemeinde Alt Raudten begraben.

Verh. (1618) mit Susanne Neumann, Tochter des P. Georg N. (Neander) in Alt Raudten († 10. 2. 1615). Sie kommt noch am 25. 10. 1649 als Patin im Tschepplauer Kirchenbuche vor. Von 9 Kindern sind nur 3 Namen bekannt: 1. Kaspar, geb. 19. 4. 1619, gest. 3. 4. 1676 als Pastor prim. in Glogau; 2. Susanna, getraut in Tschepplau am 20. 11. 1646 mit Michael Rosaemontanus (Rosenberg), Pastor in Schönborn und Rissen bei Züllichau, die 83jährig im Januar 1708 in Raudten starb bei ihrem Sohne, dem Pastor und Senior Gottlieb R. 3. Christian, geb. 15./16. 7. 1636. (Ehrhardt, Presbyterologie des evang. Schlesiens III, 1, (1783), S. 232-33 und Manuskript zum schlesischen Pfarrerbuch).

2) Zu Christian Knorr von Rosenroths Leben und Schriften  
Titel seiner Promotionsschrift: De antiquis Romanorum numismatibus consecrationem illustrantibus ..., quam in Alma Lipsiensis Publico subiciunt M. Christian Knorr, Rut. Sil. ... 16. Juny Anno MDCLX. (Salecker, S. 29, Anm. 43)

Jhdt. die peregrinatio academica, eine Gelehrtentour für Magister. Sie wurde durch Stipendien der Universität und durch persönliche Gönner finanziert. Die Gelehrtentour erstreckte sich auf Holland, d. h., auf die vereinigten Niederlande, auf Frankreich, England und Italien. Sie dauerte mindestens ein Jahr, oft sogar 5-10 Jahre. Knorrs erstes Ziel war Amsterdam.<sup>3)</sup> Sein Vater hatte ihm ja schon das Holländisch beigebracht, weil „in demselbigen Land anitzo fast allein die allerbesten und neuesten Wissenschaften in Schwange gehen und die vornehmsten Zeitungen geschrieben und gar viel schöne Bücher getruckt sind.“<sup>4)</sup>

So fand Knorr dort die reichsten Anregungen. In Amsterdam hatte er auch Kontakt mit berühmten jüdischen Gelehrten. Von Holland ging es weiter nach Belgien. Frankreich hat er von Norden nach Süden bereist. Ein Aufenthalt in England schloß sich an.

Die wichtigste Verbindung auf dieser Gelehrtentour wurde die Freundschaft mit Mercurius van Helmont<sup>5)</sup>, Sohn eines damals berühmten Arztes.<sup>6)</sup> Er hatte nie eine Akademie besucht, war Autodidakt. Sein Bildungsgut erwarb er sich hauptsächlich durch Reisen. Er hatte Kenntnisse in der Chemie und praktischen Medizin, er war Maler, Kupferstecher, Drechsler, Weber, Schuhmacher. Natürlich beherrschte er mehrere moderne Sprachen, dazu kam Griechisch und Hebräisch. Sein glühendes Interesse galt der Kabbala, einer jüdischen Gnosis und Geheimwissenschaft. Er hielt sich abwechselnd in England, Holland und Deutschland auf. Ein Salonphilosoph, der auch an den Höfen von Hannover-Braunschweig und Berlin oft zu Gast war. Eine besondere Freundschaft verband ihn mit dem Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach<sup>7)</sup>, der ein Urenkel des Herzogs Wolfgang von Zweibrücken war. Durch van Helmont kam Knorr v. Rosenroth an den Sulzbacher Hof. Nach 10jährigen Studien und Reisen trat er in den Staatsdienst als Hof- und Kanzleirat in Sulzbach ein. Ähnlich wie Goethe in Weimar hat auch er das geistige Leben am Hof mitgestaltet und beeinflußt. Die amtlichen Pflichten erstreckten sich zunächst auf die Verwaltung des fürstlichen Archivs, er hatte die Aufsicht über die Zensurordnung und die Leitung der theologischen Prüfungskommission. Gleichzeitig war er Lehensprobst, als solcher mußte er die eingehenden Abgaben

<sup>3)</sup> 1663-66 Reise durch Holland, Frankreich und England. Das Itinerar der Hollandreise in der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel, z. T. veröffentlicht in „Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg“ 1915, S. 184-194

<sup>4)</sup> Paulig, Correspondenzbl. XVI, 1918, S. 124.

<sup>5)</sup> Franciscus Mercurius van Helmont, Arzt und Wanderphilosoph, geb. 1618, gest. 1699 in Berlin. Er gab seines Vaters gesamte Werke lateinisch heraus (Jöcher, Gelehrten-Lexicon II 1750, Sp. 1472).

<sup>6)</sup> Johann Baptist van Helmont, stoischer Philosoph, praktischer Arzt, Physiker, Mystiker, geb. 1577 in Brüssel, aus edlem niederländischem Geschlecht, 1599 Dr. med. von Löwen, gest. 1644. Sein 1643 erschienenes Werk *De ortu medicinae* gab Knorr 1683 in deutscher Übersetzung heraus (Jöcher II, Sp. 1471; A D B 11 1880 — Neudruck 1969 — S. 703-707).

<sup>7)</sup> Christian August Pfalzgraf von Sulzbach, geb. 1622, gest. 1708, 1656 zur kath. Kirche konvertiert, Neigung zum Mystizismus, an theologischen und theosophischen Fragen interessiert (Karl Bosl, Bayrische Biographie, Regensburg 1983, S. 114).

kontrollieren. Doch ebenso wichtig waren seine geistigen Aufgaben. Sie waren sogar im Anstellungsdekret umschrieben. „Er solle auch benebenst schuldig sein, von den Wissenschaften, die ihm Gott anvertrauet, auf unser Verlangen uns und unseren Kindern darzu wir sonderliche Stunden etwa erwählen möchten, Unterricht zu geben.“<sup>8)</sup>

Der kleine Sulzbacher Hof war ein Mittelpunkt der geistigen Welt Deutschlands in Europa.<sup>9)</sup> Denn hier war auch eine der bedeutendsten hebräischen Druckereien, die Druckerei Lichtenthaler.<sup>10)</sup> Fürst Christian August, der den religiösen Toleranzgedanken der Aufklärung schon vorweggenommen hat, wollte sogar eine orientalische Akademie, eine Gesellschaft der heiligen Sprachen gründen. Sein Kanzler hat die Schriften der jüdischen Mystik aus verschiedenen Zeiträumen erstmals ins Lateinische übersetzt und dadurch bekannt gemacht.<sup>11)</sup> Zusammen mit van Helmont hat er auch die *consolatio philosophiae* des Boethius — das Buch der Tröstung — übersetzt.<sup>12)</sup> Der Philosoph Leibniz kehrte in Sulzbach ein. „In der deutschen Dichtkunst“, so rühmte er den gelehrten Kanzler, „tun es ihm wenige gleich, von der Chemie und Mathematik zu schweigen, und es wird heute kaum einen Menschen geben in der Christenheit, der in der Lehre der Juden besser Bescheid weiß.“<sup>13)</sup>

Der Sulzbacher Hof geriet auch ins politische Rampenlicht. Eine nahe

<sup>8)</sup> Das Bestallungsdekret datiert vom 15. Juli 1668. Wortlaut bei Paulig im Correspondenzblatt XVIII, 1, 1925, S. 163-169, dort auch S. 168 das oben wiedergegebene Zitat.

<sup>9)</sup> M. Finke, Der Sulzbacher Musenhof im 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des Spätbarocks. Staatsexamensarbeit Bochum 1978 (ungedruckt, nach Neue deutsche Biographie 12, S. 226).

<sup>10)</sup> Dem Drucker Abraham Lichtenthaler und dem Juden Isaak Kohen erteilte Pfalzgraf Christian August Druckprivilegien, beide waren bedeutend für religiöse Erbauungsliteratur und wissenschaftliche Veröffentlichungen (K. Bosl, Bayerische Bibliographie, S. 114).

<sup>11)</sup> Das Hauptwerk ist die *Cabala denudata*, die in 2 Teilen in Sulzbach 1677 und 1684 erschien. Knorr versucht mit der Herausgabe den Nachweis zu erbringen, daß die *Cabala* in ihrem Kern christlich sei (N D B 12, S. 224-225).

<sup>12)</sup> Anicius Manlius Severinus Boethius, geb. um 480 in Rom, gest. um 524 in Pavia (nach langer Haft hingerichtet). Er schrieb über Logik, Musik und Mathematik, übersetzte Schriften des Aristoteles und Porphyrius und kommentierte Cicero. Seine theologischen Schriften weisen ihn als Christen aus, sein im Kerker verfaßter „Trost der Philosophie“ gehört ganz dem Geist der Antike an (Brockhaus-Enzyklopädie 3. Bd. Wiesbaden 1967, S. 68). Die anonym erschienene Übersetzung trägt den Titel: „Deß fürtrefflichen Hochweisen Herrn SEVER. BOETII, weil. Bürgermeister zu Rom Christlich-vernunft-gemesser Trost und Unterricht in Widerwertigkeit und Bestürtzung über dem vermeinten Wohl- oder Übelstand der Bösen und Frommen/in Fünff Büchern/Verteutscht/und Mit beygefügeten kurtzen Anmerckungen über etliche dunckle Ort derselben: Samt eigentlicher Lebens-Beschreibung deß Seligen Boetii. gedruckt in der Fürstl. Pfaltzg. Resid. Stadt Sulzbach/Durch Abraham Lichtenthaler MDC.LXVII“. Das Vorwort richtet ein Vater — „gegeben Sulzbach ex Musaeo im Jahr Christi 1667 E. G. V. — an seine Lieben Kinder“.

<sup>13)</sup> Gottfried Wilhelm Leibniz 1646-1716.

„Die vielseitigste Gestalt der deutschen Geistesgeschichte im 17. Jahrhundert“ (A D B 18, 1883/1969/, S. 172-209; N D B 14, 1985, S. 121-131)

Verwandte von Christian August, die Prinzessin Eleonora<sup>14)</sup>, aus dem Haus Pfalz-Neuburg, wurde die Braut Kaiser Leopolds I. Knorr v. Rosenroth mußte ein Hochzeitsgedicht verfassen. Es wurde ein allegorisches Spiel: *Conjugium Phoebi et Palladis* oder die durch Phoebi und Palladis Vermählung erfundene Fortpflanzung des Goldes. Christian August hoffte, seinem Kanzler durch diesen Auftrag den Weg an den Kaiserhof in Wien zu bahnen. Aber der Sinn des Hofrates stand nicht nach äußerem Erfolg am Kaiserhof. Sein evangelischer Glaube war ein Bekenntnis zu

einer inneren, politischen Freiheit. In einem Gedicht übt er Kritik am Hof.

Betrüglich glatter Hof/falschgleissend Weltgesichte!  
Jetzt hab ich euch erkannt, in einem andern Lichte.  
O, unerträglich Joch, verfluchte Slavereien,  
das Christen nicht geziemt, noch einem  
Edlen Freyen! ...“

Der einst so weit gereiste Magister hat nach der Exkursion nach Wien das Sulzbacher Land nicht mehr verlassen. Sein Weg ging nach innen. Auf seinen zwei Landgütern Högen und Großalbershof sammelte er die nötige Kraft für seine Aufgaben in Verwaltung und Wissenschaft. Die Landgüter stammten zum größten Teil aus dem Vermögen seiner Frau, einer Nürnberger Patrizierin. Dem Ehepaar wurden vier Kinder geschenkt, ein Sohn und eine Tochter überlebten die Eltern.<sup>16)</sup>

Die geistlichen Lieder hat Knorr v. Rosenroth zunächst nur für seine Familie gedichtet. Sie sollten der häuslichen Erbauung dienen. Ohne sein Wissen und gegen seinen Willen hat seine Frau die nur auf Zettel flüchtig

<sup>14)</sup> Eleonora Magdalena Theresia, Prinzessin Pfalz-Neuburg, war die dritte Gemahlin Kaiser Leopolds I. 1677 (A D B 1883/1969/, S. 322). „Die Aufführung des „*Conjugium Phoebi et Palladis* wird viel Geld gekostet haben“, bemerkt Paulig, der eine ausführliche Analyse des Spieles gibt (Correspondenzblatt 1919, S. 210). Diese 56 Seiten umfassende Schrift ist die einzige in deutscher Sprache, die Knorr als Verfasser und mit seinem Amtstitel ‚Fürstlich Pfalz-Sulzbachischer Hofrat‘ nennt (Hans Heckel, Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien, Breslau 1929, S. 294).

<sup>16)</sup> Knorr heiratete in Regensburg am 17.7.1668 Anna Sophia, Tochter des Georg Balthasar Paumgartner von Holenstein und Anghoff und Maria Helena geb. Hohenegg zu Hagenburg (Hagenberg) aus Augsburg. Sie starb als Witwe 1696. Von 4 Kindern — 2 Söhnen und 2 Töchtern — blieben die 1669 geborene Tochter Anna Dorothea und der 1670 geborene Sohn Johann Christian am Leben (Dr. Fuchs a.a.O., S. 580, Paulig, Correspondenzbl. 1918, S. 143 und ebd. 1919, S. 190 f).

hingeschriebenen Gedichte gesammelt. Ein Nürnberger Pfarrer von St. Sebald hat sie unter dem Titel „Neuer Helikon“ herausgebracht.<sup>17)</sup> Das Lied „Morgenglanz der Ewigkeit“ hat eine Reise um die Welt angetreten.<sup>18)</sup> Es wurde in 40 Sprachen übersetzt.

In seinen naturwissenschaftlichen Schriften ist Knorr ein Kind seiner Zeit geblieben. Es war noch die magische Weltbetrachtung, wie sie Goethe im Faust festgehalten hat.

Wie alles sich zum Ganzen webt,  
eins in dem Andern wirkt und lebt!  
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen  
und sich die goldnen Eimer reichen!  
Mit segenduftenden Schwingen  
vom Himmel durch die Erde dringen,  
harmonisch all das All durchdringen!

Auf Harmonie und Versöhnung war der fromme Kanzler auch in Glaubensfragen ausgerichtet. Die Schrecken des dreißigjährigen Glaubenskrieges hatte er am eigenen Leib erfahren. Darum setzte er sich für den ökumenischen Frieden ein. Sein Fürst war überzeugter Katholik. Er blieb

<sup>17)</sup> Der Titel lautet: „Neuer Helicon mit seinen Neun Musen Das ist: Geistliche Sitten-Lieder/Von Erkenntnis der wahren Glückseligkeit/und der Unglückseligkeit falscher Güter; dann von den Mitteln zur wahren Glückseligkeit zu gelangen/und sich in derselben zu erhalten. Von einem Liebhaber Christlicher Übungen zu unterschiedlichen Zeiten Mehrentheils zur Aufmunterung der Seinigen Theils neu gemacht/theils übersetzt/theils aus andern alten/bey Unterrichtung seiner Kinder geändert. Nunmehr aber zusammen geordnet und von einem guten Freunde zum Druck befördert. Samt einem Anhang Von etlichen geistlichen Gedichten desselben/darunter des Herrn Foucqet in Französischen Versen unter wehrender seiner Gefängniß geschriebene Bekehrung/in Teutsch übersetzt. Wie auch Ein geistliches Lust-Spiel/Von der Vermählung Christi mit der Seelen. Nürnberg/verlegt Joh. Jonathan Felbecker/1684“, 262 Seiten im Duodezformat. Das Titelkupfer zeigt auf dem Gipfel des Parnas bzw. Helikon Christus in halb kniender Gestalt, umgeben von Sonnenstrahlen, die aus dunklen Wolken brechen, mit der Rechten auf das Christusmonogramm weisend, am Berghang sind die neun Musen dargestellt mit ihren Attributen („Furcht, Trauern, Eifer, Fliehen, Haß, Freude, Lieben, Begierde, Hoffnung“), auf der rechten Seite in ausgespartem Feld eine weibliche Gestalt, aus deren Augen Tränen fließen, die über einem zweibogigen Tor ein 10 versiges Schriftband hält:

„Hier ist ein ander Helicon/Der Heilig an gen Himmel gehet/ Da herrscht deß Höchste Gottes Sohn/ Wo sonst der Gott der Sonne stehet/Vor seiten und vor Castalinnen/Sind reiner Sitten Regnerinnen/An deß Parnasses brunnen stellen/Muß ein paar nasser Augen quelle/LiB Musen stehen, hier muß man ein/DiB ist der Weg zum Glücklichsein“. Darunter: „Geistlicher Musen Musicalische Sitten-Lehre“.

In dem „guten Freunde“, der die Sammlung zum Druck beförderte, vermutet Paulig den Advokaten Johann Jakob Schütz in Frankfurt am Main (1640-1690), der ein treuer Anhänger Speners war (Dichter des Liedes „ Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“) (Paulig, a.a.O., 1919, S. 188 und 216).

<sup>18)</sup> Die Melodie, die dem Morgenlied (Nr.LXI) im „Neuen Helicon“ beigegeben ist, wurde später in die Gesangbücher nicht übernommen. Die uns geläufige Weise findet sich in dem von Johann Anastasius Freylinghausen herausgegebenen „Geistreichen Gesang-Buch/Den Kern Alter und Neuer Lieder/Wie auch die Noten der unbekanntn Melodeyen ... in sich haltend“, Halle 1704 (3. Auflage 1706), Nr. 604, nach einer auf Johann Rudolf Ahle (662) zurückgehenden Vorlage (A. Büchner, Kirchenlied 1971, S. 167).

seinem evangelischen Bekenntnis treu. Sein verinnerlichtes Christentum erwies sich als tragfähige Brücke.

Im 53. Lebensjahr befiel den unermüdlichen Kanzler eine heimtückische Fieberkrankheit. Am 29. April 1689 nimmt er zum letztenmal an der Hofratssitzung teil. Dann zieht er sich zurück auf sein Gut Großalbershof. Er versucht sich durch eigene Medikamente zu kurieren. Aber der Tod war stärker.<sup>19)</sup> Er starb ohne Todesangst. Der Sulzbacher Stadtpfarrer war an seinem Sterbebett. Auch sein Fürst, sein Freund, Christian August. Er faßte seinen Schmerz in die knappen Worte: „Einen besseren fand ich nicht.“

*Ruth Fritze-Eggimann*

## Literatur

Vitae Knorrianae Cvrriecvlvm, in: Nova Litteraria Eruditorium in gratiam divulgata kalendis Septembribus Anni MDCCXVIII, Lipsiae, p. 191-200. Der Verfasser ist C. T. V. (Unger). Er war Großneffe Knorrs und 1708-1719 Pfarrer in Herrnlauersitz.

Christian Gottlieb Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexicon II Leipzig 1750, p. 2127, Fortsetzung von J. CH. Adelung und H. W. Rotermund, 3. Bd., Delmenhorst 1810, Sp. 574/75.

Allgemeine Deutsche Biographie 16. Bd. (Neudruck Berlin 1969), S. 327-28 dort die ältere Literatur, Wetzell, Hymnopoeographia II, 1728, S. 43 ff, Koch, Kirchenlied, 3. Aufl. 1868, S. 28-31.

Dr. Fuchs, Christian Knorr v. Rosenroth. Ein Beitrag zu seinem Leben und seinen Werken, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte XXXV. Bd. Gotha 1914, S. 548-583 (mit ausführlichem Schriftenverzeichnis)

C. E. Paulig, Christian Knorr von Rosenroth. Eine biographisch-literargeschichtliche Studie, in: Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evang. Kirche Schlesiens XVI. Bd. 1. Heft 1918, S. 100-171, XVI. Bd. 2. Heft 1919, S. 177-242, XVIII. Bd. 1. Heft 1925, S. 163-172.

Kurt Salecker, Christian Knorr v. Rosenroth (1636-1689). Palaestra 178. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, begr. von Alois Brandl + Erich Schmidt, hrsg. von Alois Brandl und Julius Petersen. Leipzig 1931, 148 S.

Arno Büchner, Das Kirchenlied in Schlesien und der Oberlausitz. Das evangelische Schlesien. Band VI/Teil 1, hrsg. von Gerhard Hultsch. Düsseldorf 1971, S. 164-167.

Neue Deutsche Biographie 12. Bd., Berlin 1980, S. 223-226, von Adalbert Elschenbroich (mit ausführlichem Schriftenverzeichnis)

R G G Die Religion in Geschichte und Gegenwart 3. Bd. 3 1959, Sp. 1685.

M G G Die Musik in Geschichte und Gegenwart 7. Bd. 1958, Sp. 1280-81.

Kreiner, Artur, Stille Leuchte, das Leben des Dichters und Kanzlers Knorr von Rosenroth — Glock und Lutz Verlag, Nürnberg 1946.

<sup>19)</sup> Der Todestag Knorrs ist nicht genau zu bestimmen, da das Begräbnisbuch der protestantischen Pfarrei Sulzbach nur den knappen Eintrag enthält: „1689 Maji 8 Christian Knorr von Rosenroth in Albershoff, consil. aul. (consiliarius aulicus)“ (zu ergänzen ‚begraben‘). Nach der von Paulig exakt vorgenommenen Berechnung muß als Sterbetag der 4. Mai angesehen werden. Der Leichnam wurde von Großalbershof nach Sulzbach in die Hauptkirche überführt, wo die Leichenpredigt gehalten wurde, der sich das Begräbnis auf dem außerhalb der Stadt gelegenen Kirchhofe anschloß. Der Fürst begleitete den Sarg zu Fuß. Ein Epitaph oder Denkmal zu errichten, hatte Knorr sich verboten. (Paulig, Correspondenzbl. XVI, 1918, S. 164-165, 169 Anm. 52).

Denn wer sich hier mit DIR verbindet,  
der lebt, obgleich sein Leben schwindet  
und stirbet auch im Tode nicht

(Salecker a.a.O., S. 124), so könnte die treffendste Grabinschrift lauten.

Die Abschnitte „Literatur“ und „Anmerkungen“ wurden freundlicherweise von Herrn Pfarrer Johannes Grünewald ergänzt.

# Das „Schlesische Kinderbeten“

Wenn Kirchengeschichte vornehmlich zur Aufgabe hat, uns die Vorgegebenheiten unseres christlichen Seins nahe zu bringen<sup>1)</sup>, sehen wir gerade auf dem Wege, den Gott mit uns Schlesiern ging, manches Geschehnis, dessen wiederholte Bewußtmachung unsere Existenz als Christen immer neu stärken kann.

Dazu gehört gewiß auch das in der allgemeinen Kirchengeschichte viel zu wenig beachtete und bedachte Kinderbeten im Winter 1707/1708. Zwar ist darüber — insbesondere in Schlesien selbst — von den zeitgenössischen Theologen und Historikern reichlich geschrieben worden. Doch erweist sich uns Späteren manches als bloße Wiederholung oder unsachliche Polemik. Auf der anderen Seite vermißt man gewisse übergreifende Aspekte, von denen her die einzelnen Erscheinungen des Kinderbetens in der rechten chronologischen Entsprechung in die Geschichte der damaligen Zeit einzuordnen sind.

Einige Gedanken mögen hier helfen, unser Thema in Erinnerung zu bringen.

## 1.

Man nimmt der Bedeutung des Schwedenkönigs Karl XII. nichts weg, wenn man die konfessionelle Auseinandersetzung in Schlesien während des ersten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts auch unter dem Gesichtspunkt einer sich zu Gunsten der evangelischen Schlesier wandelnden politischen und geistigen Gesamtlage betrachtet. Nicht nur, daß sich der Einfluß und das Gewicht des Corpus Evangelicorum beständig steigerte, sondern daß eine fortschrittliche und aufklärende Geistigkeit bis weit hinein in den katholischen Raum wirkte<sup>2)</sup>, prägte das Bild der Zeit.

Das hilft auch erklären, warum selbst nach der Schlacht bei Poltawa die vom Schwedenkönig für die evangelischen Schlesier erwirkten Vorteile ungeschmälert blieben. Sicher hatte dabei das allmählich geradezu freundschaftlich gewordene Verhältnis von Zinzendorff und Strahlenheim, den Bevollmächtigten des Kaisers und des Schwedischen Königs, eine Rolle gespielt. Und die zunächst auch nach Poltawa nicht einfach weggewischte Furcht des Wiener Hofes vor neuen Überraschungen durch Karl XII, dem man immer noch zutraute, daß er das durch den spanischen Erbfolgekrieg ohnehin in Verwirrung geratene europäische Kräftespiel erneut beeinflussen könnte, hatte ihre Bedeutung behalten. Aber wichtiger und tiefgreifender als alle politischen und strategischen Zusammenhänge dieser Jahre, die nicht verkleinert werden sollen, war sicher die als Folge des 30jährigen Krieges eingetretene grundlegende Wandlung des Zeitgeistes.<sup>3</sup>

<sup>1)</sup> Zeller, a.a.O., S. 1 ff.

<sup>2)</sup> Conrads, a.a.O., S. 22 ff.

<sup>3)</sup> Conrads, a.a.O., S. 236.

Diese sich überdies laufend weiterentwickelnde Konsistenz der politischen, militärischen und geistigen Zusammenhänge war den evangelischen Schlesiern, soweit sie daran teilhatten, vom ersten Augenblick an schwer einsehbar. Deshalb mußten sie die Ereignisse der Jahre 1707 bis 1709 als ein ganz außerordentliches Geschehnis erleben, für das die Bezeichnung als Wunder gewiß nicht überzogen erschien. Dabei mengten sich in die damit verbundenen Hoffnungen nur zu bald nicht minder große Ängste der Art, daß die erwarteten Hilfen und Erleichterungen im schnellen Wandel der Ereignisse auch wieder ihr Gewicht verlieren könnten.<sup>4)</sup> Eine Gerüchteküche ohnegleichen mußte die Folge sein. Sie wurde noch durch die unklaren Rechtsvorstellungen der unmittelbar Betroffenen und Begünstigten gefördert, die sich vor allem darüber nicht klar waren, daß der königliche Garant aus dem fernen Norden eben grundsätzlich nur im Rahmen seiner Bürgerschaft aus den Friedensverträgen von Münster und Osnabrück handeln konnte und wollte.

Man übersehe auch nicht die etwa gleichzeitig geführten Verhandlungen der schlesischen evangelischen Stände in Wien<sup>5)</sup>, die, wie immer sie auch liefen, über ihre Vertreter genügend Gesprächsstoff nach Schlesien brachten.

Vor allem unterschätze man auch nicht die der Lage der Evangelischen entsprechenden Kommunikationsmöglichkeiten der Zeit. Man wanderte bis zu 60 km, um am Sonntag in einer Grenz-, Zuflucht- oder Friedenskirche zusammen mit Glaubensgenossen, die aus der etwa gleichen Entfernung von anderen Richtungen kamen, Gottes Wort zu hören, und sprach miteinander, hörte die neuesten Berichte und kombinierte sie. Das schuf bei Alt und Jung — die Kinder wurden, soweit gefähig, selbst auf weiten Wegen mitgenommen — eine Stimmung, die vom schlesischen Pietismus besonders gefärbt wurde und diesem selbst neue Kräfte gab.<sup>6)</sup> Ein böses Jahrhundert harter Gegenreformation hinter sich, erlebte das evangelische Volk Schlesiens inmitten der europäischen Großwetterlage und im Anbruch geistiger Neuentfaltungen einen Wandel, dessen Wiederhall und Widerschein in den Herzen der Beteiligten gar nicht überschätzt werden kann.

## 2.

Diese hier gezeichnete Erlebniswelt erreichte gewiß besondere Intensität, als der im August 1707 — also noch vor Abschluß einer Konvention — beginnende Abmarsch der schwedischen Truppen aus Sachsen in Richtung Polen bekannt wurde.<sup>7)</sup> Dabei wird den Schlesiern nicht ohne weite-

<sup>4)</sup> Conrads, a.a.O., S. 48.

<sup>5)</sup> hierzu im Einzelnen das betreffende Kapitel über die „Schlesischen Verhandlungen in Wien“ bei Conrads, a.a.O., S. 20 ff.

<sup>6)</sup> siehe über die Verbindung von Pietismus und „Kinderbeten“ in ihrer Beziehung zueinander: Anders, a.a.O., S. 151 und 153.

<sup>7)</sup> Grimberg, a.a.O., S. 624 ff (Taget genom Schlesien i Augusti 1707).

res einsichtig gewesen sein, daß der Termin des Abmarsches der schwedischen Truppen von Sachsen — über Schlesien — nach Polen auch als Pression gegen den Kaiser gedacht war, um die während der eingeleiteten Marschhandlungen endlich abgeschlossene Konvention vom 1. September 1707 zur schnellen Ratifikation zu bringen.<sup>8)</sup>

Daß Karl XII. hierbei gut gerechnet hatte, erweist die Tatsache, daß ihn die kaiserlichen Gesandten mit der Zustimmung des Wiener Hofes am 12. September noch auf (damals) sächsischem Boden, in Reichenbach bei Görlitz, erreichten. Nach weiteren sieben Tagen war dann das Gros der schwedischen Armee auf seinem Wege durch fast ganz Niederschlesien bereits nach Polen abgezogen.<sup>9)</sup>

Diese Termine sind in der Literatur zum Kinderbeten merkwürdiger Weise bisher kaum gewürdigt worden. Sie machen einmal verständlich, daß die durch die eben skizzierten militärischen Operationen genährten Hoffnungen und Befürchtungen den Pegel der Emotionen neu steigen ließen, zumal den evangelischen Schlesiern gleichzeitig die Möglichkeit geschent wurde, ihre Befreier aus langer religiöser Vernechtung wenigstens für einige Tage aus nächster Nähe zu sehen. „Wegen der Straßenverhältnisse und der leichteren Versorgung“ verteilte sich das schwedische Heer während seines Durchmarsches auf Niederschlesien — die Gebirgsgegenden ausgenommen — in seiner ganzen Breite. Dabei hinderte die Schnelligkeit der schwedischen Truppen, daß die zwangsläufig ungunstigen Begleitumstände einer solchen Militäraktion irgend einen erkennbaren Einfluß auf die enthusiastische Hochstimmung derer haben konnten, die in jedem schwedischen Soldaten den Repräsentanten ihres Königs grüßen wollten. Es kam hinzu, daß die unbestreibbaren Schäden<sup>11)</sup> aufgewogen wurden durch den ausgezeichneten Eindruck, den die schwedischen Soldaten machten. Schildert noch ein schwedischer Geschichtsschreiber der Zeit<sup>12)</sup> die in Sachsen einrückenden Truppen Karls XII. als „utmattade och trasiga“ („erschöpft und zerlumpt“), wird von der inzwischen um mehr als 50 % verstärkten Armee nach kaum einem Jahr gesagt, daß sie durchweg aus wohlgeübten, starken Männern in besten Uniformen bestehe.<sup>13)</sup> Und der kaiserliche Beauftragte, Graf Zinzendorff, mußte bestätigen, daß der schwedische König während der Durchmarschstage alle Übergriffe streng bestraft habe und daß ihm, Zinzendorff selbst, von dem Corps „nicht eine Klage“ vorgekommen sei.<sup>14)</sup>

<sup>8)</sup> Conrads, a.a.O., S. 66.

<sup>9)</sup> Conrads, a.a.O., S. 67 und Grünhagen, a.a.O., S. 403, der mitteilt, daß am 22.9.1707 kein schwedischer Soldat mehr auf schlesischem Boden gestanden habe.

<sup>10)</sup> Conrads, a.a.O., S. 66, Anm. 9.

<sup>11)</sup> Conrads, a.a.O., S. 67.

<sup>12)</sup> Alstrin zitiert bei Grimberg, a.a.O., S. 624.

<sup>13)</sup> Grimberg, a.a.O.

<sup>14)</sup> Grimberg, a.a.O.

Schon der Abschied von den sächsischen Gastgebern ist nach schwedischen Berichten „rührend und bewegend“ gewesen. Der Zug durch Schlesien aber soll einem wahren Triumpfzuge geglichen haben.<sup>15)</sup>

Nicht nur die Kinder, sondern alles Volk lauschte „till de luterska psalmer“ (= Choräle), die die schwedischen Soldaten beim sogenannten „korum“ sangen, segnete die Majestät des schwedischen Königs und nannte ihn ihren „förlössare“ (Erlöser).<sup>16)</sup>

Aus einer gemeinsamen Grundstimmung heraus entfaltete sich also das „Kinderbeten“, wobei die Überraschung aller gar nicht hoch genug zu setzen sein wird, die in einer Zeit mittelmäßigen Söldnertums solche Soldaten in derartigen Feldgottesdiensten erleben konnten. Schon Gustav Adolf hatte in den Kriegsartikeln von 1621 seiner Kriegsmacht eine umfangreiche Militärkirchenordnung gegeben, die von einem „fältkonsistorium“ gesichert wurde. Sie sah unter anderem auch Morgen- und Abendandachten mit Gebet und Gesang, eingeleitet durch Trompetenstöße und Trommeln, vor, bei denen die Mannschaften auf freiem Felde „i ring“, also im Kreise aufgestellt waren. Diese Kriegsartikel blieben über zweihundert Jahre erhalten, galten also auch zu Karl XII. Zeit. Sie wurden Vorbild der Heere fast aller protestantischen Staaten in Europa. Der Große Kurfürst ließ sie für Brandenburg zum Teil wörtlich übernehmen. Hinter diesem militärrechtlich geordnetem äußeren Bilde stand eine lebendige lutherische Frömmigkeit, die ihre Bewährungsprobe später in den Demütigungen und Entbehnungen der Schweden in russischer Gefangenschaft fand.<sup>17)</sup>

Von daher läßt sich die auch geistliche Kraft der Armee erahnen, die den Schlesiern begegnete. Aus langen Zeiten des konfessionellen Kampfes hatten sie ein besonderes Gespür für echt und unecht und wußten die Männer zu würdigen, die anders als die landläufigen Söldner der Zeit ihren Glauben auch als Soldaten zu leben wußten.

Dabei wird es keine Rolle gespielt haben, daß die Sprache der Schweden den Schlesiern unbekannt war. Einmal waren unter den Truppen Karl XII. sicher viele Pommern, und unter den im sächsischen Quartier angeworbenen Männern<sup>18)</sup> hatte sich gewiß auch ein guter Anteil schlesischer Menschen befunden, deren Motivation eben jene Hoffnungen waren, die ihre evangelischen Angehörigen auf den Schwedenkönig setzten.

Zusammenfassend ist also festzustellen, daß der Durchzug der schwedischen Armee durch Niederschlesien im August und September 1707, auch wenn er sich in kurzen Fristen vollzog, vielfältige Anstöße für Gespräche, Gerüchte, Hoffnungen und befürchtete Enttäuschungen, aber auch für das Übernehmen gottesdienstlicher Gebräuche gab.

<sup>15)</sup> Grimberg, a.a.O.

<sup>16)</sup> Hermelin, zitiert bei Grimberg, a.a.O., S. 625.

<sup>17)</sup> Malmgreen, a.a.O., S. 1 ff. und ergänzender schriftlicher Bericht des Leiters des Lutherstiftes in Göteborg, kyrkoherde Einar Lundberg vom 17.9.84.

<sup>18)</sup> Conrads, a.a.O., S. 5 und 6.

### 3.

Gerade von solch zahlreichen Berührungspunkten her ist es sicher zu kurzschlüssig, das uns besonders interessierende „Kinderbeten“ lediglich als ein kindlich nachahmendes Spiel schwedischer Feldgottesdienste zu sehen. Es gibt zu denken, daß der letzte schwedische Soldat wohl schon länger als 6 Wochen das Land verlassen hatte, als erste Nachrichten über die Bewegung der Kinder auftauchten.<sup>19)</sup> So nachhaltig der Eindruck schwedischer Soldatenfrömmigkeit auf jung und alt gewesen sein mag, mußte ein anderes hinzutreten, damit ein möglicherweise schon in Anwesenheit der Schweden beginnendes kindliches Tun einen Inhalt erhielt, der aus dem vielleicht wirklich nur naiven Nachahmen ein kräftiges Geschehen werden ließ.<sup>19a)</sup> Das gilt vor allem auch für den Gebirgsrand und die Hauptstadt Breslau, Gebiete also, die von der Armee des Schwedenkönigs überhaupt nicht betreten wurden.

Dabei muß man sich vergegenwärtigen, daß der Altranstädter Konvention vom 1. September 1707<sup>20)</sup> alsbald sogenannte Executionsverhandlungen folgten, denen eine Sechsmonatsfrist gesetzt war<sup>21)</sup>. Diese spannungsreichen und schwierigen Verhandlungen sollen hier nicht im einzelnen nachgezeichnet werden.<sup>22)</sup> Es genügt darauf hinzuweisen, daß sie über die evangelischen Stände, genauer über die Landtage von Liegnitz, Wohlau und Brieg<sup>23)</sup>, über die Stände in Münsterberg und Öls, sowie über den Breslauer Deputierten bei der Kaiserlichen Kommission<sup>24)</sup>, dem evangelischen Volk laufend auch mit den Nachrichten von eventuellen Erweiterungsvorschlägen zur Konvention bekannt wurden. Und der schwedische Generalbevollmächtigte (plenipotentiarius) bei der Exekutionskommission, von Stralenheim, ein außerordentlich geschickter, auch beim Kaiser als solcher anerkannter Mann, wird das Seine dazu getan haben, die unmittelbar Betroffenen in Bewegung zu halten, um auch von daher eine zusätzliche Karte im diplomatischen Spiel zu haben. Mit seiner umfangreichen Flugschrift vom 14. November 1707 — man beachte

<sup>19)</sup> Die ersten verlässlichen Nachrichten stammen aus Sprottau (Oktober 1707), aus Priebus, Sagan und Beuthen an der Oder (Dezember 1707); siehe Sommer, Die betenden Kinder, a.a.O., S. 20 und Schimmelpfennig, a.a.O., S. 223.

<sup>19a)</sup> Die Kinder, zu denen auch vielfältig Erwachsene traten, versammelten sich vor und nach ihren Schulstunden bis zu dreimal am Tage vor den Städten und Dörfern jeweils im Kreise mit einem erwählten Lektor oder Primus in der Mitte, der Psalmen und Gebete sprach, die sich auf die „Noth im Lande Schlesien“ bezogen. Vor und nach den Gebeten und Lesungen wurden sechs oder sieben Lieder gesungen, von denen u. a. namentlich in den Berichten genannt werden: „Liebster Jesu, wir sind hier ...“, „Wach auf mein Herz und singe ...“, „Nun Gott Lob, es ist vollbracht“, „O Du großer Gott erhöre, was Dein Kind erbeten hat“ oder auch „Ein feste Burg ...“. (Im Einzelnen Kundmann, a.a.O., S. 332 ff.) Die Andachten wurden mit einem Segenswort geschlossen und dabei jeweils vom Lektor der Zeitpunkt der nächsten Zusammenkunft angesagt. (Sommer, Die betenden Kinder in Schlesien, a.a.O., S. 22.)

<sup>20)</sup> Über ihre rechte Datierung siehe Conrads, a.a.O., S. 40.

<sup>21)</sup> Artikel I §. 1 der Konvention.

<sup>22)</sup> Conrads, a.a.O., S. 102 ff.

<sup>23)</sup> aufgeführt gemäß der Reihe der Verhandlungen.

<sup>24)</sup> Conrads, a.a.O., S. 100.

schon hier diesen Termin in Bezug auf das Überspringen der Bewegung des Kinderbetens nach Breslau — hatte er der Altranstädter Konvention eine erweiterte Auslegung gegeben und damit dem evangelischen Anliegen zusätzlichen Auftrieb verschafft.<sup>25)</sup>

Die frommen Schlesier werden alle skizzierten Verhandlungen und auch Schachzüge ihrer Vertrauensleute mit ihren Gebeten begleitet haben. Und die Kinder waren von dieser Teilhabe nicht ausgeschlossen. Was Wunder war es also, daß sich ihr vielleicht anfänglich nur nachahmendes Tun immer mehr mit den Inhalten füllte, die sie aus den Gesprächen der Älteren heraushörten. Und so betrachtet ist es auch nicht mehr verwunderlich, daß gerade der Verhandlungsort Breslau endlich zum Kulminationspunkt der kindlichen Bewegung wurde.

Hier erfolgte in den Januartagen 1708 Einigung über die künftige Ausstattung der vorhandenen Friedenskirchen mit den ihnen bisher verwehrten Türmen und Glocken. Hier erlebte man auch mit eigenem Augenschein die zusätzlich vereinbarte Rückgabe der sogenannten Breslauer vier Landkirchen, und hier sickerten die ersten Nachrichten über die von Stralenheim — in geschickter Ausnutzung merkantilistischer Interessen des Wiener Hofes<sup>26)</sup> — geforderten Gnadenkirchen durch.

Hier in Breslau mußte aber auch gleichzeitig bei der verantwortlichen Geistlichkeit die Sorge entstehen, daß die Bewegung „von der Basis her“ ihr entgleiten und damit der katholischen Gegenpartei negative Verhandlungsargumente liefern könnte. Der Breslauer Bischof Franz Ludwig war eben erst nach Breslau zurückgekehrt, das er verlassen hatte, um nicht selbst — in seiner Eigenschaft als Präsident des schlesischen Oberamtes — das Reskript über die Altranstädter Konvention veröffentlichen zu müssen.

#### 4.

Von der Rücksichtnahme auf den Verhandlungsgang bestimmt war gewiß auch die bekannte Fasten- und Abendpredigt, die der Breslauer Kirchen- und Schulinspektor Caspar Neumann am 29. Februar 1708 hielt, um der Übergriffe zu wehren, die sich beim Kinderbeten in Breslau unter Beteiligung „einer schwer zu bändigenden Straßenjugend“<sup>27)</sup> breit gemacht hatten.

Neumann hatte bereits einige Wochen zuvor von der sonntäglichen Kanzel aus am Rande Stellung genommen, sah sich nun aber veranlaßt, in einem „unvorgreiflichen Gutachten“<sup>28)</sup> ausführlich auf die Bewegung der Jugendlichen einzugehen.<sup>29)</sup> Dabei kann davon ausgegangen werden, daß er, der die schon genannten Landkirchen in evangelisches Eigentum über-

<sup>25)</sup> Conrads, a.a.O., S. 103.

<sup>26)</sup> hierzu im Einzelnen die sehr interessanten Hinweise von Conrads, a.a.O., S. 198 ff.

<sup>27)</sup> siehe auch Grünhagen, a.a.O., S. 408 und noch deutlicher Schimmelpfennig, a.a.O., S. 226, der von „rohem Tumult“ und „lächerlicher Farce von Straßenjungen“ sprach.

<sup>28)</sup> Kundmann, a.a.O., S. 337.

<sup>29)</sup> Kundmann, ebenda.

nommen und deren neue Pastoren am 4. Januar 1708 ordiniert<sup>30)</sup> hatte, auch mit Stralenheim in laufender Verbindung und gegenseitiger Abstimmung stand. Und sicher waren ihm die gerade im Februar 1708 sich türmenden Schwierigkeiten bekannt, die allein schon vom vorgesehenen Schlußtermin der Verhandlungen (Anfang März 1708) der Exekutionskommission gegeben waren.

Von daher erhält Neumanns Predigt, die durch große Nüchternheit und seelsorgerliche Behutsamkeit ausgezeichnet war, ihre Transparenz. In Gegenschriften wurde Neumann, der seine Predigt veröffentlichte, vorgeworfen, die negative Kritik des Kinderbetens wäre bei ihm vorherrschend gewesen.<sup>30)</sup> Und tatsächlich sprach er von „Aufstand“ und „Empörung“ der Kinder und wies auf die Sinnverkehrung hin, die dadurch eingetreten wäre, daß aus dem Beten um fehlende Kirchen und Schulen schließlich deren Verlassen geworden wäre.<sup>31)</sup> Zuweilen wird man bei Neumanns Schilderungen des Verhaltens der Kinder und Jugendlichen an Demonstrationsberichte aus unserer Zeit erinnert, und wir hören, daß das Besetzen von Kirchen und die Störung von Gottesdiensten nicht erst ein Zeichen unserer heutigen Zeit sind, wobei die dazu parallelen Hilflosigkeiten der Institutionen in allen Stücken ihre Entsprechung finden.

Neumann weiß aber auch in sehr abgewogener Weise die positiven Seiten des Kinderbetens zu würdigen. Er nennt „ihre ungemene Liebe zum Gebet“, „ihre große Geduld bei Frost und Kälte und bei der allerbeschwerlichsten Witterung“, ihre „unveränderte Beständigkeit“, die von den „meisten gehaltene gute Bescheidenheit und Ordnung in ihren Betstunden“ und die Klarheit ihrer Antworten „bei geforderter Rechenschaft“. Dabei setzt er allerdings gleich hinzu, daß dies alles „bey der Jugend ungewohnte und also auch für meyne Augen gantz fremde Dinge“ sind, die er Gottes eigenem Gericht überlassen will.<sup>31)</sup>

Hier wird seine auf den Rat des Gamaliel<sup>32)</sup> aufbauende Verkündigung und Mahnung vorbereitet, die ihn zwischen Menschenwerk und Gottes Handeln unterscheiden läßt, die wir als „casus mixti“ erleben<sup>33)</sup>, wobei auch der „Teufel seine Klauen zuweilen ansetzt“. Und im Vertrauen darauf, daß Gottes „Vorsehung und Regierung“ der güldene Faden sind, durch den alle Teile „zusammengeheftet“<sup>34)</sup> werden, empfiehlt Neumann das Öffnen der Kirchen für das Beten der Kinder bei begleitender Katechese und die energische Achthabe der Eltern, die ihren Kindern vorzustellen hätten, daß, wer mit seinem Gebet das erste Gebot achten will, auch die übrigen Gebote wie zum Beispiel das dritte und vierte Gebot zu achten habe.

Diese, bis in unsere Zeit hinein immer wieder zitierte Predigt wird hier noch einmal so ausführlich wiedergegeben, um die dahinter spürbare

<sup>30)</sup> Conrads, a.a.O., S. 130.

<sup>31)</sup> Kundmann, a.a.O., S. 338.

<sup>32)</sup> Apg. 5,34 ff.

<sup>33)</sup> Kundmann, S. 340.

<sup>34)</sup> Kundmann, ebd.

geistliche Diplomatie an ihren rechten Platz zu rücken. Sie hatte ihren verständlichen Grund in Neumanns schwieriger Lage zwischen der „Basis“, zu der eben auch das Kinderbeten gehörte, und der Exekutionskommission. Von daher erklärt sich auch ein gewisses Auf und Ab im Urteil über das jugendliche Handeln, das ihn endlich zusammenfassend noch einmal besonders vorsichtig reden läßt „von dem Bissgen Guten, was in diesem Gebet der Kinder vorhanden“<sup>35)</sup>.

Spätestens an dieser Stelle wird jeder Hörer gemerkt haben, welche Rücksichten Neumann zu bedenken hatte. Sie haben ihn wohl dann auch veranlaßt, die vielfältige Kritik aus dem pietistischen Lager sehr bald mit Schweigen zu beantworten.

## 5.

Bei den Verhandlungen um die Gnadenkirchen, die ihren Höhepunkt erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1708 hatten<sup>36)</sup>, hat das Kinderbeten — abgesehen von gelegentlichen Gebetskreisen von alt und jung im Zusammenhang mit dem „Abstecken“ der gewünschten Plätze für die geplanten Kirchenbauten — keine Rolle mehr gespielt. Allenfalls hat das späte Erlöschen der Bewegung in Kupferberg und Warmbrunn noch Zusammenhänge mit dem Bau der Hirschberger Gnadenkirche gehabt. Es mag sein, daß die sich in den Vordergrund schiebenden merkantilistischen Überlegungen und die miteinander konkurrierenden Bitten der schlesischen Stände und Städte um Berücksichtigung bei der Ortswahl für die Gnadenkirchen<sup>37)</sup> die geistlichen Motive zeitweise so stark in den Hintergrund drängten, daß es einfach am rechten Nährboden für Bewegungen von der Art des Kinderbetens mangelte.<sup>37a)</sup> Entscheidender aber wird gewesen sein, daß das Kinderbeten wie jedes kindliche Tun aus ganz natürlichen Gründen keinen allzulangen Atem haben konnte.

Gewisse Erscheinungen des Kinderbetens wiederholten sich in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts<sup>38)</sup>. So wenig man dabei noch von einem kontinuierlichen Zusammenhang mit den Erscheinungen der Jahre 1707/1708 reden kann, so sehr sollte aber vielleicht doch einmal darüber nachgedacht werden, ob derartige Wiederholungen geistesgeschichtlich darin möglicherweise ihre Erklärung finden, daß die vorangegangene Generation ihren Kindern vom eigenen Erleben erzählt hat und sich daran deren Handeln — und nun vielleicht auch am völlig verkehrten Ort<sup>39)</sup> — entzün-

<sup>35)</sup> Kundmann, a.a.O., S. 346

<sup>36)</sup> Conrads, a.a.O., S. 190 ff.

<sup>37)</sup> Conrads, a.a.O., S. 213 ff.

<sup>37a)</sup> „Wie sehr dabei die Glaubensnot der evangelischen Schlesier ausgenutzt wurde, zeigen auch die von Conrads (S. 114/115) erwähnten Forderungen des Kaisers, denen leider die Verpflichtungen an Karl XII und an Stralenheim persönlich kaum nachstanden. Im Einzelnen: Martin Brüggmann, Die Gnadenkirche Landeshut, Düsseldorf 1969, S. 11. Die damit gewiß verbundene Ernüchterung gegenüber dem Helfer aus dem Norden hat bei der seinerzeit engen Kommunikation von alt und jung sicher schnell auch auf die jugendlichen Beterkreise durchgeschlagen.

<sup>38)</sup> Eberlein, Correspondenzblatt 1893 „Über das Kinderbeten in Steinseiffen“ und Sommer, a.a.O., S. 22 ff.

<sup>39)</sup> wie wir am Beispiel Steinseiffen besonders sehen können.

dete. Wir kennen solche Wiederholphasen aus der allgemeinen Geschichte, wie etwa bei der Entfaltung des demokratischen Gedankens im Deutschland des vergangenen Jahrhunderts oder bei den Intervallen der polnischen Widerstandsbewegungen derselben Zeit. Darüber mag von anderer Seite einmal grundsätzlich nachgedacht werden. Die Epochenlehre des englischen Forschers Toynbee deckt diese Fragestellung nicht ab.

## 6.

Unser Versuch, das schlesische Kinderbeten von bestimmten historischen Eckdaten her, die bisher nicht gründlich genug bedacht wurden, nachzuzeichnen und zu deuten, mag auf den ersten Blick wie eine späte Rechtfertigung jener wirken, die sich einst mit wechselnder Schärfe dagegen gewehrt haben, die pietistische Meinung gelten zu lassen, daß das Kinderbeten in allen seinen Ausprägungen eine „wundersame“ und von Gott unmittelbar geschenkte Erscheinung gewesen sei.<sup>40)</sup> Und doch will das Gesagte nichts von der geistlichen Bedeutung des Geschehens wegnehmen. Gott wirkt seine großen Taten durch sehr irdische Vorgänge hindurch. Das war damals so, und das haben wir in der Kirchengeschichte unserer Tage nicht anders erlebt. Wer dafür im Glauben die Augen offen hat, erlebt gerade auch in der rechten historischen Einordnung der Geschehnisse um die Altranstädter Konvention, wie geheimnisvoll und wunderbar Gott seinen Weg mit uns durch alle Menschlichkeiten (und Kindlichkeiten) geht. Und wir erfahren in der rechten Nachfolge unserer schlesischen Ahnen im Glauben, wie gerade auch das Kinderbeten in die damalige geistige und geistliche Landschaft unserer Heimat hineinpaßte und aus Gottes Willen zu seiner Stunde mithelfen durfte, an dem Klima mitzubauen, das dann nach der Schlacht von Poltawa allen Befürchtungen zum Trotz bewirkt hat, daß der in Altranstädt begonnene Weg fortgesetzt werden konnte. Die dem einen oder anderen vielleicht auch heute noch gar zu nüchtern erscheinende Beurteilung des Kinderbetens bedeutet nicht dessen Abwertung, sondern wir erfahren gerade im Ernstnehmen ihres irdischen Kleides das Außerordentliche, daß auch hier inmitten der „irdenen Gefäße“ (2. Kor. 4,7) durch Gottes Heiligen Geist Ereignis werden durfte. Noch einmal lassen wir Neumann zu Wort kommen: „Begehre desswegen auch nicht alles zu verwerffen, was etliche Eltern ... mit großer Freude gerühmt haben, daß ihre vorhin gar sehr ungerathen gewesene Kinder nunmehr gantz anders zu leben angefangen, nachdem sie diesen Betstunden eine Zeitlang beygewohnt. Will also gern zulassen, daß in so weit der Heilige Geist sein Werk und seine Werkstatt hier auch haben könne ...“<sup>39)</sup> Das also wird es sein, was wir auch heute noch den Geschehnissen um das schlesische Kinderbeten ablauschen können: Gott handelt und führt uns durch alles Menscheln hindurch immer noch bis in das Alltägliche hinein auf Seiner Straße.

*Richard Pawelitzki*

<sup>40)</sup> Sommer, a.a.O., S. 19, und Schimmelpfennig, a.a.O., S. 223.

### **Benutzte Literatur:**

- Anders, Eduard, Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens, Breslau 1883.
- Brüggemann Martin, Die Gnadenkirche zur Heiligen Dreifaltigkeit vor Landeshut. Düsseldorf 1969.
- Conrads, Norbert, Die Durchführung der Altranstädter Konvention in Schlesien 1707-1709, in: Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Band 8, Köln und Wien 1971.
- Eberlein, Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der ev. Kirche Schlesiens IV Band (1893).
- Eberlein, Hellmut, Schlesische Kirchengeschichte, Goslar 1952.
- Gleisberg, Fritz, Die Gnadenkirche zum Heiligen Kreuz vor Militsch. Düsseldorf 1971.
- Grünhagen, C., Geschichte Schlesiens, Bd. 2, Gotha 1886.
- Hensel, Johann Adam, Protestantische Kirchengeschichte der Gemeinden in Schlesien, Leipzig und Liegnitz 1768.
- Hermelink-Maurer, Reformation und Gegenreformation (Handbuch der Kirchengeschichte 3. Teil) Tübingen 1931.
- Klose, Konrad, Die Kirchlichen Verhältnisse in Lüben unter Habsburgischer Regierung, Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der ev. Kirche Schlesiens Band XII.
- Kundmann, Johann Christian, Die Heimsuchungen Gottes in Zorn und Gnade über das Hertzogthum Schlesien in Müntzen, Leipzig und Liegnitz 1741/42.
- Malmgreen, Lars, Regementes kalk, in: Julshälsningar des Göteborgs Stift 1982, S. 79 ff..
- Petry, Ludwig und Menzel, Joachim, Geschichte Schlesiens, Bad. 2, Darmstadt 1973.
- Prüfer, Erich, Die Hirschberger Gnadenkirche, Ulm 1957.
- Schimmelpfennig, C. A., Geschichte des Pietismus in Schlesien von 1707-1740, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens, Band 9, Heft 2, Breslau 1869.
- Sommer, Die betenden Kinder in Schlesien, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens, Bad XI, 1, Breslau 1871.
- Sommer, Fedor, Die Geschichte Schlesiens, Breslau 1910.
- Steinberg, H., Bilder aus der Geschichte des Gnadenfreier Erziehungs-, Schul- und Anstaltswesens, in: Jahrbuch des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte Bd. XXI (1930).
- Zeller, Winfried, Kirchengeschichte als theologisches Problem, in: Theologie und Frömmigkeit, S. 1 ff, Marburg 1971.
- Besonders dankbar bin ich für den Bericht von kyrkoherde Einar Lundberg, dem Leiter des Lutherstiftes in Göteborg, vom 17.9.84, gegründet auf zwei Aufsätze von A. Gierow im: Kyrkohistorisk arkrift 1917/18: „Bidrag till det svenska militärkyrköväsendets historia“.

# Johann Heermann und sein Sohn Samuel

Um sich in die Eigenart des Verhältnisses zwischen Johann Heermann (1585-1647) und seinem Sohn Samuel einfühlen zu können, muß man sich vom ökumenischen ganz und gar ins konfessionelle Zeitalter<sup>1)</sup> zurückversetzen. Und auch dann wird man noch staunen über die Offenheit, mit der hier während der entscheidenden, kritischen Jahre, nämlich von 1640-1644, Privates öffentlich verhandelt worden ist.

Es wäre jedoch verfehlt, darin eine Überbewertung der eigenen familiären Situation sehen zu wollen. Man braucht sich nur etwa die Kasualpredigten anzusehen, die Heermann über Jahre hinweg in den Druck gegeben hat<sup>2)</sup>, um zu erkennen, daß der Drang zur Veröffentlichung gerade auch des Privaten und Familiären, in der Regel um der Ehre oder gar um der Verherrlichung der Gewürdigten willen, zu seinem und zum barocken Lebensstil überhaupt gehört und insofern nichts Außergewöhnliches darstellt. Hinzu kommt aber die Absicht, durch Exempel belehren zu wollen, die in diesen und ähnlichen Zusammenhängen immer eine Rolle spielt, die aber auch in diesem speziellen Falle deutlich vorhanden gewesen ist. Denn es ist Heermanns Überzeugung, daß das, was er mit seinem Ältesten erleben mußte, auch anderen Eltern und anderen jungen Leuten zustoßen kann und daß es darum darauf ankommt, an den eigenen leidvollen Erfahrungen Anteil zu geben, um so wirkungsvoll zu warnen, Angefochtene mit Argumenten zu stärken und nicht zuletzt auch Leidtragende aus der eigenen Betroffenheit heraus zu trösten. Insofern ist der Wille zur Öffentlichkeit, wie wir heute sagen würden, in seelsorglicher Verantwortung begründet<sup>3)</sup>, — das aber nicht nur bei Heermann, dem Vater, sondern genauso bei dem Sohn, der sich ausdrücklich an die Jugend wendet und ihr

1) Für die Gesamtübersicht sei hingewiesen auf: Martin Heckel: „Deutschland im konfessionellen Zeitalter“ Deutsche Geschichte Bd. 5 Göttingen 1983 und in: Deutsche Geschichte in drei Bänden, hier: Bd. 2 Frühe Neuzeit Göttingen 1985. Ferner: Gerhard Schormann: „Der dreißigjährige Krieg“. Kl. Vandenhoeck-Reihe 1506 Göttingen 1985. Sowie: Ludwig Petry und J. Joachim Menzel: „Geschichte Schlesiens. Bd. 2 Die Habsburgerzeit 1526-1740“. Darmstadt 1973.

2) Eine Auflistung nicht nur der Leichen- sondern auch der Tauf- und Traupredigten Heermanns gibt Gerhard Dünnhaupt: „Bibliographisches Handbuch der Barockliteratur. Hundert Personalbibliographien deutscher Autoren des siebzehnten Jahrhunderts“. II. Teil Stuttgart 1981 S. 824-864. Heute ist Heermann nur noch als Liederdichter, als Prediger und Erbauungsschriftsteller kaum noch bekannt. In den Stammtel des Evangelischen Kirchengesangbuches (EKG) sind 11 Lieder von ihm aufgenommen worden, — darunter so bekannte wie „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen ...?“, „O Gott, du frommer Gott“, das Abendmahlslied „Herr Jesu Christe, mein getreuer Hirte“ und das Epiphaniastlied „O Jesu Christe, wahres Licht“.

3) Das gilt ausdrücklich von seiner Predigtsammlung „Väterlich Liebe-Gedächtnüß ...“, von der in Teil 3 die Rede sein wird, aber auch von den Schriften im Zusammenhang mit dem geplanten Konfessionswechsel Samuels, von denen es heißt: „Durch einen guten Freund wolgemeinet in Druck befördert“. Ohne Zustimmung Heermanns kann diese Drucklegung kaum erfolgt sein. Daß diese Schriften nach dem Tode beider Heermanns, 1648, noch einmal herausgegeben wurden, spricht dafür, daß sie wegen ihrer seelsorgerlich-belehrenden Bedeutung über den Einzelfall hinaus geschätzt worden sind.

zuruft: „O hüte dich vmb Gottes willen / du liebe studirende Jugend / vnd laß dich nicht zu dem bereden / wozu ich beredet worden bin. Ist etwa einer vnd der ander mit mir gefallen / der stehe mit mir auff / vnd komme solcher Angst zuvor. Dann keine Kranckheit / kein Hencker kan einen so nicht martern / als das Gewissen / wann es auffwacht ...“<sup>4)</sup>. Versucht man das diesbezügliche Schrifttum dieser fünf Jahre zu ordnen und in seinem Gehalt zu erfassen, dann ergeben sich drei Themenkreise.

### 1) Das Ringen um die Seele des Sohnes

Der Schriftenkomplex, dem wir uns in diesem Teil zunächst zuwenden müssen, trägt die Sammelüberschrift: „Johann Heermanns P. L. C.<sup>5)</sup> PfarrErns zu Köben / trewhertzige AbmahnungsSchrift / an seinen jederzeit gehorsambsten / damals aber übel verleiteten Sohn. Wie auch dessen Kindliche Antwort. Vnd darauff erfolgte Väterliche Trost- vnd Lehr-Schrift. Durch einen guten Freund wolgemeinet in Druck befördert. Braunschweig Gedruckt bey Christoff-Friederich Zilligern / Im Jahr Christi MDC XLVIII“<sup>6)</sup>. Er umfaßt vier Schriften: 1. einen zwei Seiten langen Brief Johann Heermanns „Meinem lieben Sohne S. H. jetzo zu Breslaw studirende“<sup>7)</sup>. 2. Johann Heermanns 32 Seiten umfassende „Abmahnungs-Schrift“<sup>7)</sup>. 3. Samuels „Auff die Väterliche Abmahnungs-Schrift Kindliche Antwort“<sup>8)</sup>, 16 Seiten lang mit vier Zusätzen, im wesentlichen aus Gedichten bestehend. 4. Johann Heermanns „Trost- vnd Lehr-Schrift / An Seinen gehorsamen / vnd durch Regierung Gottes / auff Väterliche Ermahnung wiedergebrachten Sohn“<sup>9)</sup>, 20 Seiten lang.

Da diese und alle anderen Schriften dieses Zusammenhanges — ausgenommen nur die Leichenpredigt des Johann Holfeld (1601-1652) — keine Seitenzahlen haben, mußte eine Nachpaginierung vorgenommen werden. Dabei wurde jeweils die erste mit Text bedruckte Seite als Seite 1 gezählt.

Samuel Heermann war am 8.9.1620 zu Köben an der Oder geboren. Seine Mutter war die zweite Ehefrau<sup>10)</sup> Johann Heermanns, Anna geb. Teichmann (1600-1680)<sup>11)</sup>. Samuel hatte noch zwei jüngere Brüder und eine jüngere Schwester. Den ersten Unterrichts, der allerdings wegen der Kriegswirren oft für lange Zeit unterbrochen werden mußte, erhielt er bei seinem Vater. Ab 1636 besuchte er die Schule in Fraustadt, ab 1638 das

<sup>4)</sup> Kindliche Antwort S. 13 — zur Zitation cf. Anm.8.

<sup>5)</sup> Abkürzung für Poeta Laureatus Caesareus

<sup>6)</sup> Die zweite Ausgabe von 1648, die hier verwendet wurde, stimmt mit der ersten von 1640 in Text und Seiteneinteilung überein; lediglich in der Schreibweise sind mitunter kleine Unterschiede festzustellen.

<sup>7)</sup> Im folgenden zitiert unter: Abmahnungs-Schrift

<sup>8)</sup> Im folgenden zitiert unter: Kindliche Antwort

<sup>9)</sup> Im folgenden zitiert unter: Trost- und Lehr-Schrift

<sup>10)</sup> Die erste Ehe Heermanns mit Dorothea geb. Feige († 1617) hatte nur knapp sechs Jahre gedauert und war kinderlos geblieben.

<sup>11)</sup> Weitere Daten der Familie Heermann bei Johannes Grünewald: „Johannes Heermann. Zur 400. Wiederkehr seines Geburtstages“. In: Jahrbuch f. Schles. Kirchengeschichte 1985 S. 189 f.

Gymnasium an St. Maria Magdalena zu Breslau. Der Vater hatte 1638 sein Pfarramt in Köben aus Gesundheitsgründen aufgegeben und war im Oktober 1638 in ein eigenes Haus in Lissa in Groß-Polen gezogen.

Hier taucht im Frühjahr 1640, wie schon einmal im Jahr zuvor, wieder das Gerücht auf, daß zwischen Samuel und den Jesuiten in Breslau etwas im Gange sei. Genaues weiß Heermann nicht, und das, was er hört, mag er nicht glauben. Voller Unruhe schreibt er am 2. März 1640 einen Brief an den Sohn, der in der dringenden Bitte gipfelt: „Kom / ehestens möglich / herab / vnd zeige mir an / was es für eine Beschaffenheit habe“, und der unter P.S. den Zusatz enthält: „Ich nebenst deiner Mutter ermahnen vnd bitten dich vmb der Wunden Jesu willen / betrübe vns nicht: Kom / kom / mein Sohn / du solt einen trewen Vater / du solt eine liebereiche Mutter finden. Laß mich doch dein Antlitz noch eines sehen / wo du Gottes Antlitz schawen wilt. Das übrige spare ich biß zu deiner gewünschten Anheimkunft“<sup>12)</sup>.

Aufgrund eines Briefes Samuels an einen „lieben Freund und Beförderer“, der heute nicht mehr erhalten und dessen Adressat nicht bekannt ist, der aber den Eltern kurz darauf in die Hände gekommen sein muß<sup>13)</sup>, muß sich diesen die Gewißheit ergeben haben, daß Samuel eigenmächtig einen Schulwechsel vollzogen hat. Er hat das Gymnasium und Internat St. Maria Magdalena verlassen und ist in das Gymnasium und Internat der Jesuiten übergewechselt. Ist er auch ihrem Glauben beigetreten? Auf jeden Fall verfaßt der Vater nun seine „Abmahnungs-Schrifft“, die er mit dem Datum vom 7. März 1640 versieht und in deren Vorrede er erklärt: „Ehe hätte ich mir des Himmels Fall eingebildet / als daß ich diß von dir hören solte / was ich jetzt hören muß / ich alter / abgematteter Vater. Ex malitia, auß vorsetzlicher Bosheit / wirst du mir nicht gethan haben / was du gethan hast: sondern ex ardore discendi, auß lauter Begierde zu lernen. Dieses ist gut / vnd hat sein Lob. Aber Modus, die Art vnd Weise / das Mittel vnd der Weg / so du ergriffen hast / ist grundbose / vnd deiner armen Seelen höchstschädlich“<sup>14)</sup>.

Und nun erklärt Johann Heermann seinem Sohn in sechs Punkten, warum er dessen Seele in der höchsten Gefahr sieht:

I. Weil das, was Samuel getan hat oder aber noch zu tun vorhat, Abfall vom wahren Glauben ist. „Fvrs Erste / darumb / mein Sohn / daß du von deiner Religion / die in heiliger Schrifft von Artickel zu Artickel stark vnd feste gegründet / vnd einig vnd allein die rechte Lehre ist / welche die Patriarchen vnd Propheten / welche Christus vnd seine Apostel selbst geprediget / vnd vns hinterlassen haben / abfällt: oder wo du noch nicht abgefallen bist / ich dennoch deine Abfall täglich besorgen muß. Das / das

<sup>12)</sup> Brief an Samuel S. 2

<sup>13)</sup> Offensichtlich handelt es sich um einen Abschiedsbrief an einen seiner Lehrer. Denn in „Kindliche Antwort“ S. 11 heißt es: „Wer hat mir die vndanckbare Valediction in die Feder dictiret?“ Joh. Heermann bezieht sich in seiner Abmahnungs-Schrifft verschiedentlich auf diesen Brief, besonders deutlich S. 6 ff., 20 ff.

<sup>14)</sup> Abmahnungs-Schrifft S. 1

stürztet dich in eusserste gefahr des Leibes vnd der Seelen / wo du nicht in zeiten vmbkehrst<sup>15)</sup>. Gegen die Abtrünnigen, so fährt Heermann fort, richtet sich der Zorn Gottes. Denn Abfall vom wahren Glauben ist vor ihm ein Greuel.

Wie standhaft sind dagegen in den biblischen Zeiten die Rechtgläubigen gewesen, auch in den grausamsten Verfolgungen und Leiden. Weder Schmeichelworte, noch Vorteile, noch Martern haben sie zum Abfall bringen können. Samuel aber hat keine Martern, keine Pein erdulden müssen, nur süsse Worte sind ihm zugesprochen worden und auf die hin hat er sich in eine so große Gefahr begeben.

Darum würden ihn, wenn er auf seinem Wege beharrt, im Jüngsten Gericht auch alle Märtyrer verdammen. Darum würden hunderte von evangelischen Christen der Gegenwart, die um des rechten Glaubens willen Haus und Hof verlassen und ihr Leben aufs Spiel setzen, gegen ihn Zeugnis ablegen vor den heiligen Engeln und mit ihrer Stimme das vernichtende Urteil Gottes gegen ihn bestätigen. Darum aber würden sich dann auch die Wege zwischen Vater und Sohn trennen. Er, der Vater, hat die evangelische Lehre für die Wahrheit Gottes erkannt, sie mit Hingabe vor den Augen des Sohnes gepredigt und ist nun bald dreissig Jahre öffentlich für sie eingetreten. Wenn es zum Urteil vor dem Thron Gottes kommt, werden Vater und Sohn durch eine große Kluft von einander geschieden werden, — was Jesus, um seiner Wunden willen, verhüten möge.

II. Samuel hat übereilt gehandelt. In allen Dingen soll man bedächtig sein und das Ende bedenken. Das gilt in weltlichen Angelegenheiten, um wieviel mehr aber in Dingen die „ der Seelen Seeligkeit betreffen“. Denn „wie bald ist der Lebenswagen vmbgeschüttet / vnd die Seeligkeit verschüttet / o mein Sohn / mein Sohn“<sup>16)</sup>. Darum soll man die Geister prüfen, wie der Apostel Paulus sagt, und sich von erfahrenen Menschen beraten lassen. Wie gern hätte ihn der Vater beraten!

In dem Brief an seinen „Freund und Beförderer“ erklärt Samuel, daß ihn sein Gewissen zu diesem Schritt gezwungen habe. Aber, so fragt Heermann, kann denn Gott, der den Abfall verbietet, den Abfall befehlen? Im Gegenteil, Gott befiehlt, daß wir Vater und Mutter ehren sollen. Das hieße hier, sie aufzusuchen und um ihren Rat zu bitten. Zwar sagt Christus, worauf sich Samuel offensichtlich beruft, Lk. 14,26, daß, wer zu ihm kommt, Vater und Mutter hassen muß. Aber, argumentiert der Vater, damit wird doch die Gehorsampflcht nicht aufgehoben. Nur dann sollen wir den Eltern nicht gehorchen, wenn sie uns von Gott und Christus abführen wollen. Heermann aber ist sich bewußt, seinen Sohn immer zu Christus hingeführt zu haben. Darum kann er ihn, wie auch seine Mutter, um Christi willen nicht hassen wollen. Noch immer hoffen die Eltern, daß er das erkennt und sich bekehrt.

<sup>15)</sup> ebd. S. 1

<sup>16)</sup> ebd. S. 6

Quälend beschäftigt den Vater die Frage, wer den Sohn so weit gebracht hat. Wer war der „Lock-Vogel“, der „Vogelsteller“? Wissen die, die das getan haben, was sie getan haben? Heermanns Abmahnungs-Schrift erreicht hier einen Höhepunkt, wenn er ausruft: Diese „wil ich an jenem Tage anklagen. Ja so bald Gott meine Seele abfodert / wil ich für dem Stule Gottes niederfallen / vnd sie inner Jahresfrist für sein ernstes Gericht fodern / vnd soltestu nicht vmbkehren / dich zugleich mit: ibi respondebitis et Deo et mihi: da solt jhr Gott vnd mir antworten“. Und er fährt fort „Es verlache diß Niemand ...“ — Wie viele Beispiele gibt es, wo solche Drohungen sich binnen kurzer Zeit erschütternd erfüllt haben<sup>17)</sup>.

III. Samuel versündigt sich an seinen Eltern. Sie sind es gewesen, die ihm das Leben gegeben, ihn mit Mühe und Angst aufgezogen und immerwährend für ihn gesorgt haben. Die Ehre, die sie verdienen, den Gehorsam, den sie um Gottes willen haben sollen, entzieht er ihnen jetzt.

Zugleich macht Heermann deutlich, daß Samuel rechtlich noch immer unter der Gewalt der Eltern steht. Diese Ordnung wird von ihm gebrochen, gegen alles Recht, gegen die Natur, gegen Gott. Worauf will er sich bei seiner Eigenmächtigkeit dann noch stützen?

Nicht allein aber ist er verpflichtet, seine Eltern zu ehren. Er soll sie auch erfreuen. Jetzt aber bist du „abgetreten von dem rechten zum falschen Glauben / von dem Himmel zur Hölle. Deine Lippen reden / oder werden künftig reden verkehrte Dinge / die in Gottes Wort keinen Grund haben“<sup>18)</sup>. Darüber können sich die Eltern nicht freuen. Tag und Nacht bringen sie zu mit Weinen und Wehklagen. Auch die Geschwister sind verstört. „Hörest du nicht deine Mutter winseln vnd ruffen? ... Ach erbarme dich auch über mich / vnd raube mir vnd deinem Vater durch Vngehorsam nicht das Leben“<sup>19)</sup>. Denn der Kummer des Herzens zehrt an den Kräften. Er kann, bei des Vaters Gesundheitszustand, schnell zum Tode führen. Würde das nicht aus Kummer auch den baldigen Tod der Mutter zur Folge haben können? Wer sollte dann aber für die Geschwister, die zu Waisen würden, sorgen? Das alles kann Samuel doch nie und nimmer verantworten.

IV. Er bringt sich um den Segen, der auf den Gehorsam gelegt ist, und zieht sich die zeitlichen und ewigen Strafen, mit denen Gott den Ungehorsam lohnt, zu. Negative Beispiele gibt es genug: Ham, Esau, Ruben, Hophni und Pinehas (die Söhne Elis), Absalom, die ungetreuen Fürsten Israels, ungehorsame Söhne bei den Griechen und Römern. Folgte er ihnen, er würde die Hoffnungen seiner Eltern vernichten. Umgekehrt wäre er selig, er ließe sich dadurch warnen.

V. Samuel versündigt sich an seinen Praezeptoren von St. Maria Magdalena. Mit schändlichem Undank gibt er ihnen zurück, was sie an Güte und Mühe an ihn gewandt haben. Jetzt beklagt er sich über ihren Unterricht.

<sup>17)</sup> ebd. S. 8

<sup>18)</sup> ebd. S. 18

<sup>19)</sup> ebd. S. 19

Früher, in seinen mündlichen Berichten und in seinen Briefen, hat er das Gegenteil getan. Er hat ihn immer gelobt. Hätte er den Vater seinen Verdruß wissen lassen, sie hätten gemeinsam Wege zum Besseren gesucht und auch gefunden.

Aber auch abgesehen davon: „... was hilffe es den Menschen / so er alle Kunst in der Welt hätte / vnd lidte Schaden an seiner Seligkeit?“ Der hochgelehrte D. Krause zu Halle starb in schweren Qualen, „weil er Gottes Gunst nicht hatte / vnd sein Gewissen verletzet war“<sup>20</sup>). Weitere Beispiele bezeugen das gleiche und unterstreichen den Ernst der Mahnung: *Salva animam tuam*.

Selbst aber wenn Samuel an der Arbeitsweise an St. Maria Magdalena etwas auszusetzen hat, so soll er doch wissen, daß er von Gott nicht gesandt ist, das zu ändern. „Was deines Ampts nicht ist / da laß deinen Fürwitz“<sup>21</sup>).

VI. Samuel ist gewarnt: „Du kanst an jenem Tage für Christi Richtstul dich mit Vnwissenheit nicht entschuldigen / vnd sagen: Ignoranter peccavi ... Ich habe dich trewlich abgemahnet. Bekehrest du dich nicht von deinem gottlosen Wesen vnd Wege / so wirstu vmb deiner Sünden willen sterben / vnd ich habe meine Seele errettet“<sup>22</sup>).

Wenn Samuel aber nicht hört, wird er beim Jüngsten Gericht wie alle ungehorsamen Kinder zur Linken Christi zu stehen kommen und zu denen gehören, die „ihr Vrtheil mit zittern vnd beben anhören / vnd trawrigen Höllen-Gang mit Ach vnd Wehe zu allen Teufeln halten“. Um das zu verhindern, wäre der Vater sogar bereit für den Sohn zu sterben: „So lieb hat dich meine Seele“<sup>23</sup>).

Es gab auch früher schon Verleugner des Herrn, zum Beispiel Petrus. Aber er hörte noch rechtzeitig auf die Stimme des Hahns. So soll Samuel auf die Stimme seines Vaters hören<sup>24</sup>).

Was aber wird für eine Freude sein im Himmel auch über seine Umkehr. Wie werden die Eltern, die Geschwister sich freuen, wenn er heimkommt. Es wird sein wie bei der Heimkehr des verlorenen Sohnes. Denn, das soll Samuel immer wissen: Nicht der, der gesündigt hat, ist verloren, sondern der, der in seiner Sünde verharrt.

Schließlich aber weist Heermann den Sohn darauf hin, daß er seine Briefe ins Elternhaus zu unterschreiben pflegte: „Des Herren Vaters gehorsamster Sohn bis in Todt“, und fährt fort: „Soltestu diese Zusage brechen / wolte ich deine Faust für den Richtstul Christi mit mir nehmen / sie allda auffweisen / vnd vmb Rache bitten. Hierzu wirst du es nicht kommen lassen / mein Sohn ...“<sup>25</sup>)

<sup>20</sup>) ebd. S. 23

<sup>21</sup>) ebd. S. 25

<sup>22</sup>) ebd. S. 26

<sup>23</sup>) ebd. S. 27

<sup>24</sup>) „O mache es vmb Gottes vnd deiner Seligkeit willen / wie Petrus: Gehe herauf / vnd weine bitterlich. So wird dich Jesus auch / wie Petrum / ... erquicken.“, ebd. S. 28

<sup>25</sup>) ebd. S. 31

Dann nennt der Vater Samuel noch Literatur, aus der er die Wahrheit der evangelischen Lehre erkennen kann, befiehlt ihm der Gnade der Dreifaltigkeit und unterschreibt mit den Worten: „Johann Heermann: dessen Seele betrübet ist biß in Todt“<sup>26</sup>).

Samuel hat am 9. März 1640 den Brief des Vaters vom 2. März erhalten und ihn, obgleich ihm von den Jesuiten das Öffnen und Lesen der Briefe seiner Eltern ohne besondere Erlaubnis streng untersagt war, sofort gelesen; mit der Folge, daß er auf diesen Brief hin zur Besinnung kam und versuchte, wieder nach St. Maria Magdalena zurückzukehren<sup>27</sup>). Samuel Heermann hat darum den 9. März als seinen „Bekehrungs-Tag“ angegeben, während er den 25. Februar „meinen Verkehrungs-Tag“ nennt<sup>28</sup>). Wenig später hat er des Vaters Abmahnungs-Schrift erhalten. Auf sie reagiert seine „Kindliche Antwort“, die das Datum vom 16. März 1640 trägt.

Aus ihr wird deutlich, was eigentlich geschehen ist: Samuel hat sich von einem nicht näher personifizierten „Lockvogel“ und von seinem „Tisch- und Stuben-Gesellen“<sup>29</sup>) einreden lassen, er könne bei den Jesuiten mehr lernen. Darum ist er zu diesen gezogen. Seitdem hat er „ihrer Kirch-Versammlung beygewohnet / vnd gethan / was sie gethan. Doch noch nicht gebeichtet / noch nicht communiciret ...“<sup>30</sup>).

Der Brief und die Abmahnungs-Schrift des Vaters haben ihm die Augen geöffnet für das, was er getan hat. Er bereut es aus tiefstem Herzen und bittet inständig um Gottes und um ihrer Liebe willen bei seinen Eltern und bei den Praezeptoren um Vergebung. Dabei wird deutlich, daß er die Sicht seines Vaters voll übernimmt: Es war ein Abfall, es war eine Verleugnung des Herrn. Er weiß, daß er damit im Jüngsten Gericht die Verurteilung zur Hölle verdient. Nur die Erinnerung an andere, vor allem an den Apostel Petrus, gibt ihm den Mut, zu glauben, daß es auch für ihn eine Begnadigung geben kann. Auf sie hofft er. Zugleich zeigt Samuel, daß er aus diesem Sündenfall gelernt hat.

Er hat gelernt, daß es neben „vnserer Evangelischen / in Gottes Wort feste gegründeten wahren Religion“ keinen wahren Glauben gibt<sup>31</sup>). Bei ihm will er von nun an beständig verbleiben: „Ich schwere vnd sage zu / so waar mir GOTT helffe / vnd sein Heiliges Wort / daß ich durch des Heiligen Geistes Hülffe vnd Beystand / bey der Evangelischen Wahrheit biß an mein letztes Ende beständig verharren wil / vnd solte ich vmb derselben willen / wann es die Noth erfoderte / Leib vnd Leben / Gut vnd Blut lassen“<sup>32</sup>).

<sup>26</sup>) ebd. S. 32

<sup>27</sup>) Kindliche Antwort S. 15

<sup>28</sup>) ebd. S. 16

<sup>29</sup>) ebd. S. 10

<sup>30</sup>) ebd. S. 2

<sup>31</sup>) ebd. S. 2

<sup>32</sup>) ebd. S. 16

Er hat gelernt, was es heißt, Gewissensangst zu haben. „Keiner gläubt es / was die Gewissens-Angst für Angst ist / der sie nicht empfindet“<sup>33</sup>). Jetzt, wo das Gewissen in ihm aufgewacht ist, kommt es ihm manchmal vor, als müsse sein Herz vor Angst in tausend Stücke zerspringen. Er hört es regelrecht, wie das Gewissen ihn anklagt und richtet. Er spürt es, wie es ihn martert. Jetzt kann er auch verstehen, warum man das Gewissen mit einem Höllenhunde vergleicht<sup>34</sup>).

Er hat gelernt, daß man sich vor dem Teufel auch heute hüten muß. Der Teufel versteckt sich gern hinter schmeichelhaften Reden. Stündlich sinnst er darauf, wie er frommer Eltern Kinder verführen kann und sie Vätern zuführen, die nicht ihre Väter sind. „Werde“, ruft er der Jugend zu, „durch mein Exempel klug / vnd trawe nicht dem Schaffs-Kleide“<sup>35</sup>). Vor allem traue man dem „Lockvogel“ nicht, wenn er sich auf die Schrift beruft. Die Sprüche, gerade die, die Christus Lk. 14,26 und Matth. 10,37 über den Haß gegen die Eltern um seinetwillen spricht, sind gut. Aber der „Lockvogel“ legt sie falsch aus. Sie heben gar nicht die Liebe zu den Eltern auf, sondern, das erkennt Samuel jetzt auch, wenn diese etwas gegen Gott befehlen, wenn sie z. B. verlangen, das Christentum zu verleugnen oder mohammedanisch zu werden, dann soll man Gott mehr gehorchen als den Menschen (Apg. 5,29). Und: Man soll sie nicht mehr lieben als Gott. Aber lieben nächst Gott soll man sie.

Aber das ist eben die alte Art des Teufels. Schon in der Versuchung Jesu in der Wüste hat er versucht, die Worte der Schrift zu verdrehen. Wollte Gott, er hätte das alles vorher beachtet und bedacht. Aber er hat es nicht bedacht und so ist er in die Sache reingerutscht, leichtfertig und unerfahren wie er war. Und dann folgt eine dunkle Andeutung, die sogar auf die Anwendung von Gift durch den „Lockvogel“ schließen läßt: „Was sonst mit lieblichen Wein in einem vergüldeten Becher bey Abend an statt eines Schlawfrünckleins geschehen / sey dem befohlen / der alles sihet vnd weiß“<sup>36</sup>).

Samuel hat schließlich gelernt, daß man seine Freunde sehr sorgfältig auswählen muß. Wie mag es sonst zu erklären sein, daß die Kinder der Patriarchen und biblischen Gottesmänner oft so übel gerieten? Die Sintflut zeigt es, Jakobs Tochter Dina, Absalom, Ahasja, Judas der Jünger, — sie alle sind „durch böse Gesellschaft“ verführt worden und vom Weg ihrer Väter abgekommen<sup>37</sup>). Diese Beispiele sollte niemand vergessen.

<sup>33</sup>) ebd. S. 13 f.

<sup>34</sup>) „Ich habe bey meinem studio poetico gelesen vom Cerbero dem Höllen-Hunde / daß wann er in der Höllen zu bellen anfangt / die verdampften Seelen allda hefftig erschrecken. Das Gewissen / das Gewissen ist dieser Höllen-Hund / wann das bellet / so erschrickt das Hertze / vnd weiß jhm keinen Rath“. ebd. S. 12.

<sup>35</sup>) ebd. S. 6

<sup>36</sup>) ebd. S. 9

<sup>37</sup>) ebd. S. 10

Der Vater hat sofort geantwortet. Seine „Tröst- und Lehr-Schrift“ trägt das Datum vom 20. März 1640. Sie beginnt mit dem Ausdruck der Freude über die Reue und Zerknirschung des Sohnes — deine „Trawrigkeit/... ist mir eine Frewde ... Denn die Göttliche Trawrigkeit wircket zur Seligkeit“ — und mit der feierlichen Zusicherung der Vergebung: „Es sol deiner Vbertretung im argen nicht gedacht werden. Trawe meinen Worten. Patrij adfectus potentissimi. Vater-Hertz bleibt doch Vater-Hertz“<sup>38)</sup>.

Allerdings will Johann Heermann den Fall durch diese schnelle Wende nicht heruntergespielt sehen. Er bleibt dabei, daß Samuels Sünde groß ist und die Strafe verdient, die er ihm in der Abmahnungs-Schrift vorgestellt hat. Samuels Reue aber und sein erkennbarer Wille, in den Himmel zu kommen, sind Grund für die Zusage, „daß dir der Weg zur Seligkeit nicht verrennet sey“<sup>39)</sup>. Diese Zusage der Begnadigung stützt sich auf viele Stellen und Exempel der Schrift, die Heermann nun ausführlich zitiert. Sie zeigen „wie GOTT auch die allergrösten Sünder auff- vnd angenommen hat“<sup>40)</sup>.

Dann wendet er sich der Frage zu, wie soll sich Samuel nun weiter verhalten? Der Vater rät ihm zunächst, im Zustand der Reue zu verharren und wie David oder Petrus um seine Sünde Leid zu tragen. Sodann soll er keinen Augenblick zögern und wieder zu St. Maria Magdalena zurückkehren. Diese Eile ist dringend geboten, denn vor einem plötzlichen Tod ist niemand sicher. Darum soll man die Taten der Buße nie aufschieben. Sie ist aber auch geboten, weil Apostaten, wie die Geschichte zeigt, oft noch getötet worden sind. Wörtlich erklärt Johann Heermann seinem Sohn: „Du bist nicht sicher bey vnsern ReligionsFeinden / auch wol bey dem gebrauche des Abendmahls. Hat nicht ein Mönch Prediger Ordens ... Kayser Heinrichen von Lützelburg mit einer vergifteten Hostie im Sacrament vergeben? Hat nicht Victor III. dem Kayser Giffit im Kelche zu trincken geben? Was sol ich schreiben von den Apostaten?“<sup>41)</sup>

Nach alledem soll Samuel sich aber zuversichtlich an Christus halten und bei ihm Trost und Ruhe finden. Christus ist für die Sünder gestorben. Seine Wunden gelten auch ihm.

Was aber soll Samuel tun, um in der erlangten Gnade Gottes zu bleiben? Er soll vor allem täglich danken und Gott für seine Barmherzigkeit preisen — und bei Christus, seinem Wort und der als wahr erkannten evangelischen Lehre beständig verbleiben. Weil das für uns Menschen aus eigenen Kräften nur schwer möglich ist, soll er zu Gott beten, daß er „dich in Glaubens-Standhaftigkeit zu deiner Seligkeit erhalten wolle“<sup>42)</sup>. In ihr soll er sich nicht beirren lassen „durch den großen Anhang vnserer ReligionsFeinde“<sup>43)</sup>. Die Zahl sagt nichts über die Wahrheit und die Männer

<sup>38)</sup> Tröst- und Lehr-Schrift, S. 1

<sup>39)</sup> ebd. S. 2

<sup>40)</sup> ebd. S. 4

<sup>41)</sup> ebd. S. 9

<sup>42)</sup> ebd. S. 13

<sup>43)</sup> ebd. S. 14

der Bibel standen oft allein gegen eine große Übermacht. Samuel soll sich nicht verführen lassen durch schlechte Gesellschaft, durch Gunst- und Gnadenerweisungen, durch Drohungen, durch das schlechte Einkommen und Ansehen der evangelischen Prediger, durch Erbschaften, die an Bedingungen geknüpft sind. Er soll aber bereit sein, jederzeit für seinen Glauben zu sterben.

Die Schriftengruppe, die bisher behandelt worden ist, muß noch im Frühjahr, spätestens aber im Sommer 1640 zum ersten Mal im Druck erschienen sein. Denn mit Datum vom 26. August 1640 liegt bereits die nächste Schrift, die hier erwähnt werden muß, gedruckt vor. Es ist eine katholische Antwort aus der Feder von Caspar Abhelm(en) „Im Gymnasio der Societet JESV zu Breßlaw Rhetorices Studioso“ mit der Überschrift: „Schutz- vnd RettungßSchrift. An Samuel Heermann, eines Praedicanten Sohn zu Köben in Schlesien. Darinnen Die Motiven / vnd Ursachen / mit welchen der Vatter Ihn von dem Studiren / vnd Catholischen Glauben abzumahren sich bemühet / widerleget: Vnd etlicher Vnschuld von der Lästermäuler Frevel / gerettet vnd geschützet wird“. „Gedruckt zur Neyß / Bey Jean Schubart. ... 1640“, 90 Seiten stark.<sup>44)</sup>

Aus der Vorrede geht hervor, daß es sich bei dem Verfasser um Samuels „gewesenen Tisch- vnd Stubengenossen“ handelt, der selbst zu den Jesuiten übergegangen ist und nun dazu ausersehen wurde, aus seiner Sicht darzutun und zu zeigen, „auff was für einem Sändichten vnd Lughafften Grunde dieses daß Praedicanten Schrift sich lehne / vnd gründe / vnd daß jederman greiffen vnd sehen möge / wie dieser Praedicant mehr der Priuatrache / alß der Warheit nachgegangen / und deferiret habe“<sup>45)</sup>.

Er beginnt mit einer persönlichen Anrede, in der er sein Bedauern darüber ausdrückt, daß Samuel seinen eigenen Absichten nicht treu geblieben ist, sich stattdessen durch ein weibisches, „mit Heulen vnd Seufftzen“ angefülltes Schreiben seines Vaters so schnell hat umstimmen lassen<sup>46)</sup> und nun sogar dazu übergegangen ist, seine „Lügenschreibende Feder“ gegen seinen einstigen Freund zu richten<sup>47)</sup>. Dagegen will Abhelm sich wehren, um seiner Person und um der Wahrheit willen, mit dem Ziel, Samuel „wieberumb auß der Finsternuß in das helle / Sonnenklare Tageslicht der Catholischen Wahrheit“ zurückzubringen<sup>48)</sup>. Um das zu erreichen, will er die sechs Punkte, die Johann Heermann in der Abmahnungs-Schrift vorgebracht hat, Punkt für Punkt widerlegen.

I. Abhelm wendet sich gegen die These Johann Heermanns, daß die lutherische Kirche die einzig wahre Kirche ist, weil sie ihren Ursprung bei den Patriarchen, Propheten, bei Christus und den Aposteln hat und fragt: Ist diese Behauptung in der Geschichte nicht bisher von jeder Sekte aufge-

<sup>44)</sup> Im folgenden zitiert unter: Schutz- und Rettungßschrift

<sup>45)</sup> ebd. S. 2

<sup>46)</sup> ebd. S. 4

<sup>47)</sup> ebd. S. 5

<sup>48)</sup> ebd. S. 6

stellt worden? Sagen das nicht auch die Calvinisten, Sozinianer „vnd anderes vnzehlichers Geschmeiß mehr“<sup>49)</sup>.

Wem ist dann aber zu glauben? Glauben kann man nach seiner Überzeugung nur dem Anspruch der katholischen Kirche, weil sie 1. die Apostolische Sukzession hat, die die Kontinuität ihrer Lehre seit Christus verbürgt. Auf Christus aber weisen die Propheten hin, so daß sie in die Sukzession einzubeziehen sind. 2. hat sie das Bischofs- und Lehramt seit den Aposteln inne von Anfang an und wird es nach Christi Willen bis zum Jüngsten Tag behalten.

Nun könnten Heermann Vater und Sohn dagegen die alte protestantische Behauptung setzen, daß Sukzession und Amt den Verfall der katholischen Kirche nicht verhindert haben. Aber, fragt Abhelm, ist es denn vor der Reformation wirklich zu einem totalen Glaubensabbruch gekommen? Wäre das der Fall gewesen, dann wäre die Verheissung, die Christus der Kirche gegeben hat, hingefallen. Das aber kann nicht sein, denn Christus kann nicht lügen. Es hieße aber auch behaupten, daß es vor Luther gar keinen Glauben in der Kirche mehr gegeben habe. Hinzukommt schließlich, daß die Lutheraner nicht einen einzigen Apostel oder Kirchenvater und auch keinen einzigen Glaubensartikel der Alten Kirche für sich und ihre Lehre in Anspruch nehmen können, — so daß sich für ihn der Schluß aufzwingt, daß die katholische Kirche sich mit Recht Apostolisch nennt, während „die Lutherische / alß eine über Nacht aufgegangene Kirch vnd Lehre / vor keine Heilige vnd Apostolische Kirche / solle oder könne gehalten werden“<sup>50)</sup>.

Samuel habe das offensichtlich gespürt. Der Heilige Geist hat an ihm ein Suchen nach der Wahrheit entzündet und diesem ist er gefolgt, bis es dann — „es sey nun / entweder der Leichtfertigkeit deines vnreiffen Kindischen verstandes / oder deiner in grundt verderbten / vnd zu allen Lastern geneigten Natur“ wegen<sup>51)</sup> — dazu gekommen ist, daß er sich von ihr wieder abgewandt hat. Aber vor dem Richterstuhl Christi wird er sich dafür verantworten müssen und alle Mätürer werden ihn, der sich durch ein paar Tränen und bloße Worte hat abwenden lassen, als einen Weichling und Verleugner verurteilen; mit ihnen aber alle „vnser Vorfahren / die ... wegen jhrer Deutschen aufrichtigkeit / alß deß vhralten Catholischen Glaubens halber / vnsterblich“ geworden sind<sup>52)</sup>. Wie haben die alten Deutschen gegen die Sekten gekämpft, geglaubt und gelitten! Und Samuel? Er hat seine Seligkeit aufs Spiel gesetzt: „Warumb bistu / zu einer ongewissen / Vnerhörten / vnd erst vor Hundert vnd etlichen Jahren erfundenen Lehre / getretten / vnd hast dich in abgrund ewiger Verdammus gestürzt?“<sup>53)</sup>.

II. sucht Abhelm nachzuweisen, daß Johann Heermann irrt, wenn er

49) ebd. S. 9

50) ebd. S. 26

51) ebd. S. 29

52) ebd. S. 30

53) ebd. S. 32

meint, Samuel habe übereilt gehandelt. Samuel hat „viel Monat“ bei den Jesuiten Vorlesungen gehört, mit ihnen und seinen Mitschülern disputiert und immer wieder offen ausgesprochen, daß die katholischen Argumente vor den lutherischen den Vorzug verdienen. Auch schriftlich habe er sich in diesem Sinne geäußert. Warum sollte er dann mit einem auch formellen Übertritt zögern? Warum sollte er den Rat seines Vaters einholen? Gerade dieser Vater hat sich ja selbst als Gesprächspartner disqualifiziert, indem er zu einem früheren Zeitpunkt, als er gerüchteweise vom Umgang seines Sohnes gehört hatte, dazu geraten habe, man möge Samuel unter allen Umständen bei der Lutherischen Religion festhalten, selbst wenn man dabei versuche, „durch einen guten beygebrachten Trunck / daß gedächtnus des Catholischen glaubens in dir (zu) vergraben“<sup>54</sup>). Dieser Vater spricht jetzt von List und Verführung. Und Samuel unterstützt ihn mit seiner Lüge von einem besonderen Trunk in „einem übergüldeten becher“. Das tut er doch nur, um „die abschewligkeit / des lasterhaftten abfalls / mit dem glantz einer vngebürlichen Lügen / (zu) übergülden“<sup>55</sup>). Niemand hat ihm Versprechungen gemacht, niemand hat ihn zum Schulwechsel oder gar zum Übertritt zu nötigen versucht. Im Gegenteil, die Patres haben ihn zuerst abgewiesen und wieder weggeschickt. Aber er, Samuel, hat diesen Schritt unbedingt vollziehen wollen; er ganz allein. Darum soll er jetzt auch nicht so tun, als sei das alles nicht so gewesen.

Was aber den „vorzauberten Becher“ anlangt<sup>56</sup>), so könnte Samuel wohl jenen Trunk meinen, den man ihm „vnter dem freyen Himmel“, als er auf einen der Dozenten habe warten müssen, aus Barmherzigkeit gegeben habe, damals, als er hungrig und durstig war und man ihn einfach nicht so stehen lassen konnte. Das ist „nu daß gantze fundament der Verleumdungen“. Denn falsch ist, daß es sich um einen goldenen Becher gehandelt haben soll. Die Patres dürfen wegen des Armutsgelübdes gar keine goldenen Becher haben, „es war nur ein schlechter Zienerner“<sup>57</sup>) — und vergiftet war er auch nicht. Dafür spricht die Tugend der Patres, die doch, wie allgemein bekannt ist, über alle Zweifel erhaben ist. Dagegen spricht auch, daß man ihn, der so fest von der katholischen Lehre überzeugt war, gar nicht hätte zu bezaubern brauchen. Für diese Behauptung aber würden die Heermanns, wenn man sie wegen Ehrabschneidung vor ein kaiserliches Gericht zitieren würde, nie Zeugen beibringen können und folglich auch nie Recht bekommen. Sie sollten sich „alß Landtflüchtige / Ihrer Kays: Mayst: jurisdiction entbrochen“ in Polen nicht zu sicher fühlen<sup>58</sup>). Der Arm des Kaisers reicht weiter als mancher meint — und außerdem kommt ja noch der letzte Gerichtstag, der Gerichtstag Gottes. Er wird ihre Verleumdung und ihre Laster offenbar machen „vnd (ihnen) hernach die

<sup>54</sup>) ebd. S. 39

<sup>55</sup>) ebd. S. 40

<sup>56</sup>) ebd. S. 51

<sup>57</sup>) ebd. S. 49

<sup>58</sup>) ebd. S. 54

aufferlegte ewige straffe / in dem höllischen schwefelpfuell<sup>59)</sup>. III. setzt sich Abhelm mit der Pflicht zum Gehorsam gegen die Eltern auseinander, auf die sich Johann Heermann berufen hatte. Unter Hinweis auf Augustin, Bernhard und Hieronymus versucht er diese Verpflichtung auf das leibliche Wohl und Leben einzugrenzen. In den geistlichen Dingen gilt nach seiner Auffassung allein die Autorität Jesu und der Mutter Kirche. Ihnen ist notfalls auch gegen die Eltern, nämlich dann, wenn sie einen von der wahren Religion fernhalten wollen, zu folgen. Insofern ist Lk. 14,26 hier uneingeschränkt anzuwenden. An Samuel aber ergeht der dringende Appell, sich von seinen Eltern zu lösen und auch gegen ihren Willen, ja über sie hinweg, wieder zur wahren Kirche zurückzukehren<sup>60)</sup>. IV. sucht Abhelm die Androhung Heermanns zu entkräften, Samuel würde sich durch die anhaltende Weigerung der Rückkehr zum evangelischen Glauben um den Segen bringen, der auf den Gehorsam gelegt ist. Er verweist auf das Beispiel des 12jährigen Jesus, der auch nicht nach den Tränen seiner Eltern gefragt hat, als es darum ging, im Haus seines himmlischen Vaters zu sein. Ihm sind seitdem unzählige wahrheitsliebende Menschen, viele bis ins Martyrium, gefolgt. Sie alle haben die katholische Wahrheit höher gestellt als den Gehorsam, weil sie erkannten, daß man gemäß Matth. 10,35 ff. lieber seine Eltern hassen soll als seine Seele verlieren. Deshalb sollte klar sein: Der Vater hat kein Recht, Samuel zu drohen. Umgekehrt, Samuel müßte ihm drohen. Denn der Vater hat das gute Werk, das der heilige Geist in ihm angefangen hat, zerstört, „indem er dich auß dem sonnenlicht / Catholischer warheit / in die vorige dunkelheit / vnd dücke finsternus der Irrthümer gezogen vnd gestürzt hat“<sup>61)</sup>. Darum soll Samuel mit dem heiligen St. Bernhard klagen und sagen: „, O deß Tyrannischen Vatters! O der grausamen Mutter! O welche Vnbarmhertzig vnd Gottlose / will nicht sagen Eltern / sondern Mörder vnd Verterber! Welche es schmirtzet das daß Kindt seelig wird“<sup>62)</sup>. V. Abhelm nimmt Samuel gegen den Vorwurf der Undankbarkeit seinen Praezeptoren gegenüber in Schutz. Er räumt zwar ein, daß Samuel über den Unterricht an St. Maria Magdalena häufig die Schale seines Spottes ausgegossen hat, so, daß ihn selbst die Patres zur Mäßigung haben mahnen müssen; daß er letztlich aber nicht undankbar war, sondern nur einem allgemein üblichen Brauche gefolgt ist, wenn er, nach geziemender schriftlicher Valediction, in ein Gymnasium übergewechselt ist, von des-

<sup>59)</sup> ebd. S. 55

<sup>60)</sup> „... du aber mein Samuel, erzeuge dich hierin frewdig und vnverzagt / ... überwinde vollents alles weibische lamentiren vnd lieblosen / ... dringe durch / ... renne vnd lauffe über sie (sc. die Eltern) hinweg / fliehe davon / vnd begieb dich wiederumb zu dem Fähnlein / der allgemeinen Apostolischen Kirchen vnd Wahrheit. Du verleurest zwar eine Stieffmutter / dargen aber findest du in der Catholischen Kirche / eine rechte vnd ware Mutter. An statt deines alten vnd vorlebten Vatters / den du hier verlessest / wird dir Christus / seine hülfreiche gnadenArme darbitten / vnd dich seinen verlohrenen Sohn / alß ein liebreicher Vater / widerumb zu gnaden auff- vnd annehmen“. ebd. S. 63

<sup>61)</sup> ebd. S. 69

<sup>62)</sup> ebd. S. 70

sen Unterricht er sich mehr versprechen konnte. Daß der Unterricht bei den Patres besser ist, wie er selbst oft bestätigt hat, liegt aber eben auch am Zölibat. Denn der Zölibat stellt sie vollkommen frei für ihren Dienst, in diesem Falle für den Dienst an der Jugend, und ist damit zugleich die Grundlage für den großen Ruhm, den sie in der ganzen Christenheit genießen.

Und dann will Samuels Vater noch einen Zweifel daran haben, daß das, was man bei solchen Vätern lernt, nicht auch zur Seligkeit dient? Viele hochgeehrte und hochgelehrte Personen in öffentlichen Stellungen bezeugen dankbar, was sie bei den Ehrwürdigen Vätern gelernt haben, ohne Schaden zu nehmen an ihrer Seele. Die Heermanns können dagegen nichts Substantielles vorbringen.

VI. setzt sich Abhelm mit dem Vorwurf Johann Heermanns auseinander, Samuel habe durch sein Verhalten den evangelischen Schlesiern ein Ärgernis gegeben. Bei Lichte besehen, so argumentiert er, war es „eine Heroische that / wann nur die beständigkeit / dich nicht hierinn verlassen hette“<sup>63</sup>). Aber das ist nun eben der große Jammer. Samuel hat für seine Einsichten nicht gekämpft. Er ist schlicht umgefallen auf das kümmerliche Traktätlein seines Vaters hin<sup>64</sup>). Aber diesen Fehler kann er rückgängig machen. Wenn er nur will, kann er zum katholischen Glauben zurückkehren: „Diesen Glauben nu hastu schändtlich / alß ein Abtrünniger / durch bewegung Weibischer Thränen deines Vaters / verlassen / Ergreiff ihn wiederumb / du wirst nicht fehlen / Du hast ja ... vor dir / die gesambte Heylige antiquitet ...“<sup>65</sup>).

Die Heermanns haben auf eine Fortsetzung des öffentlichen Streites verzichtet. Daß sie Abhelms Schrift gekannt haben, wird im nächsten Abschnitt aus Andeutungen beider noch deutlich werden. Als eine indirekte Antwort auf die Angriffe gegen Johann Heermann kann aber auch ein kleines Gedicht angesehen werden, das 1642 im Druck erschien. In ihm bekennt sich Samuel ausdrücklich zu seinem Vater:

Heermann: Ehren-Man

Verdreust es amchen gleich / daß Ihr durch ewre Kunst  
Hier fast bey Jedermann erlanget Ehr vnd Gunst:  
Was schadet es? Ihr esyd vnd bleibt ein Ehren-Man /  
Wie solches ewer Nahm / Herr Vater / zeigt an.  
Samuel Heermann<sup>66</sup>).

<sup>63</sup>) ebd. S. 80

<sup>64</sup>) „Ein ohnmächtiges / vnkräftiges tractetlein, daß mit keinen Männlichen Argumentis vnd Rationibus versehen ist / Ein bawfälliges / sändiges / weiches / mehr mit vntermischten Thränen / mehr mit verbrochenen Worten vnd tieffgeholten Seufftzern / alß mit großmüthigen / vnd einem Theologo erzielenden Reden / angefülltes scriptum“ ebd. S. 82 f.

<sup>65</sup>) ebd. S. 88

<sup>66</sup>) Abgedruckt im Anhang zu der Erbauungsschrift: „Bawgedancken / oder Fünfferley Häuser / Welche Ihm ein jeglicher Christ-liebender Hauß-Vater / ... soll befohlen seyn lassen. Gewiesen von Johann. Heermann / Pfarrern zu Köben. Gedruckt zur polnischen Lissaw / ... Im Jahr M DC XXXXII S. 42

## 2) Der Tod des Sohnes

Über die weiteren Vorgänge sind wir durch den Lebenslauf, den der Pfarrer Johann Holfeld seiner Leichenpredigt auf Samuel Heermann angefügt hat, gut unterrichtet. Der Titel dieser Predigt lautet: „Die Ein und vierzigste Predigt. JESUS der Heyland / Daß Er es 1. alleine / 2. aus Gnaden / 3. zu unser Seligkeit sey. Aus dem schönen Spruch S. Petri in der Apostel Geschichte Cap. 4 v. 12. Es ist in keinem andern Heyl / etc. Bey Christlicher und Ansehnlicher Sepultur Deß Ehrenvesten und Wolgelahrten Herrn SAMUELIS HEERMANNI Coebenensis Silesii SS. Theol. Stud. und Poetae Caesarei, Deß Wol-Ehrwürdigen / Achtbarn / und Hochgelahrten Herrn JOHANNIS HEERMANNI, umb die Kirche Christi / Alten Wolverdienten Theologi, und bey der Kirche zu Köben an der Oder in Schlesien treuen Pastoris, auch berühmten Poetae Caesarei, hertzgeliebten ältesten Sohns / Welcher den 6. Febr. Anno 1643 zur Lissa in Großpolen sanfft und selig eingeschlaffen / und den folgenden 12. Febr. in sein Ruhekämmerlein beygesetzt worden. Dargestellt von M. Johan. Holfeldio, der Evangelischen Gemeinde Augspurgischer Confession allda ordentlichen Pastore“. Sie ist insgesamt 39 Seiten lang<sup>67)</sup>.

Danach ist Samuel „mit außgehendem Martio des 1640. Jahres“ zu seinen Eltern nach Lissa gekommen<sup>68)</sup>. Im August schickte ihn der Vater zum Theologiestudium auf die Universität Frankfurt/Oder. Dort war er bei seinen Professoren geschätzt. Außerdem heißt es: „Zur Poesi war er von Natur geneigt und geschickt / ... wie er denn auch Coronam Lauream oder den verehrten Lorbeer-Krantz mit Ruhm erlanget und getragen hat ...“<sup>69)</sup>.

Noch zwei mal kam er auf Bitten des Vaters von Frankfurt aus nach Hause. Beim zweiten Besuch wurde sein Wunsch laut, das Studium in Wittenberg fortsetzen zu dürfen. Dazu ist es aber nicht mehr gekommen, denn er wurde krank und zunehmend kränker. Er wußte, daß er von schwächlicher Konstitution war und willigte deshalb dann auch in das Wissen um einen frühen Tod ein. „... ich befinde / daß ich in der Welt wenig Glück haben werde: ich habe sie schon ziemlich kennen lernen: ich werde schwerlich viel gutes erleben. So spüre ich auch / daß ich mich mit einem siechen Leibe werde tragen müssen. Satius est semel mori, quam semper“<sup>70)</sup>.

Schließlich kam er ganz zum Liegen. Er betete viel, besonders gern die Verse, die sein Vater für ihn gedichtet hatte:

<sup>67)</sup> Hier wurde eine Ausgabe dieser Predigt verwendet, die sich unter der Nr. LP 1907 in der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet. — Den Hinweis auf sie danke ich Herrn Pfarrer i. R. Johannes Grünewald in Göttingen.

<sup>68)</sup> ebd. S. 629

<sup>69)</sup> ebd. S. 631

<sup>70)</sup> ebd. S. 633

Mein lieb und liebster Schatz ist / der am Creutz gestorben /  
Der mir durch seinen Tod das Leben hat erworben /  
Ach! daß der Liebste kom / und nehme mich zu sich<sup>71)</sup>.

Der Vater hat sie dann in seine „Poetischen Erquickstunden“ aufgenommen, die posthum 1656 herauskamen. Dort findet sich auch „Samuel Heermanns Seufzer“:

Ach, steupe hier, mein Gott und schone dorte mein,  
hier ists ein Liebestreich, dort wirds ein Zornschlag sein<sup>72)</sup>.

Auch sonst versucht der Vater den Sohn in seinem Leiden zu trösten. Die Strophen 1 und 3 „An meinen lieben Sohn Samuel in seiner großen Schwachheit“ zeigen das:

1. Ach, sei getrost, mein Sohn: Der Wagen wird bald kommen,  
der den Thesbiten hat hinauf zu Gott genommen,  
Der wird auch führen dich zur auserwählten Schar,  
wo du wirst ewig sein von Qual frei und Gefahr.

3. Ach nein, das liebe Volk (sc. der Auserwählten) wird dich  
wie sich stets lieben,  
da wird kein falscher Hund und Mund dich mehr betrüben.  
Dein Jesus wird dir selbst mit seiner Gnadenhand  
die Thränen wischen ab, den du hier recht erkannt<sup>73)</sup>.

Samuel traf mit Bewußtsein die Verfügungen für seine Beerdigung, d. h., er bestimmte den Text der Leichenpredigt, die Lieder und die Grabaufschrift. Er erklärt, daß er sich freut, nun allen irdischen Verfolgungen, Nöten, Krankheiten und Schmerzen zu entkommen und in die Freude Gottes eingehen zu können. Wenn er auch der Kirche Gottes, wie es sein Wunsch war, auf Erden nicht habe dienen können, so will er doch Gott nun dort oben dienen in seinem heiligen Tempel Tag und Nacht.

Seine Geschwister segnet er, nachdem er seine Brüder ermahnt hat, etwas Ordentliches zu studieren, allezeit ehrlich und aufrichtig zu bleiben, dem Herrn Vater zu gehorchen, und ihnen ans Herz gelegt hat: „Hütet euch für böser Gesellschaft / sonderlich für denen / derer blanditiae und Schmeichelworte mehr schaden / als anderer minae und Dräuworte: ihr verstehet mich wol / wen ich meine“<sup>74)</sup>.

Mit dem Wort des Ignatius Amor meus Crucifixus stirbt er<sup>75)</sup>. Als das geschieht, ist er 22 Jahre, 21 Wochen und drei Tage alt.

<sup>71)</sup> ebd. S. 635

<sup>72)</sup> Hier zitiert nach: Johann Heermanns „geistliche Lieder“. herausgegeben von Philipp Wackernagel Stuttgart 1856 Nr. 84 S. 240

<sup>73)</sup> ebd. Nr. 85 S. 241

<sup>74)</sup> wie Anm. 67 S. 638 f.

<sup>75)</sup> ebd. S. 600

Der Vater drückt den Schmerz über den frühen Tod des Sohnes in einem Gedicht aus, das er Herrn Samuel Specht, Gräflichem Sekretär, Städtischem Ratsverwandten und Notar zu Lissa, widmet:

Gott greift mich an, Herr Specht, wo mirs recht wehe thut,  
die Augen thränen stets, das Herze weinet Blut:  
Der mein recht Auge war, der mir mit seinen Händen  
die Augen schließen sollt, auf den muß ich jetzt wenden  
Mein Augen voller Zähnrn. Die Augen sind ihm zu,  
der Leib liegt da und schläft in sanft- und stiller Ruh.  
Das Scheiden fällt mir schwer, ach schwer fällt mir das Scheiden,  
doch weil es kommt von Gott und ist nicht zu vermeiden,  
So gebe der Geduld und Trost, von dem es kömmt,  
und helf uns selig nach zur Zeit, die er bestimmt.  
Mein Sohn kommt nicht zu mir, den Gott zu sich genommen,  
ich aber werde wol zu ihm mit Freude kommen.  
Allda wird uns kein Tod mehr trennen: diß allein,  
diß tröstet mich und läßt mein Herze ruhig sein<sup>76</sup>).

Hierher gehört aber auch der Zuspruch „An meinen seligen Sohn Samuel Heermann“, in dem er daran erinnert, daß Samuel jetzt einen anderen Lorbeer trägt als den, den er hier als Poeta Laureatus getragen hat:

Hier hat dich kurze Zeit dein Lorbeerkranz ergetzet,  
der dir für deinen Fleiß ward auf dein Haupt gesetzt:  
Die königliche Kron im Himmel, welche dir  
Gott aufgesetzt hat, die trägst du für und für<sup>77</sup>).

### 3) Das Vermächtnis des Sohnes

Nach Samuels Tod sind vier Leichenpredigten auf ihn veröffentlicht worden. Eine davon ist die eben erwähnte von Johann Holfeld. Es ist die eigentliche Leichenpredigt, das heißt die Predigt, die bei der Beerdigung<sup>78</sup>) in Lissa tatsächlich gehalten worden ist. Die drei anderen Leichenpredigten sind ein Jahr später von Johann Heermann veröffentlicht worden. Sie sind nie gehalten worden, sondern rein literarische Produkte. Der Titel dieser Sammlung lautet:

„Väterlich Liebe-Gedächtnüß seinem eltesten Sohne Samueli Heermanno / P.L. Caes. SS. Theol. Stud. welcher den 6. Februarij Anno 1643. im 23. Jahre seines Alters diese betrübte Welt mit Frewden gesegnet hat. In dreyen Predigten auffgerichtet Durch Johann Heermann Pfarrern von Köben. Königsberg, In Verlegung Martin Hallerbardes Buchhändlers Gedruckt Durch Johann Reusnern / 1644“, insgesamt 70 Seiten lang<sup>79</sup>).

<sup>76</sup>) wie Anm. 72 Nr. 86 S. 242 f.

<sup>77</sup>) ebd. Nr. 87 S. 243

<sup>78</sup>) Der Vater konnte krankheitshalber an der Trauerfeier nicht teilnehmen.

<sup>79</sup>) Im folgenden zitiert unter „Liebe-Gedächtnüß“

In beiden Veröffentlichungen ist der Wille leitend, über die Tröstung der Hinterbliebenen und über die Stärkung des Glaubens hinaus vor allem das Vermächtnis Samuels deutlich zu machen und es an die Zeitgenossen und an die Nachwelt weiterzugeben. Der Unterschied ist, daß Holfeld sich dabei stärker an Samuel selbst orientiert. Das zeigt sich vor allem daran, daß er den von ihm bestimmten Bibeltext für seine Predigt heranzieht<sup>80)</sup> und daß er Samuel selbst ausführlich charakterisiert und zitiert. Johann Heermann dagegen stellt als Vermächtnis seines Sohnes heraus, was ihm als Theologen und Vater als dessen Vermächtnis erscheint — oder besser: was er als dessen Vermächtnis angesehen und aufgenommen wissen möchte. Insofern ist die Sammlung Johann Heermanns im Grunde charakteristischer für den Vater als für den Sohn und zugleich eigentlich mehr dessen Erbauungsschrifttum zuzuordnen, das sich nur in der Form an die theologisch-literarische Gattung der Leichenpredigt anlehnt.

Wenden wir uns zunächst der Predigt Holfelds zu, dann zeigt sich, daß schon die Auswahl des Wortes Apg. 4,12 — „In keinem andern ist das Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden“ — ein Bekenntnis ist, das gerade auf dem Hintergrund von Samuels Verstrickung in der Vergangenheit Vermächtnischarakter hat. Das arbeitet Holfeld auch deutlich heraus:

Er erklärt zwar zunächst in einer längeren Einleitung, daß Samuel Heermann in vielen Stücken mit dem Samuel des Alten Testaments verglichen werden kann, indem beide von frommen Eltern abstammen, beide in Gottesfurcht erzogen wurden, beide für das Priesteramt bestimmt waren und ausgebildet wurden, beide fleißige Studenten waren, beiden sich Gott offenbart hatte, daß aber nun doch das Vergleichen hier aufhören muß, weil Samuel Heermann schon so früh habe sterben müssen. Aber sehr tröstlich sei es doch, daß er selig gestorben ist, im festen Glauben an dieses Petrus-Wort, das seit „dem ergangenen Unfall“ sein Symbol gewesen ist.<sup>81)</sup> Dieses Symbolum ist nun nach Holfeld exklusiv zu verstehen, das heißt, niemand kann die Seligkeit erlangen, der nicht an Christus glaubt, und zwar an ihn allein. Das ist gerade der Fehler im Papsttum, daß da so viele Nebenheiland verehrt werden, gegen das Zeugnis der Schrift. Auf Christus als auf den alleinigen Retter der Menschheit wiesen schon Eva, die Erzväter, Könige (vor allem David), Hiob, die Propheten, die Evangelisten und Apostel und „nachmals alle rechtgläubigen Väter nach der Apostel Zeiten“ bis zu Augustin und Bernhard, ja über die Zeugen, die im *Catalogus Testium Veritatis*<sup>82)</sup> genannt werden, hinaus alle gläubigen Herzen bis zur Gegenwart hin.

Diesem Zeugnis des Glaubens sind Teufel und Welt immer gram gewesen. Und damit wendet sich Holfeld direkt an den Verstorbenen: „Du seliger Herr Samuel Heermann würdest uns hiervon viel zusagen wissen / wenn du jetzo

<sup>80)</sup> Das geschieht allerdings auch auf ausdrückliche Bitte des Vaters. Wie Anm. 67 S. 606

<sup>81)</sup> ebd. S. 606

<sup>82)</sup> ebd. S. 613 f., gemeint ist der *Catalogus testium veritatis*, qui ante nostram aetatem reclamarunt Papae des Matthias Flacius von 1556

noch eines deinen verschlossenen Mund soltest auffthun / wie sich Satan und Welt bemühet / durch allerhand Cuniculos und Griffe dich von diesem einigen Heyland auff andere Wege abzuführen.

Aber GOtt Lob und Danck / der nicht zu gab /  
Daß ihr Strick dich kont fangen;  
Wie ein Vogel deß Stricks komt ab /  
Ist dein Seel noch entgangen.  
Strick riß entzwey / und du bliebest frey /  
Deß HERren Name stund dir bey /  
Deß Gottes Himmels und Erden<sup>83)</sup>.

Holfeld möchte dann deutlich machen, daß Christi Name uns von Gott aus reiner Gnade gegeben ist und daß damit alle Werkgerechtigkeit ausgeschlossen sein muß. Das hat Samuel Heermann fest geglaubt. Darum hat er „absonderlich diesen Spruch S. Petri wieder alle Krämerey deß vermeineten Stul-Erben Petri / deß Papsts zu Rom / und seines gantzen Anhanges / ihm pro Symbolo erköhren / sich für aller Pöpstischen Verführer Stricken und Netzen desto baß fürzusehen“<sup>84)</sup>.

Alles Handeln Gottes aber zielt zuletzt auf unsere Seligkeit. Das ist auch der Sinn der ganzen Schrift. Weil Samuel das aber hat festhalten können, darum kann den Eltern an seinem Grabe jetzt zugerufen werden: „Je so fasset doch darumb euer Seel mit desto grösserer Gedult / ihr liebe Eltern / weil dieser euer Sohn so selig und wolgefahren / zu deme / Der sein einiger Heyland / Der sein gnädiger Heyland / Der sein Heyland zur Seligkeit gewesen ist und bleibet in Ewigkeit“<sup>85)</sup>.

Johann Heermann hat in seinen Predigten unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt. In der ersten über den Bibelvers Gen. 11,28 — „Haran aber starb vor seinem Vater Tharah in seinem Vaterlande zu Ur in Chaldäa“ — thematisiert er den frühen Tod Samuels. Das Gewicht liegt dabei auf den Teilen II und III. Unter II macht er deutlich, daß es keine Macht, keine Herkunft, nichts gibt, was uns vor dem Tod bewahren kann. Unter III wird dann herausgearbeitet, daß, wie die Beispiele von Haran und Samuel, aber auch von Abel, Peleg, Nahor, Davids kleinem Sohn, Hiobs Söhnen, Jairi Töchterlein, des Jünglings zu Nain zeigen, auch sehr junge Menschen vor ihren Eltern schon sterben können. „Derowegen / o du junger Mensch / du seyst wer du wollest / o gedencke ja allezeit an das Ende / so wirst du nicht sündigen ... eyle du auch zur Frömmigkeit / eyle zur Busse / eyle zu deiner Sterbens-Bereitung“<sup>86)</sup>.

Aber auch die Eltern sollen sich trösten, wenn ihnen solches zustößt, und sich klar machen, daß ihre Kinder es jetzt besser haben als auf Erden und daß es vor ihnen auch anderen Eltern so ergangen ist. Die Predigt schließt darum mit dem Gebet: „O frommer GOtt / der du alle Eltern vor mir /

<sup>83)</sup> ebd. S. 616 — bei dem Liedvers handelt es sich um eine auf den konkreten Fall bezogene Umdichtung der Strophe EKG 192,3

<sup>84)</sup> ebd. S. 618 f.

<sup>85)</sup> ebd. S. 627

<sup>86)</sup> Liebe-Gedächtnüß S. 21

in solchem Betrübnuß getröstet hast / o tröste auch mein betrübtes Vater-Gemüthe. Verleyhe Geduld / hindere die schwere CreutzLast / hilff alles Elend glücklich überwinden / vnd bringe vns dortte für deinem Throne mit Frewden zusammen. So wollen wir dir für alle deine Wolthaten Lob-singen ewiglich ...<sup>87)</sup>.

Das Thema der zweiten Predigt heißt: „Von dem Kläglichen Angst-Geschrey aller verirrtten und verlohrenen Schaffe: aus den Worten König Davids / Psalm 119. vers. ult.“<sup>88)</sup>. Dieser Vers heißt vollständig: „Ich bin ein verirrttes und verlohrenes Schaf. Suche deinen Knecht; denn ich vergesse deiner Gebote nicht“.

Heermann sieht in dem Sündenfall Davids mit Bathseba ein Vorbild für den Sündenfall Samuels: „Er (sc. Samuel) gieng in die Irre / abgesondert von seinem Hirten Christo / vnd der Evangelischen Kirch-Herde. Er war wie ein armes Schäfflein / dem der Wolff allbereit entgegen läuft. ... Was hat er denn für ein Mittel ergriffen / vnd wir mit jhm? Fürwar eben diß / welches König David in vnserm Text ergreiffet: Misericordiam implo-rat“<sup>89)</sup>. Das ist ganz nach Gottes Willen. Denn Gott will barmherzig sein; er will nicht den Tod, sondern die Bekehrung des Sünders. So hat Samuel um Gnade geschrien und seine Eltern mit ihm und er hat sie erfahren dürfen.

Aber er hat dann auch von Herzen Reue geübt und Buße getan und ist, wie David, bei den Geboten Gottes geblieben. Für den Vater war das ein Grund zum Loben und zum Danken.

Die dritte Predigt trägt den Titel: „Krieg vnd Sieg wider den andern Todt“. Ihr liegt der Vers aus Offbg. 2,11 zugrunde: „Wer überwindet, dem soll kein Leid geschehen von dem zweiten Tode.“ Ihr Ziel ist, den durch die Macht des Teuffels in der Welt angefochtenen Christen Mut zu-zusprechen durch die Hoffnung auf die Freude in der Ewigkeit.

Voraussetzung für das Verständnis dieser Predigt ist die von Johann Heermann voll geteilte Vorstellung, daß es eine Auferstehung aller gibt — die Frommen jedoch werden auferstehen, um in die ewige Freude einzugehen, die Bösen, um in der ewigen Pein zu leiden. Ziel aller muß es sein, hier zu überwinden, um dort in die Freude zu kommen. Den Inhalt faßt Heermann in dem Gebet zusammen: „o hilff Christe JESu / daß auch wir täglich bedencken / die grosse Feindseligkeit des Teuffels vnnd der Welt: damit wir nicht sicher seyn. Gib / daß wir die Scheinheiligkeit vnserer Feinde überwinden durch Fürsichtigkeit / jhre Lästerey durch Verachtung / vnd ihre Grawsamkeit durch Geduld vnd Unschuld / damit vns auch von dem andern Tode keyn Leyd geschehe“<sup>90)</sup>.

Im Anschluß an diese Predigten sind drei Gedichte abgedruckt, zwei davon von Samuel, die theologisch und künstlerisch nicht sonderlich wert-voll sind. Es soll aber zum Abschluß hier noch ein Gedicht von Johann

<sup>87)</sup> ebd. S. 29

<sup>88)</sup> ebd. S. 29

<sup>89)</sup> ebd. S. 34

<sup>90)</sup> ebd. S. 69

Heermann zitiert werden, das sich am Beginn der ersten Predigt findet und den seelsorgerlichen Ernst unterstreicht, der hinter diesen Predigten steht:

O Mensch / o junger Mensch / gedencke stets an mich!  
Was gestern geschach / kan heute treffen dich.  
Auff morgen sinne nicht: es sind vergebne Sorgen.  
Heut / ach heut ist es Zeit. Die Schrifft weiß keinen Morgen.  
Wer sich nicht heute bald bekehren wil zu Gott /  
Liegt Morgen todt / ist er heut' als ein Rößlein rot<sup>91)</sup>.

### Folgerungen

Nachdem das Material ausgebreitet worden ist, sollen nun noch einige Folgerungen gezogen werden:

1) Im 1. Teil ist deutlich geworden, daß der Vergiftungsverdacht eine gewisse Rolle gespielt hat. Beide Heermann machen dazu Andeutungen und Caspar Abhelm sucht diese zu widerlegen. Es scheint aber, daß das Thema damit noch nicht erledigt gewesen ist. Philipp Wackernagel (1800-1877) berichtet nämlich in der Biographie, die er seiner Ausgabe der geistlichen Lieder Johann Heermanns vorangestellt hat: „Am Ende des März (sc. 1640) kehrte Samuel ins väterliche Haus zurück. Heermanns Nachkommen hatten noch im 18. Jahrhundert eine Sage unter sich, daß dem Sohne damals ein Milchbad zubereitet worden sei, um die Wirkung eines Pulvers zu zerstören, das man ihm in Breslau beigebracht habe“<sup>92)</sup>. Dazu muß nun erklärt werden, daß aus den Quellen nichts erhoben werden konnte, das diese Sage stützt. Im Gegenteil, es spricht alles dafür, daß es sich hier um eine konfessionspolemische Geschichtslegende handelt, nicht um einen wahren Sachverhalt. Wäre eine solche Entgiftungsprozedur notwendig gewesen, es wäre mit Sicherheit davon berichtet worden, schon um auf diese Weise die Bosheit der Religionsgegner bloßzustellen; ganz abgesehen davon, daß eine solche Vergiftung als unwahrscheinlich angesehen werden muß. Dagegen sprechen die Argumente, die unter 2) genannt werden müssen. Daß diese These damals überhaupt mit solchem Ernst diskutiert werden konnte, zeigt andererseits, wie vergiftet das Verhältnis der Konfessionen im Dreißigjährigen Krieg in Schlesien gewesen ist.

2) Durch die Darstellung von Caspar Abhelm wird deutlich, daß der Eigenanteil Samuels an seiner Verstrickung größer gewesen sein muß als es nach der Verführungsthese, die in den Beerdigungspredigten später deutlich in den Vordergrund tritt, scheint. Die Tiefe der Reue, die Samuel empfunden hat, wird durch die Ausführungen Abhelms verständlicher. Samuel stand tatsächlich kurz vor der Konversion, und zwar aus freien Stücken.

<sup>91)</sup> ebd. S. 1

<sup>92)</sup> wie Anm. 72) S. L

Durch Aßhelm wird andererseits aber die Frage aufgeworfen, was Samuel letztlich von diesem Schritt abgehalten hat. Wenn es wirklich so war, daß es nur der kleine Brief des Vaters vom 2. März 1640 war, der seinen Sinneswandel herbeigeführt hat, dann kann es wohl nur so gewesen sein, wie es schon bei Johann Heermann anklingt, daß er in diesem Brief die Stimme seines Vaters vernommen hat und dieser eine persönliche Anruf ihm wieder alles vor die Augen gestellt hat, was er einmal geglaubt hatte und was er seinen Vater noch glauben sah und daß er nun nicht mehr übertreten konnte.

3) Die evangelischen Beteiligten und Interpreten des Vorganges — Samuel Heermann, Johann Heermann, Johann Holfeld — sind sich über seinen exemplarischen Charakter einig. Darum bringen sie ihn an die Öffentlichkeit. Sie wollen dabei jedoch nicht nur, wie im Eingang zu dieser Untersuchung schon gesagt worden ist, warnen vor Verführung und Leichtgläubigkeit, ermahnen zu Glaubenstreue und Beständigkeit und Angefochtene trösten; sie wollen, das ist ganz deutlich geworden, auch Zeugnis ablegen für die Barmherzigkeit Gottes, der über Erwarten gnädig eingegriffen, den Irrenden gerade noch rechtzeitig zur evangelischen Wahrheit zurückgebracht und ihm seinen Abfall vergeben hat. Und sie wollen schließlich zeigen, — und darum die große Breite in der Schilderung von Samuels Lebensende —, daß und wie man auch, ja gerade als evangelischer Christ selig sterben kann.

4) Für uns endlich mag die Frage erlaubt sein, ob die Verstrickung der jungen Leute auch heute noch so ausschließlich unter den Gesichtspunkten angesehen werden muß, die damals zur Anwendung gekommen sind. Es ist ganz offensichtlich, daß es im konfessionellen Zeitalter kaum anders möglich war, als den Vorgang so zu sehen und zu bewerten, wie man es damals getan hat. Aus dem Abstand von nun bald dreieinhalb Jahrhunderten und von den Einsichten her, die wir heute im Hinblick auf die Entwicklungsprobleme junger Menschen haben, wäre aber zu fragen, ob sich das Verhalten von Samuel Heermann und Caspar Aßhelm zu einem Teil nicht auch als ein Suchen nach dem eigenen Standort, nach der persönlichen Identität begreifen läßt. Gerade um sich selbst zu finden, war für sie die Auseinandersetzung mit der eigenen Tradition, ja ihre In-Frage-Stellung wie auch das Durchspielen anderer Möglichkeiten bis zu einem gewissen Grade notwendig. Die Angaben Caspar Aßhelms weisen auch in diese Richtung. Diese Angaben sind aber damals nicht beachtet worden. Die Hervorhebung dieses Momentes aus heutiger Sicht kann freilich nur ergänzend und verstehend den Deutungen hinzugefügt werden, die damals bestimmend gewesen sind.

*Dr. Christian-Erdmann Schott*

# Der König und die Bethauskirchen

Als König Friedrich II. der Große am 16. Dezember 1740 von Crossen her die schlesische Grenze überschritt, um Schlesien in Besitz zu nehmen auf Grund alter Erbansprüche auf die Piastenherzogtümer Liegnitz-Brieg und Wohlau und die markgräfllich brandenburgischen Besitzungen in Oberschlesien, da wußte er wohl, wie er sich selbst gesagt hat, daß er den Rubicon wie einst Caesar überschritt, aber nicht, was das wirklich für ihn bedeuten würde.<sup>1)</sup> Über zehn Jahre seines Lebens, eines Lebens in Drangsal, zwischen Not und Tod, Sieg und Niederlage, im Feldquartier in Bauerngehöften, auf Feldwegen, sommers und winters, hat er so verbracht. Und was zuerst wie ein Duell zwischen den gedrillten Preußen und der ruhmreichen Armee des Prinzen Eugen aussah, das wurde ein Kampf auf Leben und Tod, um Durchhalten oder Untergang eines jungen Königreichs.<sup>2)</sup> Die reichen schlesischen Möglichkeiten waren dem König wohl bekannt und, wie die Folgezeit bewies, eine Hauptgrundlage des preußischen Staats. Auch über die innere geistige und geistliche Lage war Friedrich unterrichtet worden, aber eben nicht ausreichend und umfassend. Die Evangelischen, die in vier Fünfteln des Landes auf wenige Friedens- und Gnadenkirchen angewiesen waren, machten über 90 % der Bevölkerung dieser Gebietsteile aus, und sie mußten für diese Kirchen zudem, was die Gnadenkirchen einschließlich der Schloßkirche in Groß-Wartenberg betrifft, etwa 700000 Gulden für die sogenannten „Gnadenerweise“ vorzüglich an den Kaiser, aber auch 200000 Gulden an den schwedischen König und an die Unterhändler bezahlen, wobei z.B. der schwedische Unterhändler 20000 Gulden erhielt, während es am Kaiserhofe und zu Prag eine Mehrzahl waren. Immerhin hat der Schwede v. Strahlenheim sich äußerst tüchtig für die Protestanten eingesetzt.<sup>3)</sup> Diese Zustände belegt nüchtern noch die Konfessionskarte von 1925 in der „Silesia Sacra“.<sup>4)</sup> So schildert ein Zeitgenosse nach 1740: „die königlich preußischen Herren Offiziere, so Solches vorher kaum gewußt oder geglaubt hatten, mußten doch mit großer Verwunderung vor den Ohren ihres huldreichen Königs davon sprechen, wie wunderlich ihnen die bisherige schlesische Kircheneinrichtung an soviel hundert Orten vorkäme, da in manchen 1000 und 3000, ja mehr lutherische Einwohner, die Kirche aber in katholischen Händen zu finden, wovon am Sonntag Nie-

1) Lic. Hellmut Eberlein: Schlesische Kirchengeschichte, Goslar 1952 Bd. I der Reihe: Das Evang. Schlesien (Herausgeb. Dr. Dr. Gerhard Hulstsch) S. 102 ff (abgek.: Eberlein)

2) Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens XXIII/1899; C. Weigelt: Die evangelische Kirche in Schlesien zur Zeit der preußischen Besitzergreifung und ihre Entwicklung von 1740-1756, S. 60-141, hier S. 70 (abgek.: Weigelt)

3) Weigelt, S. 61/62; C. Grünhagen: Schlesien unter Friedrich d. Gr., Breslau 1890, Bd. I. S. 466-und C. Grünhagen: Geschichte Schlesiens, Bd. II, Breslau 1892, S. 404 (abgek. Grünhagen Bd. I bzw. Grünhagen, Geschichte)

4) G. Hulstsch: Silesia Sacra, Historisch-statistisches Handbuch über das evangelische Schlesien, Düsseldorf 1953, S. 252, (Das evangelische Schlesien Bd. II) (abgek. Silesia Sacra)

mand anders zum Gottesdienst kommen konnte, wenn gleich mit allen Glocken geläutet wurde, auch nicht in Friedenszeiten, seit 90 Jahren ihrer Wegnehmung, als der katholische Pfarrer und sein Schulmeister: kaum daß unter 1000 Einwohnern eines Ortes sich noch 10 oder 20 Katholiken befänden: diese Geistlichen müßten reichlich von dem evangelischen Volke erhalten werden und wären ihnen mit ihrem Amte garnichts am Ort nütze.“<sup>5)</sup> Denn nicht nur Kirche, Pfarrhaus und Schulhaus befanden sich in katholischer Hand sondern ebenso die Pfarräcker (dies alles bis 1945), und für alle Amtshandlungen, auch wenn sie von einem evangelischen Pastor vorgenommen worden waren, mußte noch einmal an den katholischen Pfarrer, den Parochus, bezahlt werden. In vielen Kirchen Niederschlesiens predigte der katholische Pfarrer nur einige Male im Jahre. Im wesentlichen hatte er es mit der Einnahme von Pächten und Stohlgebühren zu tun. Aber auch die Zustände in den Städten glichen denen in einem Kolonialreich. So bestanden die Magistrate, also Beherrscher und Verwalter der Städte, nur aus katholischen Mitgliedern vom Bürgermeister abwärts. Hier nun waren aber Gründe, besonders in den Kriegzeiten notwendig und zwingend, so daß bereits unter dem 28. Juni 1741 das Feldkommissariat in Breslau verfügte: „Zur Consolation der Landeseinwohner und damit alle Zwietracht und Schein der Partheilichkeit in Städten vermieden werde, sollen in den Rathscollégiis, welche bisher bloß aus römisch-katholischen Subjektis bestanden, auch zwei der Augsburgischen Confession beigethane Mitglieder als Supernumerarii mit Sitz und Stimme und dem Recht der Nachfolge beizusetzen seien“.<sup>6)</sup> Die evangelischen Einwohnerschaften in den Städten wurden aufgefordert, „einige Subjekte, welche sie dazu am tüchtigsten, friedfertigsten (sic!) und zum Besten der Stadt gesinnet sein meineten“, binnen 14 Tagen dem Feldkommissariat schriftlich zu bezeichnen und die königliche Entschließung abzuwarten.<sup>7)</sup> In den meisten nieder- und mittelschlesischen Städten wurde dieser Anordnung gern und willig Folge geleistet wie in Goldberg, Haynau, Hirschberg. Aber die Landeshuter und Schmiedeberger fürchteten sich und baten in Rücksicht auf die nahe Grenze, und „weil die Königin von Ungarn dadurch aufgebracht werden möchte, diese hohe Gnade aufschieben zu dürfen, da itzo kein evangelischer Bürger diese noch gar gefährliche Ehrenstellen annehmen wolle.“<sup>8)</sup>

Diese Maßnahme muß auch noch im Zusammenhang mit den Huldigungen an den neuen Landesherren, den König Friedrich, gesehen werden. Manche katholischen Magistrate in völlig evangelischen Städten kamen sich, gerade weil der preußische König sich so duldsam und entgegenkommend zeigte, so sicher vor, daß sie den Huldigungseid wie in Liegnitz mit Erklärung vom 14. August 1741 verweigerten, obwohl der König aus

<sup>5)</sup> Grünhagen Bd. I, S. 467

<sup>6)</sup> C. Weigelt, S. 79/80; s. auch Lehmann: Preußen und die katholische Kirche Bd. II Nr. 41.-Korn: Ediktensammlung Bd. I S. 86.

<sup>7)</sup> Johann Adam Hensel: Protestantische Kirchengeschichte der Gemeinen in Schlesien. Leipzig u. Liegnitz 1768, S. 711/712 (abgek.: Hensel)

<sup>8)</sup> Hensel S. 712

dem Feldlager von Strehlen den Hauptmann v. Gottberg zur Entgegennahme der Huldigung nach Liegnitz gesandt hatte, und überdies von Gottberg mitgeteilt hatte, „man solle den Magistrat zu Leistung des Eides persuadieren (überreden)“. Aber der Magistrat weigerte sich weiterhin<sup>9)</sup> wie auch der von Schweidnitz. Das führte zu einer der wenigen prompten Gegenmaßnahmen des Königs, nämlich zu dem Kabinettsbefehl aus dem Lager in Friedland vom 11. Oktober 1741 geltend für die Magistrate „als eine Norme und principium regulativum“, daß in den niederschlesischen Städten „hinfüro die ersten regierenden Bürgermeisterstellen, desgleichen die Syndici und Kämmerer nicht anders als mit Subjektis, welche der evangelischen Religion zugetan sind, besetzt werden. Die katholischen hergegen sich mit dem zweiten Consulat und mit den Rathsherren Bedienungen begnügen müssen.“<sup>10)</sup> Diese gar nicht konfessionelle sondern rein politische Maßnahme sollte sich natürlicherweise sehr zugunsten der Evangelischen auswirken. Die Städte besaßen ja weiterhin das Recht des Patronates über ihre Stadtkirchen, aber auch für die Kirchen in den städtischen Dörfern. So förderten sie ebenso wie die evangelischen Gutsherren nun das Wiederaufleben evangelischer Kirchengemeinden wie auch deren Kirchbauten. Bei der Verzögerung der Huldigung für König Friedrich spielt aber neben der Unverschämtheit katholischer Magistrate und der Feigheit der Protestanten noch ein anderes Element eine wichtige Rolle. Als Kaiser Karl VI. 1740 gestorben war, wurde unter den kaiserlichen Beamten in Wien aber auch in Schlesien offen davon gesprochen, daß in dem einzigen österreichischen Erbland, wo sich die Lutheraner noch auf vorgebliche Rechte aus Friedensschlüssen und Verträgen gründeten und stützten, die Habsburg nie anerkannt sondern als bloße Gnadenweise, also jederzeit rücknehmbar, angesehen habe, nun endgültig die Rückkehr zur katholischen Kirche mit Heeresgewalt erzwungen werden müsse.<sup>11)</sup> Im Herzogtum Liegnitz waren kurz vor Weihnachten 1740 die Harlach'schen Grenadiere angekommen, um, wie es hieß, „auf den dritten Advent eine Reformation zu machen“.<sup>12)</sup> Es war der gleiche Monat, in dem Friedrich die Grenze überschritt und damit unter den schlesischen Evangelischen weitgehendste Hoffnungen auf endlich freie Entfaltung ihres Religionswesens erweckte. Weder Hoffnung noch Befürchtung erfüllten sich in dem Maße, wie sie umgingen. So schrieb der Prior der Kreuzherren von St. Matthias in Breslau an den römischen Nuntius am 6. April 1741 nach Wien: „Wir sind ins Jammerthal versetzt, bedrängt, verachtet und verfolgt; unsere schlesischen Gefilde sind in ein Thränenthal verwandelt; jeder sinnt auf Flucht.“<sup>13)</sup> Daß in dem 100 Jahre lang gepeinigten evangelischen Volk Rachegeleüste wach wurden, wem kann man es verdenken. Aber auch dem verschloß sich der König. Seiner eben

9) Kraffert: Chronik von Liegnitz, 1872, S. 187

10) Lehmann s. Anm. 6, Bd. II/I. Nr. 48

11) Hensel, S. 694/695

12) Tagebuch des Feldpredigers Segebart, Breslau 1849, S. 22; Weigelt, S. 68

13) Weigelt, S. 68/69; Theiner: Zustände der katholischen Kirche in Schlesien. Regensburg 1852, S. 7

im tiefsten aus Religion kommenden Toleranz blieb er sich immer treu. Als nach der Schlacht von Hohenfriedeberg an die 2000 Bauern aus der Gegend um Landeshut den König baten, alles, was katholisch sei, totschlagen zu dürfen, untersagte ihnen das der König unter Hinweis auf die Bergpredigt.<sup>14)</sup> Es blieb bei dem, was er in Artikel 6 des Breslauer Friedens von 1742 zugesagt hatte. „Die katholische Religion werden des Königs von Preußen Majestät in Schlesien in status quo, auch die sämtlichen dasigen Landeseinwohner bei dem ruhigen Besitz des Ihrigen und bei ihren erworbenen Rechten und Freiheiten unbeeinträchtigt lassen, der völligen Gewissensfreiheit der protestantischen Eingesessenen und den Ihro Majestät als Souverän des Landes zustehenden höchsten Gerechtsamen unbeschadet und ohne Nachteil; indessen sind des Königs von Preußen Majestät auch nicht gemeint, sich solcher Gerechtsame zu bedienen, um in Ansehung des status quo der römisch-katholischen Religion in Schlesien eine Abänderung zu treffen.“<sup>15)</sup> Diese beinahe allzu große Rücksichtnahme entsprach natürlich nicht nur der Toleranz Friedrichs, obwohl sie oberste Regierungsmaxime war.<sup>16)</sup> Sie war auch aus vielen anderen Gründen geboten. Schlesien war ein konfessionell gemischtes Land mit zahlreichen besonders oberschlesischen rekatholisierten Gemeinden, ebensolchen Klosterdörfern, reichen Klöstern mit riesigen Besitzungen. Dazu kam, daß der Wiener Hof alle Desinformation aufgeboten hatte, um den Krieg zu einem Religionskrieg zu stempeln, darin von fanatisch katholischen Kreisen im In- und Ausland ebenso unterstützt wie durch ein päpstliches Breve vom 11. Februar 1741, das die katholischen Fürsten in Deutschland zum Einschreiten gegen Friedrich aufrief.<sup>17)</sup> Gegen diese politischen Aktionen hat sich der König erfolgreich gewehrt durch Flugschriften, die er schreiben und in Polen, Böhmen und Ungarn verbreiten ließ, ebenso wie sein Gesandter von Pollmann auf dem Reichstag in Regensburg mit königlichem Rescript vom 21. Januar 1741 die katholischen Reichsfürsten darauf hinwies, daß in Preußen der Westfälische Friedensvertrag genauestens eingehalten werde wie alle darüber hinausgehenden Traktate. Dies war im übrigen im Reiche genügend bekannt.<sup>18)</sup> Immer wieder mußte Friedrich aber nach außen gerichtet seine schlesische Toleranz betonen. So beruft er sich in seinem Patent aus Berlin vom 19. Dezember 1744 auf seine Unparteilichkeit gegen die österreichische Parteilichkeit, welche „die der evangelischen Kirche Zugethanen dem klaren Buchstaben des westphälischen Friedens und der Altranstädtschen Convention schnurstracks zuwider verfolgt und mit unendlichen Chicanen beschweret, ja öfters auf eine unchristliche und barbarische Weise mißhandelt haben.“ Er kann dagegen vor aller Welt erklären: „dahingegen wir uns ohnbedenklich auf eure Wissenschaft berufen mögen, ob wir

<sup>14)</sup> Weigelt, S. 69

<sup>15)</sup> Eberlein, S. 103

<sup>16)</sup> Friedrich II., Oeuvres, tom IX, pag 4

<sup>17)</sup> Acta hist. eccles. P.A.X., 27a; Weigelt, S. 71/72

<sup>18)</sup> Helden: Staats- und Lebensgeschichte Friedrich II., S. 688; Weigelt, S. 72

nicht, seitdem Schlesien unter unserer Botmäßigkeit gestanden, beiderlei Religions-Verwandten, ohne auf den Unterschied ihrer Meinungen einige Attention zu nehmen, überall gleichmäßigen Schutz und Schirm, auch in Austheilung der Ehrenstellen und anderer Wohlthaten unparteiischen Faveur widerfahren, uns eifrigst angelegen sein lassen.“<sup>19)</sup> Gerade weil sich der König streng an diesen Artikel hielt, wirkte er sich schwer zum Nachteil der Evangelischen aus. Ihre Begeisterung wich zunächst großer Ernüchterung. Erst allmählich wuchs Verständnis für die Maßnahmen des Königs. So übernahm Friedrich die mittelalterliche Anschauung der Parochialeinteilung und den Grundsatz, daß es an einem Ort (mit Ausnahme Breslaus) nur einen Parochus als Pfarrer geben könne. So war es nun in vier Fünfteln von Schlesien der Fall, daß dort nur katholische Pfarrer als Parochi residierten. Die umgekehrte Ausnahme bildeten die evangelischen Fürstentümer Liegnitz-Brieg-Wohlau und Oels-Münsterberg, wo später mit geldlicher Hilfe des schlesischen Bischofs Wien die sogenannten Kuratien aufbaute. In den oben genannten vier Fünfteln Schlesiens erhielten die katholischen Parochi, die Pfarrer, den Ertrag der Widmut (Pfarräcker und Wiesen und Wald), die Stolgebühren für alle Amtshandlungen wie Taufen, Trauungen und Beerdigungen und eine Reihe von Naturalverpflichtungen von Seiten der evangelischen Einwohner in der Parochie. Nun also rückte das preußische Heer ein und das mit seinen Feldpredigern, die überall ihre Gottesdienste wie einst unter Karl XII. die Schweden abhielten.<sup>20)</sup> Das evangelische Volk strömte in Massen zu den solange entbehrten evangelischen Gottesdiensten, die man sonst nur haben konnte, wenn man weite Wege, manchmal über Tage, zu den wenigen Friedens- und Gnadenkirchen und den Grenz- und Zufluchtskirchen in den alten altschlesischen Herzogtümern oder über den Grenzen in der sächsischen Lausitz, im Brandenburgischen oder Polnischen machte. Kleinkindern, Alten, Gebrechlichen und Kranken war auch dies verwehrt. Die ersten Tage in Schlesien hatten dem König diese Notstände offen gelegt. Er wollte ihnen begegnen aus Staatsräson, aus Politik und aus Überzeugung. So ließ er etwa einen Monat nach seinem Einmarsch durch Propst Reinbeck 12 Predigtsamtkandidaten in Berlin ordinieren und schickte diese, sämtlich Brandenburger, nach Rauschwitz bei Glogau in das Hauptquartier des Erbprinzen Leopold von Anhalt, der damals Glogau belagerte, zur „Verwendung für Gemeinden, die ihrer bedürften.“<sup>21)</sup> Natürlich fanden sich solche Gemeinden sofort. Es waren ihrer so viele, daß der Feldprediger Abel im Soldatenlager zu Rauschwitz weitere 19, diesmal meist Schlesier, zu Predigern ordinierte.<sup>22)</sup> Bei zunehmender Nachfrage nach evangelischen Predigern wurde das sogenannte Feldkonsistorium unter Feldprediger Abel durch die Pastoren Kunowsky und Pitschky, zwei der ersten 12 Prediger (in Schlesien auch: „die 12

<sup>19)</sup> Korn, Ediktensammlung 1744, S. 121 und Weigelt, S. 65

<sup>20)</sup> Eberlein, S. 102/103

<sup>21)</sup> Grünhagen I, S. 467

<sup>22)</sup> Eberlein, S. 103

Apostel“ genannt) verstärkt und diese ordinierten nun nach bestandener Prüfung die Kandidaten in einer großen Scheune in Rauschwitz.<sup>23)</sup> Noch während des 1. Schlesischen Krieges wurde an 170 Gemeinden die Konzession zur Neubildung einer evangelischen Kirchengemeinde gegeben, und bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges waren es bereits 212.<sup>24)</sup> Das bedeutet also über 200 neue evangelische Pfarrer. Die brauchten aber ein Auskommen, eine einigermaßen erträgliche Besoldung, einen Kirchenraum, ein Pfarrhaus und ein Schulhaus für den Lehrer. Von den ersten 12 Aposteln sind nur die Hälfte an dem Ort geblieben, für den sie ordiniert worden waren. Vielleicht sind sie in Pfarreien gezogen, wo sie ein besseres Auskommen gefunden haben. So stoppte der König im Februar 1741 die Ordinationsflut. Die Kandidaten erhielten über Feldprediger Abel unter dem 24. März 1741 die Antwort, sie würden sich gedulden müssen, bis „die itzigen Troublen einigermaßen in Ordnung sind.“<sup>25)</sup> Die Lage für die neuen Pastoren und für die Kirchengemeinden und ihre Kirchbauhoffnungen war schlimm. Die Prediger fanden in ihren neuen Gemeinden keine Kirche vor; die vorhandenen blieben ja katholisch. Feldprediger Abel bemühte sich vergebens um eine finanzielle Aufbesserung für die neuen Pastoren. Diese kamen sich weithin zweitrangig und deklassiert vor. Das galt aber nicht nur für die Pastoren, denen der Titel Pfarrer untersagt war, da dieser nur dem katholischen Parochus zustand. Dafür setzte sich ganz allmählich im evangelischen Schlesien der ja viel schönere Titel Pastor (Hirte) durch. Auf katholischer Seite erging es ähnlich den nach Altranstädt 1708 in den piastischen Herzogtümern Brieg-Liegnitz-Wohrlau auf kaiserlichen Befehl eingerichteten Kuratien, die also nur den Titel Kurat und nicht Pfarrer erhielten. Für die Zeit des Barock waren eben Titel äußerst wichtige menschliche Attribute. So fühlte sich die ganze schlesische evangelische Kirche und alle ihre Glieder zurückgesetzt und beleidigt. Der König hätte die volle Gleichberechtigung schon 1742 durchsetzen und gewähren können, wie er es 1758 ja tatsächlich tat. Bis dahin mußten die Evangelischen für ihre Taufen, Trauungen und Beerdigungen dem katholischen Parochus die Stolgebühren entrichten, um die Amtshandlungslizenz zu erhalten. Bei erfolgter Bezahlung durfte die Amtshandlung durch den evangelischen Geistlichen nicht verweigert werden. Eine Ausnahme gab es nur für die neuen Pastoren selbst, die mit ihren Familien von der Stolgebührenpflicht an den katholischen Parochus befreit waren. Aber ihre Gemeindeglieder mußten zu den Stolgebühren auch noch ihren anteilmäßigen Beitrag zu den Bau- und Reparaturkosten an den katholisch gebliebenen Kirchen und Pfarr- und Schulhäusern leisten, während die katholischen Einwohner zu den Bau- und Reparaturkosten an den evangelischen Bethäusern, Pfarr- und Schulhäusern nicht herangezogen werden durften.<sup>26)</sup> Und nur selten war auch ein evangeli-

<sup>23)</sup> Grünhagen I, S. 469

<sup>24)</sup> Eberlein, S. 105

<sup>25)</sup> Grünhagen I, S. 471

<sup>26)</sup> Grünhagen I, S. 446/447

scher Prediger in der Lage, aus eigenen Mitteln oder väterlichem Vermögen sich in seiner neuen Gemeinde Bethaus, Pfarre und Schulhaus zu erbauen, wie es der Prediger T.A. König, der aus Grünberg stammte, in Jakobskirch Krs. Glogau tat.<sup>27)</sup> Die Prediger fanden natürlich auch keine Bethäuser vor. Viele Gemeinden zögerten mit dem Bau, auch wenn sie für das Bethaus, Predigerhaus und Schule die Konzession erhalten hatten. Sie warteten ab, ob das preußische Kriegsglück auch Bestand habe. So wurden die Gottesdienste unter freiem Himmel abgehalten und in der kalten Jahreszeit in den Städten in Rat- und Zeughäusern, wobei es oft sehr eng zuzug, auf den Dörfern bei evangelischen Patronen- und Gutsbesitzern in einem Raume im Schloß oder einer Reitbahn, nicht selten aber auch unter katholischen Patronen in bäuerlichen Scheunen.<sup>28)</sup> Das minderte allmählich die Freudigkeit der evangelischen Einwohner ebenso wie die doppelte Gebührenabgabe an den katholischen Pfarrer und den evangelischen Prediger. Der Prediger wollte eben auch leben. Er galt als zweitrangig und kam ja auch erst nach der Bezahlung an den katholischen Parochus an die Reihe und oft an unwillige Zahler. Und Umgänge, Klingelbeutel und Opfer brachten für Prediger, Lehrer und Küster und Totengräber bei den dauernden Kriegsläufen und der Armut gerade der Bethausgemeinden nur wenig Geld für so viele ein. Nach einem Rundschreiben des Feldpredigers Abel vom 6. Mai an die Bethausgemeinden sollten diese, um wenigstens den kümmerlichen Unterhalt sicher zu stellen, als Minimalgehalt an die Prediger in den Städten monatlich 15 Thaler und in den Dörfern 10 Thaler zahlen. Dieses Gehalt sollte als Umlage und mit dem Klingelbeutel aufgebracht werden. Abel aber mußte auf königlichen Befehl dieses Schreiben zurückziehen. Diese Regelung wurde aufgehoben, da dies der königlich-kirchlichen Verwaltung ebenso wie die Errichtung eines evangelischen Kirch- und Schulsystems als ein königliches Regal dieser Behörde und der königlichen Anweisung vorbehalten blieb.<sup>29)</sup>

Diese königlich-kirchliche Zentralverwaltung war im Entstehen begriffen. Bis dahin gab es nur neben dem Breslauer Stadtkonsistorium die nach der Altranstädter Konvention wieder eingerichteten Fürstentumskonsistorien in Brieg, Liegnitz, Wohlau und in Oels. Diese bestanden aus einem kaiserlichen Rat als Präses, der katholisch sein mußte, einem evangelischen Landesältesten, dem Fürstentums-Superintendenten, zwei Pfarrern und einem Sekretarius, die alle vom Kaiser ernannt wurden. Diese Behörden hatten die Kirchenzucht, die Bewerbung und Berufung von Geistlichen wahrzunehmen. Die Berufung mußte aber in jedem Falle gemäß kaiserlichem Dekret vom 25. Oktober 1726 in Wien nachgesucht werden. Die Gebühr nach dort war nicht billig. Sie betrug zunächst 100 Gulden für einen Stadtgeistlichen und 50 Gulden für einen Dorfgeistlichen, stieg

<sup>27)</sup> Grünhagen I, S. 471/471

<sup>28)</sup> Grünhagen I, S. 471

<sup>29)</sup> Grünhagen I, S. 472/473

aber allmählich auf 400 bzw. 200 Gulden. Die Zusammensetzung und Auswahl der Konsistorialräte sorgte dafür, daß sie evangelischen Zielen zuwider handelten und das Interesse der evangelischen Kirche nicht wahrten. So verfügte das Evangelische Konsistorium in Liegnitz am 16. September 1709, daß ein *lutherischer* Geistlicher keine Amtshandlung an einem lutherischen Gemeindeglied vollziehen dürfe, ehe nicht an den katholischen Parochus die Stolgebühren bezahlt und der Erlaubniszettel (das Dimissoriale) dem lutherischen Geistlichen vorgelegen habe. Jede erste Übertretung wurde mit achttägigem Gefängnis und dem vierfachen Betrage der Stoltaxe bestraft. Der Wiederholungsfall wurde mit Absetzung geahndet. Im Juli 1719 wurden weitere lutherische Lieder aus dem Gesangbuch über das Verbot von 1654 hinaus zu singen verboten. Aber eines der schlimmsten Dinge war es, den evangelischen Geistlichen zu verbieten, Krankenbesuche bei evangelischen Gemeindegliedern zu machen, wenn diese nicht vorher beim katholischen angemeldet worden waren. Zum Tode Verurteilte durften, auch wenn sie evangelisch waren, nicht vom evangelischen, sondern nur vom katholischen Geistlichen auf dem letzten Gang begleitet werden. Und diese Verbote ergingen durch ein evangelisches Konsistorium. So wurde die Altranstädter Konvention außer Kraft gesetzt und die evangelische Restkirche in Schlesien auf Predigt und Sakramentsverwaltung beschränkt.<sup>30)</sup> Um so mehr gaben sich diese Konsistorien dazu her, als Spürhunde gegen den Pietismus zu fungieren. Am 30. Januar 1732 hatte der Pastor Lindeck aus Heidersdorf Krs. Nimptsch angefragt, ob er des Schulmeisters Jonas aus Parchwitz Tochter trauen dürfte, da besagter Jonas des Pietismus verdächtig sei, weil er das Tanzen bei der Hochzeit im Kretscham nicht erlaube, da das Tanzen mit Musikbegleitung Sünde sei. Die Trauerlaubnis wurde erteilt, aber dem Pastor bedeutet, etwaige irrige Lehrmeinungen des Jonas habe er sofort anzuzeigen.<sup>31)</sup> Der Magister Johann Sommer, Pfarrer seit 2. November 1711 in Dirsdorf (Bad-D.) Krs. Nimptsch wurde am 11. Juli 1728 vor das briegische Konsistorium wegen Pietismusverdachts zitiert, vom 8. Oktober bis 23. Oktober 1728 verhört und dann 2 Jahre in Brieg in Gefängnishaft gehalten und schließlich am 22. März 1730 des Landes verwiesen. Am 10. Juni 1730 hat er einen feierlichen Eid ablegen müssen, nie mehr kaiserliche Erblände zu betreten.<sup>32)</sup> Sommer gehörte zu den Erweckten. Einer seiner Glaubensfreunde ist sogar an den kaiserlichen Hof nach Wien gereist und bei Kaiser Karl VI. vorstellig geworden, ohne Erfolg zu haben. Die katholische Regierung in Wien wußte nur zu gut, daß in diesen pietistischen Erbauungsstunden der evangelische Glaube allein die Kraft des Überdauerns bekam und daher bekämpft werden mußte. Mag. Sommer wurde dann Pastor in Schortewitz Bezirk Köthen im Bereich der anhaltischen Kirche und verstarb dort 1756. Dagegen wirkt die

<sup>30)</sup> Weigelt, S. 82/83; Hensel, S. 651 und 657

<sup>31)</sup> Weigelt, S. 84

<sup>32)</sup> W. Sachs: Magister Joh. Heinrich Sommers Vertreibung und Heimkehr, in : JSKG 1961, S. 55 ff.

friderizianische Toleranz manchmal direkt komisch in ihrer spitzfindigen Genauigkeit. So muß unter dem 26. März 1741 ein Leutnant von Bock aus Wohlau dem preußischen Feldkriegskommissariat in Breslau melden, daß der katholische Präses des evangelischen Konsistoriums Wohlau befohlen habe, daß von allen evangelischen Kanzeln im Fürstentum Wohlau für die glückliche Entbindung der „Königin von Böhmen und die künftige Erhaltung des Prinzen sowie allsonntäglich für das Haus Oesterreich gebetet werde.“<sup>33)</sup> Der königliche Bescheid an das Konsistorium in Wohlau vom 27. März 1741 lautet natürlich, daß „Sr. Majestät es höchst ungnädig nehmen und an dieselben scharf ressentieren würden, wenn mit dem Kirchengebet nicht innegehalten und die Königin von Ungarn gar übergangen würde.“<sup>34)</sup> Damit war aber auch der Abgesang dieser famosen Konsistorien eingeleitet. Den beiden Oberamtsregierungen in Breslau und Glogau werden mit Verordnung vom 8. Dezember 1741 zwei Oberkonsistorien angegliedert.<sup>34)</sup>

Praktisch waren die Oberamtsregierungen die Oberkonsistorien. Zu jeder Konsistorialsitzung wurden ein katholischer Prälat und zwei evangelische Geistliche mit beratender Stimme hinzugezogen. Letzte Entscheidung behielt sich der König wegen der schwierigen und hoch brisanten Materie selber vor. Durch Patent vom 15. Januar 1742 wurde der Ressortumfang der Konsistorien folgendermaßen festgelegt: „alle geistlichen Sachen, so unsere evangelischen Unterthanen angehen, aber nur diejenigen, welche den geistlichen Staat betreffen und zum Aufnehmen der Religion gereichen, als Aufsicht über die Prediger, Kirchen und Schulen, Examinierung der Prediger, deren Confirmation und Introdution, item Ehesachen und dgl.“<sup>35)</sup> Nur die rein katholischen Ehesachen verblieben dem bischöflichen Amt. Schwierige Fälle in konfessionell gemischten Ehen behielt sich der König selber vor. Der Geschäftsumfang des Breslauer Konsistoriums wuchs aber derart, daß der König nach Einforderung eines Gutachtens am 23. Februar 1744 bei der Oberamtsregierung in Oppeln noch ein Konsistorium einrichtete, dieses aber 1756 mit der Regierungsstelle nach Brieg verlegte. Eine Sitzung z.B. am 16. Juli 1742 in Breslau und am 24. März 1744 in Oppeln legte die Benutzung der Glocken fest und zwar so, daß die katholischen und evangelischen Gottesdienste zur gleichen Zeit beginnen und somit das Geläut beiden Kirchen diene. An Orten, wo es katholische Kirchen und Glocken aber keine katholischen Gottesdienste gäbe, sollte das Geläut von den Evangelischen unentgeltlich benutzt werden, wo aber das Geläut nachweislich der katholischen Gemeinde gehörte, bekam diese eine von der Regierung festgesetzte Entschädigung. Das Geläut durfte aber nicht verweigert werden. Allerdings brauchen die „katholischen“ Glocken am Karfreitag nicht geläutet zu werden, da dies kein katholischer Feiertag sei.<sup>36)</sup> In Ehesachen oder bei

<sup>33)</sup> Weigelt, S. 84/85

<sup>34)</sup> Weigelt, S. 85

<sup>35)</sup> Weigelt, S. 85

<sup>36)</sup> Weigelt, S. 86

Übertritten wurde besonders deutlich, wie nur allmählich die evangelische Freiheit sich durchsetzte. Einem Gutsbesitzer, der anfragte, ob er zur evangelischen Kirche übertreten dürfe, wurde vom Konsistorium mitgeteilt: dies sei ganz allein seine Sache und die seiner inneren Überzeugung. Ähnlich wurde auch eine evangelische Mutter beschieden, die ihre Tochter evangelisch erziehen wollte, obwohl ihr Mann auf dem Sterbebett durch Zuspruch wohl katholische Erziehung zugesagt hatte. Ein anderer Erlaß für ganz Schlesien vom 20. September 1742 regelte die Beerdigung evangelischer Leichen auf katholischen Friedhöfen, wie das ja praktisch zunächst bei allen evangelischen Bethausgemeinden der Fall war, so, daß sie nicht verhindert werden sondern mit Begleitung des Geistlichen, Absingung evangelischer Lieder und Geläut der Glocken durchgeführt werden können, allerdings, daß die Evangelischen dem *paroco catholico* die gebührende *taxa stolae* zu bezahlen, dieser aber die Taxe in geziemenden Schranken zu halten habe.<sup>37)</sup> Wichtig für die so entstehende gesamt-schlesische evangelische Kirche war das königliche Patent vom 15. Januar 1742, das allen evangelischen Besitzern auf ihren Gütern und Dörfern die Erlaubnis erteilte, Schulen zu errichten, und zugleich verfügte, daß „auch diejenige katholische Obrigkeit, welche evangelische Untertanen haben, schuldig seien, denselben einen evangelischen Schulmeister, jedoch auf der Gemeinde Kosten zu verstatten und ihm eine Wohnung zu assignieren“.<sup>38)</sup> Das Gehalt dieser Lehrer war allerdings so kümmerlich, daß sie ihren Hauptverdienst in einem Handwerk suchen mußten. Erst langsam änderte sich das, wie dies auch bei den Predigern der Fall war. Deren geldliche Lage war so schlimm, daß das Oberkonsistorium es ihnen unter dem 1. Februar 1742 untersagte, sich vor Ablauf von 2 Jahren zu verheiraten, weil ihr Unterhalt zu gering war, um eine Familie zu ernähren.<sup>39)</sup> Der Staat konnte ihnen wenig helfen. Er tat es wenigstens damit, daß er die Prediger von Einquartierung freistellte. Nicht ganz ohne Neid haben damals die evangelischen Prediger auf ihre wohlversorgten katholischen *confratres* geschaut und sie auch manchmal öffentlich, wie es auch umgekehrt geschah, geschmäht. Der Kardinal von Sinzendorf wie die evangelischen Inspektoren wie z.B. Prediger Schüßler in Neustadt O/S mußten auf königlichen Befehl dies verbieten mit dem Hinweis auf mögliche Absetzung. Durch einen Erlaß vom 13. Januar 1742 hatte Friedrich der Kriegs- und Domänenkammer in Glogau befohlen, „bei jeder Permission zur Ausübung des evangelischen Gottesdienstes ein vor alle Male zu einem festen und unveränderlichen *Principio regulativo* anzunehmen, daß dadurch die Römisch-Katholischen in ihren hergebrachten Gerechtsamen in keiner Weise gekränkt und so wenig aus dem Besitz der Kirchen, so sie bisher inne gehabt, entsetzt, als auch ihren *Parochis* und übrigen Geistlichen der Genuß der *jurium stolae* und anderer *Emolumenten*, welche ihnen

<sup>37)</sup> Weigelt, S. 87; Korn, *Edikte* Bd. II, S. 192

<sup>38)</sup> Weigelt, S. 87, *Gesammelte Nachrichten*, Bd. II. S. 646

<sup>39)</sup> Weigelt, S. 87 u. *Acta histor. ecclesiast.* VI, S. 387

rechtmäßig zukommen, entzogen, sondern ihnen solches alles nach wie vor ohne Abzug und Verkürzung richtig und unweigerlich erlegt und abgefolget, die evangelischen Obrigkeiten und Gemeinden hingegen, welche ein öffentliches Exerctium ihrer Religion verlangen, dahin angewiesen werden, daß sie sowohl vor den Ort des Gottesdienstes, als auch vor den Unterhalt ihrer Geistlichen selbst Sorge tragen müssen. Worüber sie sich dann zu beklagen um so weniger Ursache haben, als sie ehemals unter der Botmäßigkeit des Hauses Oesterreich sich hierzu oft und vielfältig und noch dazu mit Darbietung großer Geldsummen freiwillig offeriert und solches dennoch nicht erhalten können.“<sup>40)</sup> Der König hat sich in der schlesischen Kirchengeschichte umgesehen, aber er übersieht, daß nur ein knappes Dutzend Städte Friedens- und Gnadenkirchen erhalten haben, solche Städte, die große Geldmittel erbringen konnten und noch viele Jahrzehnte an der Abtragung dieser Schulden zu knabbern hatten und auch aus politischen Gründen wegen ihrer Grenznähe ausgesucht wurden, damit das Geld im Lande gehalten werden konnte bei den üblichen Kirchfahrten der Protestanten. Aber Friedrich ließ auch Ungerechtigkeiten aus österreichischer Zeit wie das Vorgehen der Jesuiten in Deutsch-Wartenberg Krs. Grünberg untersuchen. Im dahingehenden Gerichtsverfahren, das die Verletzung des Westfälischen Friedensvertrages offenkundig machte, wurden die Jesuiten zu Schadensersatz verurteilt. Umgekehrt wies der König den Herrn von Wolfsburg auf Reichenau darauf hin, „daß dieser zwar das ius patronatus aber nicht das ius reformandi habe. Letzteres sah Friedrich als königliches Regal an und hielt daran eisern fest. Der katholische Ortspfarrer in Reichenau stand im Sommer 1741 im Verdacht verräterischer Verbindungen mit den Österreichern und war schließlich geflohen. Der Patron v. Wolfsburg wollte nun die Pfarrstelle mit einem evangelischen Geistlichen besetzen. Das lehnte der König mit dem obigen Hinweis ab.“<sup>41)</sup> Die Stolgebührenordnung von 1750 ging praktisch wesentlich auf die von 1708 von Altranstädt zurück. Der König hatte von evangelischer Seite durch Kircheninspektor Burg und von katholischer Seite durch den Kardinal von Sinzendorf ein Gutachten über die geplante Reform der Stolgebührenordnung angefordert. Er lehnte den Reformplan des Kardinals wegen zu weitgehender Forderungen ab, und so blieb es schließlich vor allem zum Leidwesen der evangelischen Kirchenbeamten bei der alten Übung, die bis 1870 in Geltung blieb, wobei zu bedenken ist, daß der Geldwert im Laufe von 150 Jahren sich minderte. So war die Lage der Bethausgeistlichen kümmerlich. Ja, Anfang des 19. Jahrhunderts lebten im Kreise Sagan von 11 Geistlichen 5 in freiwilligem Zölibat, da sie mit ihrem geringen Einkommen eine Familie nicht ernähren konnten. Noch lange blieb der Unterschied zwischen den armen Bethauspfarrern und den wohlhabenden Pfründenpfarrern in den piastischen Landen von Liegnitz-Brieg-Wohlau-Oels und Breslau bestehen.“<sup>42)</sup> So besaß z.B. die

<sup>40)</sup> Weigelt, S. 93; Lehmann Bd. II, Nr. 82

<sup>41)</sup> Grünhagen I, S. 475

<sup>42)</sup> Eberlein, S. 203

Pfarrei Lähn Krs. Löwenberg 0,02 ha Acker und 0,0182 ha Wiese, also praktisch nur einen Garten,<sup>43)</sup> der bei vielen Pfarreien erst durch den Landdotationsfonds geschaffen wurde. Dagegen hatte die Pfarrei Bärnsdorf-Trach Krs. Goldberg 37,5 ha besten Boden.<sup>44)</sup> Der letzte Pastor dort, Joachim Nocke, ein ausgezeichneter Theologe und ebenso guter Cellospieler, war als erstklassiger Landwirt bekannt, als „Schweindelpastor“, da er neben seinem Pfarramt seinen Bauern vormachte, wie man eine erfolgreiche Schweinezucht betrieb. Die genannten Widmutsunterschiede wirkten bis in die Zeit des Kirchenkampfes sich aus, wo ein Pfründenpfarrer dank der Naturalien durch seine Pachtbauern auch bei Gehaltssperre nicht verhungern konnte.

Daß auch König Friedrich die Unzulänglichkeit der Bezahlung der Bethauspfarreien ohne ausreichende Widmut deutlich sah, erhellt aus der Tatsache, daß er Bauernkolonien nach 1742 mit Widmut versah. So versah er z.B. die Bauernkolonistengemeinde Königsbruch Krs. Guhrau-Herrnstadt im Bereich des Bartsch-Horle-Bruches mit 27,168 ha Acker und 34,5 ha Wiese und bedachte den Küsteracker mit 4,5090 ha Acker und 51,10 ar Wiese. Der drittletzte Pfarrer Reimann hat die Widmut noch selbst bewirtschaftet. Die Wirtschaftsgebäude waren bis 1945 in bester Ordnung.<sup>45)</sup> Eine wirkliche Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Pfarrer brachten erst die Besoldungsgesetze von 1898 und 1908 und die Einführung der Kirchensteuer.<sup>46)</sup>

Um so ergreifender ist es zu wissen, daß sich 2/3 des schlesischen Pfarrerstandes, über 200 waren es bis 1756<sup>47)</sup>, als Bethauspastoren zur Verfügung stellten und daß die Gemeinden trotz aller Erschwernisse Antrag um Antrag zwecks Errichtung eines eigenen Pfarr- und Schulsystems stellten und dazu sogar bis zum König vordrangen. Reinhold Schaefer hat 1941 56 solcher Bittgesuche, die oft mehrfach ergingen, in seinem Buche festgehalten.<sup>48)</sup> Auch Bewilligung wie Ablehnung und Wiederholung und Verbesserung solcher Gesuche sind festgehalten. Leider ist Reinhold Schaefer am 10. Januar 1943 im Kriege als Soldat geblieben.<sup>49)</sup>

Ein Bittgesuch um Errichtung eines Pfarrsystems mit Schule und Predigerstelle ist in allen Einzelheiten erhalten geblieben. Deshalb wollen wir es vollständig bringen. Es handelt sich um die Einrichtung des evangelischen Pfarrsystems in Rudelstadt Krs. Landeshut. Rudelstadt hieß bis 1742 Rudelsdorf und wurde dann von Friedrich d. Gr. mit dem Namen

<sup>43)</sup> Silesia Sacra, S. 130

<sup>44)</sup> Silesia Sacra, S. 112

<sup>45)</sup> Silesia sacra, S. 46/47

<sup>46)</sup> Eberlein, S. 205

<sup>47)</sup> Eberlein, S. 202

<sup>48)</sup> R. Schaefer: Bittgesuche evangelischer Schlesier an Friedrich d. Gr. Görlitz 1941, S. IX ff; W. Bellardi: Die Bittgesuche evangelischer Gemeinden an Friedrich d. Gr., in: JSKG 1954, S. 64 ff.

<sup>49)</sup> G. Hultsch: Das Opfer der schlesischen Pfarrer 1939-1946, in: JSKG 1972, S. 139 Nr. 154. Das Gedächtnisbuch von G. Hultsch für die Opfer liegt aus in der Gnadenkirche zum hl. Kreuz in Hannover, eine Kirche, die selbst dem Gedächtnis der schlesischen Gnadenkirchen, besonders der zu Militsch, geweiht ist.

Rudelstadt zur freien Bergstadt erhoben<sup>50</sup>. Die Angelegenheit Rudelstadt verläuft vom 19. Dezember 1741 bis 7. April 1742 und kann in aller Ausführlichkeit so eingesehen werden, wie sie jetzt folgt:

„1741 Dezember 19 — Bittgesuch der Gemeinden Rudelsdorf und Steinkuntzendorf“ (Breslauer Staatsarchiv Rep. 14 X 27a Bl 211-215). An Ein Königl. Preuß. General Feld Commissariat.

Die Rudelsdorffer und Steinkuntzendorfer Gemeinde, im Schweidnitzschen Fürstenthum gelegen, bittet unterthänig demüthigst um Erlang- und Erbauung eines Beth-Hauses in jedem Dorfe a parte, ingleichen eines Geistlichen und Schulmeisters, die sie gemeinschaftlich unterhalten könne und werde.

Hochwürdiger, Hochwohlgeborene Geheimbte wie auch General Feld Krieges Finanz Domainen und Justizräthe.

Wir alß der Augspurgischen Confession zugethane und Unterthanen von Ihro Hochfreyherrlichen Gnaden dem Herrn Hanß Friedrich Freyherr von Schweinitz unterwinden uns vor Ewr. Excellenzien Hochfreyherrlichen Gnaden und einem Hochlöbl. Königl. Preuß. General Feld Krieges Commissariat in allerunterthänig- und tiefsten Devotion und stellen unser notdringendes Anliegen in Ansehung der freyen Religionsübung zu gnädigsten Erhörung vor und werden Selbte gnädig aus angebognen Receptisse ersehen, wie daß wir uns dieserwegen so wohl den 6. alß auch den 22. Martii bey Ihro Hochfürstl. Durchlauchtigkeit den Printzen Leopold von Anhalt Dessau in tieffster Submission zu Rauschwitz gemeldet, auch unser dehmütighstes imploriren gnädig verzeichnet und vermerket worden ist. Annebenst können wir gewißenhaft versichern, wie daß wir über 2 Meilen Weges einen sehr schweren Weg in die Kirche nachher Landes- hutt zu gehen haben, ja oft und vielmahl manches Kind bey sehr stürmischen und bösen Wetter ohne Tauffe wiederum sterben, ja viele hundert alte Menschen, die wegen ermangelnder Bekleidung und Kosten das Zeitliche ohne Genießung des heyl. Abendmahles verlaßen und geseegnen, ja wir unsere Jugend ohne die geringste Unterrichtung im Christentum auf-ferwachsen lassen müssen, bei welcher Aufferziehung wir den größten Seelen- und Gewissenskummer zeithero erduldet haben. Mithin da unser gnädige Herrschaft selbst vor uns die große Vorsorge wegen allergnädigster Königl. Erlangung eines Bethhauses, evangelischen Geistlichen und Schulmeisters trägt und hertzlich wünschet, sothane unschätzbare Gnade zu erlangen, zu dem Ende er uns auch seinen beykommenden Consens ertheilet, allermaßen wir so willig alß gerne einen Geistlichen und Schulhalter als nehmlich die Rudelsdorffer und Steinkuntzendorffer Gemeinde gemeinschaftlich unterhalten und ernehren werden und wollen.

Gelanget demnach an Ewr. Excellenzien Hochfreyherrl. Gnaden und Ein Hochlöbl. Königl. Preuß. General Feld Krieges Commissariat unser unterthänig- und dehmütigstes Flehen und Bitten, Höchstdieselben geru- heten, uns sowohl alß andern Supplicanten die allergnädigste Königl.

<sup>50)</sup> Hensel, S. 751-754 = Liste der Bethäuser mit Predigern 1750.

Gnade wiederfahren zu laßen und mit der freyen Religionsübung und Exercirung derer dabey erforderlichen Actuum zu beglückseligen, wobey wir unserer gnädigen Grundherrschaft das Jus patronatus beyzubehalten und nochmahlen um Erbauung eines Beth-Hauses sowohl in Rudelsdorff als auch in Steinkunzendorff, evangelischen Prediger und Schulhalters, jedoch ohne Praejudiz dere katholischen Bedienten auff das submisseste gebethen haben wollen, damit wir und die Unsrigen anstatt zeithero erlittenen Gewißenskummer Religions- und Christenthumsfreyheit in allem vornehmlich, was unsere Jugend betrifft, glückseligsten Zustande leben und viele Tausend deßelben an Leib und Seel zu unsern und ihren ewigen Wohl theilhaftig gemacht und consoliret werden können und mögen. Wir getrösten uns gnädigster Erhörung und werden diese allerhöchste Königl. Gnade in allerunterthänig- und tiefster Devotion erkennen und den Allerhöchsten anflehen, daß er Ihro Königl. Maytt. gerechteste Waffen wider seine tobende Feinde seegen, das gantze Hauß Preußen in allem erwünschten Flor und bey einer höchst beglückten Regierung ungestöhret erhalten wolle, alß worunter wir und unsere Nachkommen mit Guth und Blut zu leben und zu sterben begehren und allstets vor gnädig Deferirung unsers zu unsern ewigen Heil und Wohl abzielenden Gesuches mit dem profundesten Danke gebleiben werden.

Ewr. Excellenzen, Hochfreyherrlichen Gnaden und Eines Hochlöbl. Königl. Preuß. General Feld Krieges Commissariat unterthänig fußfällig und demüthigste Knechte

Friedrich Ebert, Erb- und Gerichts-Scholtze von Stein Cuntzendorff

Andreas Bretter, Erb- und Gerichts-Scholtze von Rudelsdorff

im Nahmen der sämtlichen Gemeinde

Rudelsdorffer und Steinkuntzer Gemeinden, im Schweidnitzischen Fürstenthum gelegen, den 19. Decembris 1741<sup>51)</sup>.

### **Anlage 1 zum Bittgesuch Rudelsdorf-Steinkunzendorff**

(Bescheinigung der Meldung in Rauschwitz)

Recepisse.

Anton Jänsch und Gottfried Jänsch aus Ober- und Nieder-Stein Kuntzendorff haben sich heute um einen Prediger angegeben, Rauschwitz, den 6. Martii 1741.

Hanß Christoph Beyer und Hanß Christoph Domß aus Rudelsdorf, Jägerndorf und Schönbach haben sich heute nomine ihres gnädigen Herrn v. Schweinitz und sämbtliche Gemeine um einen Prediger gemeldet.

Rauschwitz, den 22. Martii 1741

Britz<sup>52)</sup>

### **Anlage 2 zum Bittgesuch Rudelsdorf-Steinkunzendorff**

(Consens des Grundherrn von Rudelsdorf-Steinkunzendorff)

Demnach Vorzeiger dessen, meine Unterthaner von Rudelß- und Nieder-Kuntzendorff, bey ihrem vorhabenden allerunterthänigstem Ansuchen

<sup>51)</sup> Schaefer, S. 73/74

<sup>52)</sup> Schaefer, S. 74/75

umb die unschätzbare freye Religions-Übung und allergnädigste Königl. Concession, einen evangelischen Geistlichen und Schulmeister zu virciren, umb meinen Herrschaftlichen Consens ersuchet und gebethen: Alß habe ich ihnen denselben hiermit zu ertheilen keinen Anstandt genommen, jedoch mir und meinem rechtmäßig besitzenden Juri Patronatus, welches ich mir in allen Fällen feyerlichst reservire, ohne Schaden und Nachtheil. Gegeben unter meiner Hand und Siegel.

Rudelsdorff, den 17. Decembr. Anno 1741

(Siegel)

Hans Friedrich Freyherr von Schweinitz  
manu propria<sup>53</sup>)

### **Antwort auf das Bittgesuch der Gemeinden Rudelsdorf-Steinkunzendorf**

(Bresl. Staatsarchiv Rep. 14 X Nr. 27 e Aktendeckel Rudelsdorf-Steinkunzendorf Bl. 24-25)

An die evangel. Gemeinde in Rudelsdorff u. Steinkunzendorff.

Königl. Preuß. General-Feld-Kriegs-Commissariats-Decretum.

Die gesuchte Bewilligung eines evangel. Predigers vor die beyden Gemeinden Rudelßdorff u. Ober- auch Nieder-Stein-Cuntzendorff betreffende.

dd. Breßlau, den 20. Decembr. Anno 1741

Denen evangelischen Gemeinden in Rudelsdorff u. Stein-Kuntzendorff wird angefüget, daß sie mit ihrer Herrschaft über den Orth zum Gottesdienst u. den künftigen Unterhalt des Pfarren zu conferiren haben, u. wenn solches geschehen, soll das zum Prediger choisirte Subjectum mit Herrschaftlicher Einstimmung dem Consistorio zum Examen sistiret. Alsdenn aber die Confirmation von Justiz-Collegiis, wenn solche werden ersetzt seyn, gesucht, die Sache aber durchgehends so eingerichtet werden, daß dem katholischen Pfarrer an Decem, Accidentien und andern Intradem nichts geschmälert werde.

Breßlau, den 20. Decembr. Anno 1741

L. S.

Königl. Preuß. General-Feld-Kriegs-Commissariat

v. Reinhard

v. Münchow<sup>54</sup>)

Ohne Datum (vor 7.1.1742)

### **Berufung des Tobias Ehrenfried Gebauer zum Prediger in Rudelsdorf, Ober- und Niederkunzendorf.**

(Breslauer Staatsarchiv Rep. 14 PA X Nr. 27 e — Aktendeckel Rudelsdorf-Steinkunzendorf B. 25b-28b)

Dem wohllehrwürdigen, großachtbahnen, hoch- und wohlgelehrten Herrn, Herrn Tobias Ehrenfried Gebauer, bißherigen treu meritirten Seelen-Sorger der evangel. Gemeine zu Probsthayn, unserm insonders hochgeehrtesten Herrn pp.

<sup>53</sup>) Schaefer, S. 75

<sup>54</sup>) Schaefer, S. 75

Wohlehrwürdiger, großachtbahrer, hoch- und wohlgelehrter, insonders hochgeehrtester Herr!

Ewr. Wohlehrwürden ist nicht unbekannt, welchergestalt durch die unverdiente Barmherzigkeit der Allerhöchsten May. im Himmel u. durch die theureste Gnade Ihro Königl. May. in Preußen, unsers allergnädigsten Herrn, die evangelischen Gemeinden zu Rudelsdorff u. Cuntzendorff die unschätzbahre Gewißensfreyheit nebst Übung eines freyen evangelischen Gottesdienste wiederumb erlanget.

Wenn dann nun unß alß ordentlichen Lehns-Herrschaften u. Patronis derer Kirchen an besagten Orten höchstens oblieget, davor zu sorgen, wie die von so langen Zeiten her verwayseten Gemeinen wiederum mit einem treuen Lehrer mögen versehen werden: so nehmen wir uns die Freyheit, unß mit unserm wichtigen Anliegen u. mit gantz besonderer Zuversicht zu Ew. Wohlehrwürden zu wenden.

Ew. Wohlehrwürden wertheste Person u. rühmliche Eigenschaften, insonderheit aber die Treue u. erbauliche Amtsführung, mit welcher Sie zeithero der lieben Probsthayner Gemeine lobenswürdig vorgestanden, sind uns durch sonderbare Fügung des Obersten Bischoffs unserer Seelen dergestalt bekannt worden, daß unsere Gemüther nach hertzlichem Flehen zu Gott vor andern in u. außer dem Predigt-Ambte lebende Personen, die bey diesen Umständen in Vorschlag gekommen, zu unserem hochgeehrtesten Herrn mit dem grösten Vertrauen geneiget worden. Und da wir dann in unserm Hertzen vollkommen überzeugt sind, daß Sie derjenige Hirte sind, den uns der heilige Finger Gottes vor unsere beyde Gemeinen anzeigen; so haben wir auch keinen Anstand machen wollen, das, was wir vor Gottes Willen erkennen, Ewr. Wohlehrw. auf das kräftigste an das Hertze zu legen.

Wir beruffen demnach im Nahmen der Allerheiligsten Hochgelobten Dreyeinigkeit kraft des unß theils zu Rudelsdorff allein, theils zu Cuntzendorff gemeinschaftlich zustehenden Juris Patronatus Ewr. Wohlehrwürden hiermit auf das feyerlichste zu einem ordentlichen Lehrer u. Seelensorger besagter Gemeinen Rudelsdorff, Ober- u. Nieder-Cuntzendorff u. vertrauen Ihnen dieselben vermöge dieses von unß eigenhändig geschriebenen und unterschriebenen, auch mit unsern angestammten Petschaften bestätigten öffentlichen Zeugnißes in der besten Form Rechts vor Gottes Allerheiligstem Angesichte an. Wir binden Ewr. Wohlehrw. wohlbedächtlich alle Seelen, die zu unsern Gemeinen gehören, dergestalt auf Dero Hertz u. Gewißen, daß Sie denenselben das seeligmachende Wort Gottes rein und lauter predigen, wie es denen Göttlichen Schriften des Alten u. Neuen Testaments gemäß u. dem Lehr-Vortrage der daraus gezogenen christlichen Glaubensbekänntniße, der ungeänderten Augspurgischen Confession u. deren Apologie, dem Großen und Kleinen Catechismo Lutheri u. denen übrigen Libris Symbolicis ähnlich ist, die Heyligen Sacramenta nach der Stiftung u. Einsetzung unsers Herrn u. Heylandes Jesu Christi sorgfältig ausspänden, allen Irrthümern gebührend steuren, die Lasterhaftigen nach der Vorschrift Christi u. seiner Apostel nachdrücklich warnen

und strafen, die Bekümmerten, Angefochtenen, Kranken u. Sterbenden mit Gottes Worte Trösten u. aufrichten, in summa, sich sowohl mit heilsamer Lehre, alß auch mit einem erbaulichen unsträflichen Wandel denen anvertrauten Heerden alß ein löbliches Vorbild darstellen.

Insonderheit aber empfehlen wir Ewr. Wohlehrw. die Seelen Erbauung der armen Jugend, daß Sie dieselbe nicht nur in denen Beth-Häußern bey denen wohl einzurichtenden Kinderlehren am Sonntage u. in der Woche in der lebendigen Erkäntnuß Jesu Christi fleißig zu unterweisen sich angelegen seyn laßen, sondern auch in der Schule dergestalt in Ihre Obsicht nehmen, daß Sie den Unterricht der Schuljugend nach Dero Guttbefinden einrichten, darüber halten u. wochentlich zum wenigsten einmahl Lehrende und Lernende durch Dero persönliche Gegenwart zu desto geseegneter Beobachtung ihrer Pflichten zu ermuntern nicht verabsäumen.

Wie wir nun nicht zweiffeln, Ewr. Wohlehrwürden werden diesen, aus denen reinsten, lediglich auf die Ehre Gottes abzielenden Bewegungs-Gründen in Dero Hände u. an Dero Hertz gelegten Beruff vor einen Göttlichen Ruff erkennen: Also leben wir auch des festen Vertrauens, Sie werden sich in Dero Gewißen verbunden achten, denselben ohne Schwierigkeit in Gottes Nahmen anzunehmen u. künftighin denen hiesigen Gemeinden nach unserm u. hertzlichen Wunsche und Verlangen unter Göttlichem Beystande so vorstehen, wie Sie es dermahleinst vor Christi strengem Richterstuhle zu verantworten u. Sich, u. die Sie hören, seelig zu machen versichert sind:

Also erbiethen wir unß nicht nur zu allem Ihnen gebührenden Schutze, Liebe u. Freundschaft, sondern versprechen Sie auch besonders bey demjenigen, worzu wir unß nebst unsern Gemeinen zu Dero Unterhalt u. Versorgung biß zu — Gott geb — baldiger Einräumung derer Kirchen, Pfarrhöffe, Wiedmuthen u. deren dazu gehörigen Decemen u. sogenannten Stolae Accidentien durch eine besonders authentische Versicherung anheischig gemacht, so willigst als schuldigst zu handhaben.

Wir ergeben dabey Ewr. Wohlehrwürden der Gnaden Obsicht des Allerhöchsten u. verharren

Ewr. Wohlehrwürden, unseres insonders hochgeehrtesten Herrn dienstwilligste

L.S.

Hanß Friedrich Freiherr v. Schweinitz  
wegen Rudelsdorf u. Nieder-Kuntzendorff<sup>55)</sup>

### **Rede des Patrons Hans Friedrich v. Schweinitz in dem 1. evangelischen Gottesdienst in Rudelsdorf (7. Januar 1742).**

(Breslauer Staatsarchiv Rep. 14 PA X Nr. 27e Aktendeckel Rudelsdorf-Steinkunzendorf Bl. 29-36).

Alß auf allergnädigste Königl. Concession Anno 1742 Dominica 1. post Epiphaniæ der erste evangel. Gottesdienst wiederumb öffentlich in Rudelsdorff gehalten wurde, u. unsere Hochfreyherrliche Gnädige Erb- u.

<sup>55)</sup> Schaefer, S. 76-77

Lehns-Herrschaft Tit. pl. Herr Hanß Friedrich Freyherr von Schweinitz auff Rudelsdorff pp. Sr. Königl. May. in Preußen hochbestellter Cammerherr, Dero eigenes Schloß dazu eingeräumt, übergaben Dieselben dem Wohlehrwürdigen, Großachtbahnen, Hoch- und Wohlgelehrten Herrn Herrn Tobias Ehrenfried Gebauer, bißherigen treu meritirten Capellan zu Probsthayn, nach gehaltener ersten Predigt über das gewöhnliche Sonntags-Evangelium u. als selbter von der Cantzel kam, die Vocation in Gegenwart einer außerordentlichen Menge von Menschen u. hielten dabey, nicht ohne sonderbahre Bewegung aller Anwesenden folgende Anrede, so wir auf vielfältig wiederholtes flehentliches Bitten von Ihrer Hochfreyherrlichen Gnaden zum Andenken vor unß u. unsere Kinder schriftlich erhalten haben.

### *Liebe und Werthe Anwesende!*

Laßet euch nicht entgegen seyn u. wundert euch nicht, daß ihr nach bißher vollbrachten ordentlichem Gottesdienst noch eine auserordentliche Rede hören solt. Auserordentliche Wohlthaten erfordern ja auch wohl einen auserordentlichen Dank u. auserordentliche Begebenheiten erlauben auch wohl noch einen auserordentlichen Umstand, folglich auch mir noch wohl eine auserordentliche Freyheit. Und wie solte ich dieses alles nicht Außerordentliches heißen, was wir heute mit unsern Augen sehen u. mit unsern Ohren hören u. dabey wir doch einander ansehen und zuruffen müßen: Sind wir nicht wie die Träumenden?

Ach ja, meine Liebsten, auserordentlich ist ja wohl vor allen Dingen die unverdiente Barmhertzigkeit des Allerhöchsten, die sich heute so gar herrlich unter unß geoffenbahret. Wir u. unsre Väter haben solche bißher mit Schmerzen gesucht u. unsere Kinder haben sich wohl (sic!) die gegründete Hoffnung machen können, daß sie solche jemahls finden würden u. gleichwohl läßet uns Gott dieselbe heute erleben.

Saget an, wo ihr könnt, die Ursache solcher Barmhertzigkeit! Aber ihr verstummet. Herr, mein Gott! Sie ist unverdient, sie ist außerordentlich. Außerordentlich die theure Gnade unsers allernädigsten Landesvaters. Großer König, was reizet dich mitten unter dem Glantze deiner siegreichen Waffen, daß du nicht sowol auf die Erhaltung u. Vermehrung deiner Länder, als auf die Seeligkeit deiner Unterthanen denkst. Was reizet dich, daß du dein bißher so tiefgebeigtes Schlesien nicht nur zeitlich, sondern auch ewiglich glückseelig machen willst? Monarchie, nichts als deine Gnade u. diese übersteigt bey weitem die Kräfte unserer Sinnen. Sie ist auserordentlich.

Außerordentlich die Art unseres Gottesdienstes an dem heutigen Tage. 88 Jahre sind es, daß Gott aus gerechten Gerichten den Leuchter seines Wortes, welcher fast von dem ersten Anfange der Reformation allhier recht helle gebrand, von dieser Städte umgestoßen; u. heute erscheinet der gesegnete Tag, an welchem wir diese Leuchte unsers Fußes u. dieses Licht auf unseren Wegen zum erstenmahl wieder scheinen sehen. Von nun an sollen wir unsere ordentlichen Zeichen wieder sehen, unsere ordentlichen

Propheten sollen wieder predigen u. unsere ordentlichen Lehrer sollen uns wieder lehren.

Auserordentlich aber ist auch wohl der Orth, an welchem wir unserm Gott zu Ehren heute das erstemahl versamlet sind. Mein liebes Rudelsdorff, kaum kan ich mich in die auserordentliche Gnade unseres allergnädigsten Königes, kaum in das auserordentliche Glücke unsers neu eröffneten freyen Gottesdienstes, am allerwenigsten aber in den Ort finden, wo wir heute unser erstes Halleluja singen. Ihr Mauren, die ich mir vor 20 Jahren zu einem Hause aufgebauet, geseegnet müßt ihr seyn, so lange ein Stein wird auf dem andern bleiben. O wunderbarer Gott! Hier an dem Orthe u. eben auf der Stelle, wo wir vor wenig Jahren nur ein Heerd gestanden, richtest Du heute selbst Deinen eignen Heerd und Dein Feuer an. Herr! Hier ist meine Hand, nimm sie und schreib damit über die Thür meines Hauses: Dein Hauß soll ein Bethhauß seyn. Ja, Herr, mein Gott, hier hast du es, u. meine Losung heißt (Ach, stimmt doch alle mit mir ein) Ich und mein Hauß, wir wollen dem Herrn dienen.

Jedoch was sehe ich? Ändert sich doch alles auf einmahl vor meinen Augen. Ich rede von lauter auserordentlichen Dingen u. mein Gemüthe, welches vor außerordentlicher Freude gantz außerordentlich bewegt war, gerät auf einmahl wieder in die schönste Ordnung.

Ich erkenne einen Gott der Ordnung. Ich stehe vor dem Throne eines großen Königes, in deßen Reiche alles ordentlich u. weißlich zugehet. Ordentlich ist auch die Art unseres heutigen Gottesdienstes. Denn da sehet ihr, meine geliebteste Unterthener, da sehet ihr, meine werthesten Nachbarn, da seht ihr denjenigen, der von nun an unser ordentlicher Lehrer und Prediger an diesem Orte seyn soll. Es ist der Wohlehrwürdige, Großachtbahre, Hoch- und Wohlgelehrte Herr, Herr Tobias Ehrenfried Gebauer, bißherig treu verdienter Lehrer und Seelensorger der evangelischen Gemeine zu Probsthayn. Dieser beliebte, dieser beliebte Mann ist es, den ich heute ordentlich zu euch ruffe — doch nein, nicht ich, sondern den der Herr der Erndte selbst in diesen seinen neuen Weinberg sendet. Und gelobet sey der Herr, der mich heute so glücklich macht, daß ich mit völliger Freudigkeit meines Gewißens auftreten u. vor seinem Allerheiligsten Angesichte und vor den Ohren einer so großen Menge Zeugen sagen kan: Herr, mein Gott! Ich habe in dieser wichtigen Sache mit Beyseitsetzung aller menschlichen nur bloß auf Deine Ehre gesehen u. denjenigen berufen, den Du selbst erwählet hast.

Wohlehrwürdiger, Großachtbahrer, Hoch- u. Wohlgelehrter, hertzlich geliebter Herr und Freund! So sind Sie es denn? Die zuerst die zerfallenen Mauren unsers Zions wieder bauen sollen? So sind Sie derjenige, der von nun an theil an unß, so wie wir an Ihnen haben sollen. Ja, ja Sie sinds; denn hiermit übergebe ich im Nahmen der Allerheiligsten Dreyeinigkeit so wohl vor mich, als auch mit Beystimmung einer löblichen Freyherrlichen Czettritz-Ober-Cuntzendorffischen Vormundschaft die ordentliche Vocation u. den Beruff zu denen beyden Gemeinden Rudelsdorff und Cuntzendorff. Ich übergebe Ihnen damit zugleich die allerverbindlichste

Sorge vor die Seelen aller derer, die sich künftig zu diesen unsern Beth-Häusern halten u. Ihres Ambtes sich bedienen werden u. die Gott an jenem Tage alle von Ihren Händen wieder fordern wird. Ich übergebe Ihnen also wohl freylich nicht was Leichtes u. Satan mit seinen Rotten wird nicht feuren, sondern vollends suchen, Ihnen das Ambt recht schwer zu machen. Aber Glück zu dem neuen Amte! Der Herr wird Ihren Eingang u. Ihren Ausgang seegenen von nun an biß in Ewigkeit. Die schöne Vocation u. die Treue, mit welcher Sie der Herr ausrüsten wird, daß Sie nach derselben unter unß wandeln werden, werden die beyden Pflaster seyn, die Ihre Schultern heilen werden, wann sie auch gleich zuweilen beyde von der Last des Ambtes blutrünstig werden solten.

Hier fallen mir die schönen Worte des Ambrosii ein, da er einsmahl schrieb: *Vitam beatam efficiunt tranquillitas conscientiae et securitas conscientiae.* Wer ein ruhiges und sicheres Gewißen hat, der sey hier zeitlich u. dort ewiglich glücklich. O wie viel Glücke u. was vor Seegen werden Sie sich künftig nicht auf diesen Bergen zu versprechen haben, da Sie einen solchen Beruff aufzuweisen haben, der Ihnen das Gewißen niemals schwer u. unruhig machen wird, sondern nach welchem Sie Ihre bißherige geliebteste Gemeine mit guttem Gewißen verlassen und das neue Ambt hier unter unß mit völliger Überzeugung u. Versicherung des Göttlichen Willens getrost antreten können. Frommer Tobias, bey so vortheilhaften Umständen kan es nicht fehlen, Ehre und Friede werden Ihr Lohn seyn in Zeit und Ewigkeit.

Ich wende mich aber nun noch einmahl zu euch, meine geliebteste Unterthaner von Rudelsdorff u. Nieder-Cuntzendorff, auch zu euch, liebe Ober-CuntzendorfferGemeine, und zu euch allen, die ihr euch künftig als Nachbarn, es sey nun auf kurzze oder lange Zeit, zu diesem unserem Beth-Hause halten u. das Heyl eurer Seelen in demselben suchen werdet. Ich habe das Vertrauen zu euch, ihr werdet euch die Wahl gefallen laßen, von welcher ich euch anjetzo eine so theure Versicherung gegeben habe. So nehmet denn nun diesen unseren von Gott bescherten u. von mir ordentlich beruffenen Lehrer mit Liebe auf, nehmet ihn mit Freuden auf u. bethet, daß ihn Gott lange Jahre erhalten und sein Ambt unter unß mit tausendfachen Seegen krönen wolle. O wie lieblich werden künftig auf unsern Bergen die Füße dieses Bothens seyn, der unß den Frieden verkündigen wird.

Ihr alten Väter u. Mütter, gehet nun hin und leget euer grauen Häupter getrost auf euer Sterbe-Küßen, dieser Engel Gottes wird euch begleiten biß an die Thore der Ewigkeit u. auch so zu bereiten suchen, daß ihr werdet im Friede fahren können. Ihr Kinder u. Säuglinge bereitet dem Herren mit euren lallenden Lippen ein Lob u. seuffzet, da ihr noch nicht bethen könnet, daß ihr im Alter diesen Schatz noch haben möget, den ihr jetztzo zu erkennen noch nicht fähig seyd.

Alle aber insgesamt, die ihr hier versamlet seyd, ach danket! danket! alle Gott mit unß. Ja, *Te Deum laudamus*, Herr Gott, Dich loben wir. Dieses müße von nun an täglich unser aller Losung seyn.

Und so versiegele ich denn alles, was ich bißher geredet und gewünschet, mit den Worten Petri u. Johannis u. sage: Herr, gieb künftig Deinem Knechte mit aller Freudigkeit zu reden Dein Wort u. strecke Deine Hand aus, daß Gesundheit und Zeichen und Wunder auch künftig hier bey unß geschehen durch den Nahmen Deines heiligen Kindes Jesu. So bewege sich denn diese Städte, da wir versammet sind. Ich will so viel sagen: Es sey die gantze Menge derer, die hier zugegen sind, mit mir ein Hertz und eine Seele.<sup>56)</sup>

Ohne Datum (27. Februar 1742?)

**Patrone von Rudelsdorf und Steinkunzendorf reichen den Vorschlag für die Pfarrbesoldung ein und erbitten Confirmation des Tobias Ehrenfried Gebauer als Bethausprediger.**

(Breslauer Staatsarchiv Rep. 14 X Nr. 27 e Aktendeckel Rudelsdorf-Steinkunzendorf Bl. 10-11)

An S. Königl. Majestät in Preußen ...

Für Erbrechung Einer Hochlöblichen Königl. Ober Ambts Regierung in Breßlau.

Innen genannte Herrschaften zu Rudelsdorff und Steinkuntzendorff praesentiren hiermit zu einem Prediger bey dem all dort allergnädigst concedirten evangelischen Bet (durchgestrichen) Religions-Exercitio Tit. Herrn Tobias Ehrenfried Gebauern, bisherigen Capellan zu Probsthayn, und bitten allerunterhänigst umb dessen Confirmation.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König ...

Ewr. Königl. Majestät hiermit ... zu hinterbringen nehmen uns die Freyheit, wasmaßen durch Dero Königl. Preußisches General Feld Kriegs Commissariat die evangelischen Gemeinden in denen uns zugehörigen Gütern Rudelsdorff und Steinkuntzendorff, beyde im Schweidnitzten Fürstenthumb und Bolckenhainischen Weichbilde gelegen, auf ihr ... Ansuchen um ... Verleihung eines öffentlichen Religions Exercitii jüngsthin Inhalts Decreti sub Lit. A. vorläufig dahin beschieden worden:

„daß sie mit uns Herrschaften zuserst über den Ort des Gottesdienstes und den künftigen Unterhalt des Pfarrers conferiren, und wenn solches geschehen, das zum Prediger choisirte Subjectum mit unserer Einstimmung dem Consistorio zum Examen sistiret, alsdann aber die Confirmation von dem Justiz Collegio gesucht werden solte.“

Nun hat das Erstere seine vollkommene Richtigkeit erlanget, und welcher gestalt sowol der Ort zum Gottesdienste, als des künftigen Pfarrers Unterhalt zuverlässig reguliret worden, wird Beylage sub Lit. B. zuverlässig antzeigen.

Als man dann hierauff zur Wahl eines Predigers geschritten und solche einstimmig auff den bisherigen Capellan zu Probsthayn im Lignitzschen Fürstenthumb, den Tit. Herrn (durchgestrichen) Tobias Ehrenfried Gebauern, ausgefallen, solten wir zwar in Confirmatate Decreti nicht erman-

<sup>56)</sup> Schaefer, S. 78-81

geln, selbigen dem Consistorio zum Examen zu sistiren; nachdem aber dieser Neo Electus bereits einige Jahre zur Probsthayn im Amte sich befunden, auch vorher schon examiniret und ordiniret worden und darüber beygehendes Attestatum sub Lit. C. zu produciren hat, mithin verhoffentlich anseiten seiner nach der hier landesüblichen Observantz einiges anderweitiges Examen nicht erst erforderlich seyn wird: Als haben Ewr. Königl. Majestät Ich, Hans Friedrich Freyherr von Schweinitz als Erb- und Lehnherr zu Rudelsdorff und Nieder Stein-Cuntzendorff und im Nahmen der Freyherrlichen Czetritz Nimmersattischen Pupillen wir Endesmitunterschriebene derselben geordnete Vormünder wegen Ober Steinkuntzendorff vermöge des uns auff ermelten Gütern respective besonders und gemeinschaftlich zustehenden Juris Patronatus erwähnten Tobias Ehrenfried Gebauern zu einem evangelischen Prediger vor beyde all dort errichtete Bethäüßer ohne weiteren Anstand geziemend praesentiren und ... bitten wollen, Ewr. Königl. Maytt. mochten ... ruhen, denselben zu dieser geistlichen Function behörig zu confirmiren und darüber ein beglaubigtes Decret zu ertheilen, womit hernach dessen Installation fordersamst möchte können veranstaltet werden. Vor dessen ... Deferirung wir mit tiefstem Respecte unablässig verharren werden.

Ewr. Königl. Majestät

allerunterthänigst treugehorsamste

Rudelsdorff im Schweidnitzischen Fürstenthumb

den Anno 1742

Beylagen müssen seyn

A. Das Decret vom Königl. Preußischen General Feld Krieges Commissariat

dd Breßlau 20. Decembr. 1741

B. Der Aufsatz beyder Gerichte zu Rudelsdorff und Stein-Kuntzendorff.

C. Attestum, so Tit. der Herr Gebauer einzubringen hat.<sup>57)</sup>

ohne Datum (vor 27.2.1742?)

### **Aufstellung der Einkünfte für den Pfarrer und zwei Schulmeister in Rudelsdorff und Steinkuntzendorff.**

(Breslauer Staatsarchiv Rep. 14 X Nr. 27e Aktendeckel Rudelsdorff-Steinkuntzendorff Bl. 2-6)

Jova Juva!

Wir Scholtzen und Gerichtsgeschworene derer beyden evangelischen Gemeinden zu Rudelsdorff und Stein Kuntzendorff, im Fürstenthumb Schweinitz und Bolckenhaynischen Weichbilde, uhrkunden und bekennen hiermit öffentlich wo noth:

Demnach auf unser im Nahmen gesamter allhiesiger der Augspurgischen Confession zugethaner Unterthaner und Einwohner bey Einem Hochlöbl. Königl. Preußischen General Feld Krieges Commissariat jungsthin eingezeichnetes unterthänigstes Supplicatum umb (...) Verleihung eines evangeli-

<sup>57)</sup> Schaefer, S. 81-83

schen Bethaußes und freygelassener Bestellung eines dazu erforderlichen Predigers und Schulhalters wir per Decretum sub dato Breßlau 20. Decembris 1741 unter andern angewiesen worden.

„zuforderst mit unsern Herrschaften über den Ort zum Gottesdienst und den künftigen Unterhalt des Pfarrers zu conferiren und beydes festzustellen.“

Daß wir indessen unterthänigst gehorsamster Befolgung nicht ermangelt, hierüber mit beyderseits unsern Gnädigen Herrschaften nöthige Conferentz zu pflegen und mit derselben Vorbewust, Genehmhabung und Approbation in nachfolgenden Passibus uns dahin untereinander zu vereinbaren, daß so viel

Erstlichen den Ort zum Gottesdienst anbelanget, nachdem zu dessen Haltung in Rudelsdorff von alldortiger Herrschaft auff dem Schloße daselbst ein anständiges Zimmer wird eingeräumt werden; also hingegen beyde Gemeinden zu Ober- und Nieder-Stein-Cuntzendorff sich entschlossen, alldort in dem sogenannten ihnen gemeinschaftlich zugehörigen Gemeingarten ein gemeinschaftliches Bethhauß auff ihre Kosten zu erbauen und aufzurichten.

Andertens haben wir vor den künftigen Herren Pfarrer zu einem gewissen jährlichen Salario an baarem Gelde zweyhundert Reichsthaler bestimmt, welches wir quatermberlich zu seinen Händen mit funftzig Reichsthalern allezeit richtig abzuführen versprechen. Solches aber zuverlässig auffzubringen, ist einstimmig beliebt worden, daß in beyden Gemeinden zu Rudelsdorff und Stein-Kuntzendorff iedwede evangelische Person, welche über zwölf Jahre alt seyn würde, darzu vierteljährig einen Silbergroschen und also auff's gantze Jahr vier Silbergroschen beytragen, und da es ja nicht zulangen möchte, der Abgang aus dem Klingelbeutel ersetzt werden solle. Nächst dem

Drittens wir uns verbindlich machen, dem Herren Pfarrer seine Accidentia Stolae eben auf solche Art und Weise, wie wir sie bishero dem catholischen Herrn Parocho abgeföhret und hierinfalls der unter dem 10. Februarii Ao. 1710 gemachte Vergleich Ziel und Maß giebet, unweigerlich zu entrichten.

Darüber Viertens ihm noch jährlichen vier Offertoria an Ostern, Pfingsten, Weynachten und der Kirchweihe zugestanden. Wie nicht weniger.

Funftens. zu seiner Hauß Notturft an Brennholz ausgesetzt und von beyden Gemeinden ohne Entgelt zugeföhret werden bey anno acht Klaftern und acht Schock Gebindholtz, und zwar anseiten der Herrschaft zu Rudelsdorff und Nieder-Stein-Kuntzendorff werden verwilliget vier Klaftern und vier Schock Reisicht, vonwegen der Herrschaft zu Ober-Stein-Kuntzendorff eine Klafter und ein Schock Reisicht; die übrigen drey Klaftern und drey Schock Reißicht wollen die drey Gemeinden zu Rudelsdorff, Nieder- und Ober-Stein-Cuntzendorff unter sich aufmachen und auff ihre Kosten anschaffen.

Anbei Sechstens Ihre Gnaden der Herr Baron von Schweinitz sich guttwillig erkläret, dem Herrn Pfarr zu seiner Wohnung die Baderey in Rudelsdorff

einzuräumen, wie auch denselben (iedoch nur vor seine Person aus besonderer Consideration und in künftigen dergleichen Fällen ohne nothwendige Folge) ein darbey liegendes Ackerstückel zu seinem freyen Genuß zu überlassen, und diejenigen drey Kühe welche er anher mitbringen würde, in die herrschaftliche Fütterung mitzunehmen.

Ingleichen

Siebendens weil künftig der evangelische Gottesdienst wechselsweise einen Sonntag umb den anderen zu Rudelsdorff und Stein-Cuntzendorff dürfte gehalten werden, wollen hochvermelter Herr Baron von Schweinitz zur Fuhr des Herren Pfarrers nach Stein-Cuntzendorff einen Wagen mit zwey Pferden anschaffen und auff dem Hofe zu Rudelsdorff in beständiger Bereitschaft halten, worzu die beyden Gemeinden zu Stein-Cuntzendorff auff ein Pferd zur nöthigen Fütterung jährlichen 46 Scheffel Haber, 3 Schock Strohe und ein Fuder Heu beyzutragen sich erboten.

Wann dann aber bey dieser jetzt vorhabenden neuen Einrichtung unsers öffentlichen Gottesdienstes die Notturft erfordern wollen, zu dessen ordentlicher Bestellung, wie auch nöthiger Handreichung bey dem Herrn Pfarr und Unterweisung der Jugend zu beyden Kirchen besondere Schulmeister anzunehmen: als seynd von beyderseits Gnädigen Herrschaften hiernachbenannte zwey Subjecta (welche sich vor andern durch ihre Fähigkeit und guten Wandel recommendiret) zu diesem Dienste erkieset und angenommen worden, nemlich nach Rudelsdorff Gustav Christian Ermlich, gebürtig von Langenwalde, und nach Stein-Cuntzendorff Hans George Becker, von Berßdorff gebürtig, welche zugleich ieden Ortes des Organisten Dienst mit versehen werden, und ist vor dieselben Erstlich zu einem jährlichen Salario an baarem Gelde beysammen einhundert Gulden Rhein. dergestalt ausgesetzt worden, daß darvon der Rudelsdorffer Schulmeister 60 Gulden und der Stein-Cuntzendorffer 40 Gulden empfangen; dieses Geld aber auf gleiche Weise, wie oben bey dem Pfarr-Salario erwöhnet, in allen drey Gemeinen gesamlet und von ieder über zwölf Jahre alten evangelischen Person vierteljährlich ein Kreuzer und also jährlich vier Kreuzer beygetragen werden solle.

Andertens haben sie ihre freye Wohnung zu Rudelsdorff bey alldortigen Scholtzen, welcher darzu eines von seinen Häusern einräumen wil, und zu Stein-Cuntzendorff in des alldasigen Kretschmers Hauße.

Drittens hat ein ieder bey seiner Gemeinde nach obiger Ausmessung die Accidentien zu genießen, benahmentlich ein Drittel so viel, als der Herr Pfarrer bekommt; darzu iedem noch in seinem Dorffe zwey Umgänge am Neujahre und Grünen Donnerstage erlaubet werden.

*Vierdents erhält an Holtze der Schulmeister zu Rudelsdorff*

von alldasiger Herrschaft	1 Klafter	1 Schock
von der Gemeinde	3 Klafter	1 Schock
	4 Klafter	2 Schock

*der Schulmeister zu Stein-Cuntzendorff*

von der Herrschaft zu Ober-Stein- Kuntzendorff		1 Schock
von der Herrschaft zu Nieder- Stein-Cuntzendorff		1 Schock
von dortigen beyden Gemeinen	3 Klafter	1 Schock
	3 Klafter	3 Schock

welches ihnen ohne Entgelt soll zugeführt werden.

Schließlich seynd noch zu Kirchenvätern verordnet worden:  
zu Rudelsdorff

Christoph Grundmann, Freyhäübler, und  
Hans Christoph Thomas Freygärtner zu Stein-Cuntzendorff  
Vom Ober-Gutte Hans Scharff, Freyhäübler  
vom Nieder-Gutte Christoph Jentsch, Freyhäübler,

von welchen ein ieder vor seine Bemühung jährlichen einen Reichsthaler bekommt.

Und sollen übrigens bey ietzigen Bau des neuen Bethaußes zu Stein=Cuntzendorff die Inspektion gemeinschaftlich führen, wegen Nieder=Cuntzendorf David Klein und Christoph Gärtner, wegen Ober=Cuntzendorff Hans Christoph Jentsch und Georg Hartmann. Gleichwie wir nun vor uns unsere Gemeinden zu unnachlässiger Ableistung alles desjenigen, worzu wir uns in hiebevorstehender Einrichtung anheischig gemacht, nochmals auff das bündigste verpflichten:

also haben wir nicht weniger uns gegen den allhiesigen catholischen Pfar-  
rer kräftigst verreserviren sollen und wollen, da wir demselben hierdurch  
an seinem Decem, Accidentien und andern bisherigen Intradem ichtwas zu  
entziehen im geringsten nicht gemeinet seyn, daß wir an ihn die schuldigen  
Gebührnisse zu entrichten auch fernerhin nicht unterlassen werden.  
Zu dessen wahren Urkund haben wir diesen Aufsatz, nachdem wir sol-  
chen denen Gemeinden nochmals vorgetragen und darüber ihre Approba-  
tion erhalten, wohl wissentlich eigenhändig unterschrieben und durch die  
uns anvertraute Gerichts=Innsiegel bekräftigt.

So geschehen in Gerichten zu Rudelsdorff und Stein=Cuntzendorff,  
den Ao 1742

L. S. Scholtzen und Gerichte zu Rudelsdorff ...

L. S. Scholtzen und Gerichte zu Nieder-Stein-Cuntzendorff ...

L. S. Scholtzen und Gerichte zu Ober-Cuntzendorff

Von Herrschafts wegen wird hiermit beuhrkundet, wasmaßen wie zwar  
nicht anstehen, hiebevorstehenden Aussatz (!), nachdem solcher mit un-  
serm Vorbewust und Guttbefinden von denen Gemeinden zu Rudelsdorff  
und Stein-Cuntzendorff also gemeinschaftlich gemacht worden, genehm  
zu halten und zu approbiren; jedoch hierbey und ausdrücklich reserviren,  
wann es sich etwa künftig fügte, daß der allhiesige evangelische Geistliche  
zur völligen Possession dieser Parochien gelangte und ihm an beyden Or-  
ten die Wiedmuthen eingeräumet werden, daß sodann alles dasjenige, was

hierinnen zu seinem und beyder Schulmeister Unterhalt und Versorgung sowol anseiten der Herrschaften als derer Gemeinden provisorio modo ausgesetzt und verwilliget worden, gänzlich cessiren aud aufgehoben werden, auch übrigens es überhaupt an dem uns zustehenden Jure Patronatus zu keinem Nachtheil gereichen solle.

Unter welchem Vorbehalt wir unsre eigenhändigende Nahmensunterschriften und angeborne Pettschafter wir hiermit wohlwissentlich beygefüget. So geschehen zu Schloß Rudelsdorff den und Schloß Nimmersatt den Anno 1742.

L. S. Hans Friedrich Freyherr von Schweinitz, Erbe-Lehns-und Gerichtsherr auf Rudelsdorff und Nieder-Cuntzendorff.

L. S. Freyherr von Czettritz Tutorio nomine

L. S. Friedrich Freyherr von Zedlitz Tutorio nomine

L. S. Bernhard von Czettritz Tutorio nomine

L. S. Friedrich Wilhelm von Seidlitz Tutorio nomine

Im Nahmen der Freyherrlich Czettritz-Nimmersattischen Pupillen wegen Nieder-Cuntzendorff<sup>58</sup>)

Ohne Datum

### **Patrone von Rudelsdorf und Steinkunzendorf bitten das Breslauer Consistorium um Confirmation des Tobias Ehrenfried Gebauer.**

(Breslauer Staatsarchiv Rep. 14 X Nr. 27 e Aktendeckel Rudelsdorf-Steinkunzendorf Bl. 20-21.)

Die beyden Lehnsherrschaften zu Rudelsdorff und Stein-Kuntzendorff bitten gehorsamst, den zu alldortigen öffentlichem Religions Exercitio neuerwehnten Prediger, Herrn Tobias Ehrenfried Gebauern, bisherigen Capellan zu Probisthayn (!) ohne weiteres Examen zu confirmiren und in Vim Decreti hierüber beglaubigte Recognition zu ertheilen. Ewr. und Ein Hochwürdiges Consistorium geruhen hochgeneigest aus begehenden Decret sub Lit. A. des mehreren zu ersehen, wessen Ein Hochlöbliches Königl. Preußisches General Feld Kriegs Commissariat die evangelischen Gemeinden in denen uns zugehörigen Dorffschaften Rudelsdorff und Stein-Kuntzendorff im Schweidnitzischen Fürstenthum und **Reichenbach** (durchgestrichen, dafür darüber geschrieben) Bolckenhanischen Weichbilde auff ihr abgebrachtes allerunterhänigstes Gesuch und allergnädigste Concession eines öffentlichen evangelischen Religions Exercitii beschieden und welchergestalt sie unter andern angewiesen worden, denjenigen Prediger, welchen sie erwehlen würden, mit Herrschaftlicher Einstimmung Einem Hochwürdigem Consistorio zum Examen zu sistiren.

Welchem nach auch, als vorher der erste Passus wegen des Ortes zum Gottesdienst und künftigen Unterhalt des Pfarrers seine zuverlässige Richtigkeit erlanget, zur Wahl eines Predigers geschritten worden, und wie solche auff den bisherigen Capellan zu Probisthayn im Lignitzischen Fürstenthumb, Tit. Herren Tobias Ehrenfried Gebauern, nach einer vorher von ihm in Rudelsdorff gehaltenen Gastpredigt einstimmig ausgefallen:

<sup>58</sup>) Schaefer, S. 83-86

also solten wir zwar nunmehr nicht ermangeln, denselben zu dem anbefohlenen Examen zu sistiren. Es ereignet sich aber bey ihm dieser besondere Umstand, daß er vorher schon Inhalts der Attestaten sub Lit. B. und C. bey dem Lignitzischen Consistorio examiniret und ordiniret worden, auch bereits einige Jahre zu Probisthayn im Ambte gesessen und daher umb so viel weniger nöthig seyn dürfte, mit ihm ein neues Examen erst vorzunehmen, da er es vorher schon ausgestanden und sonsten in hiesigen Landen niemals unter den Evangelischen bräuchlich gewesen, bey Personen, so vorher schon im Ambte gesessen und zu einer andern Kirche vociret worden, es zu wiederholen. Wenn demnach Einem Hochwürdigen Consistorio die beschehene Erwehlung wohlervöhnten Herren Tobias Ehrenfried Gebauers zu einem evangelischen Prediger in den beyden Gemeinen Rudelsdorff und Stein-Kuntzendorff wir kraft des uns all-dasselbst zustehenden Juris Patronatus hiermit geziemend hinterbringen, so haben respective proprio et tutorio nomine zugleich gehorsamst ersuchen wollen, unsern Neolectum nach denen bey ihm vorwaltenden Umständen wegen des sonst erforderlichen Examinis hochgütigst zu entheben, hingegen denselben ohne dessen Abheischung zu diesem ihm von uns aufgetragenen geistlichen Ambte zu bestätigen und uns hierüber in Vim Decreti eine beglaubte Recognition zu ertheilen.

Wir werden davor mit höchster Danks Veneration unablässig verharren. Beylagen: Lit. A. Decret vom K. Pr. General Feld Krieges Commissariat dd. Breßlau 20 Decembr. 1741.

B. C. Attestata, so Tit. der Herr Gebauer einzubringen hat.<sup>59)</sup>

### **Entscheid der Oberamtsregierung in Breslau betreffend Aufbringung des Pfarrgehalts in Rudelsdorf u. Steinkunzendorff.**

(Breslauer Staatsarchiv Rep. 14 X Nr. 27 e Aktendeckel Rudelsdorf-Steinkunzendorff Bl. 12)

An die Herrschaften zu Rudelsdorff und Steinkunzendorff.

Wir Friedrich von Gottes Gnaden König in Preußen, Marggraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reichs Ertz-Cämmerer und Churfürst, Souverainer Oberster Herzog in Nieder-Schlesien.

Unser gnädigen Gruß zuvor, Wohlgebohrne, Veste, Liebe, Getreue!

Auff Euer unter dem 27. Febr. bey uns allerunterthänigst eingereichtes Supplicat ertheilen wir euch zur allergnädigsten Resolution, daß ihr einen andern als den vorgeschlagenen Fundum, euer Kirche zu erbauen und den Prediger zu unterhalten ausfündig machen müßet, weil wir keine Privat Collecten zu verstatten gemeinet sind. Ihr werdet daher ja untersuchen und anzuzeigen haben, ob nicht der Fundus aus dem Klingelbeuthel, Vermiethung der Kirch-Stühle oder der anderen freywilligen Offertoriis lediglich herzunehmen seye. Hiervon beschiehet Unser Wille, sind Euch in Gnaden gewogen. Gegeben Breßlau, d. 2. Martii 1742

Hans Carl Fürst von Carlowitz (!)

S. v. Benckendorff

S. W. Kroll

<sup>59)</sup> Schaefer, S. 87-88

(Unter der abgelehnten Privatkollekte ist wohl die direkte Umlage gemeint, nach der jedes Gemeindeglied 1. Silbergroschen u. 1 Kreuzer vierteljährlich zahlen sollte.)<sup>60)</sup>

**Patrone von Rudelsdorf-Steinkunzendorf bitten nach Neufestsetzung des Pfarrgehalts um Confirmation des Tobias Ehrenfried Gebauer.**  
(Breslauer Staatsarchiv Rep. 14 X Nr. 27 e Aktendeckel Rudelsdorf-Steinkunzendorf Bl. 15-16).

An Ihro Königl. Maytt. in Preußen ... auch Souverainen und Obristen Hertzoge in Nieder-Schlesien ...

Die Herrschaften zu Rudolfsdorf und Stein-Cuntzendorff bringen die Praesentation vor den vocirten Prediger Tobias Ehrenfried Gebauer anderweithig zur allerhöchsten Confirmation allerunterthänigst ein, cum petito humillimo ut intus.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König ...

Ewr. Königl. Maytt. haben unß auf unser ... Supplicat, worinnen wir den Tit. Tobias Ehrenfried Gebauer zu einem Prediger vor die Rudelßdorf- und Cuntzendorffer Gemeinden, im Bolckenhayn-Landeshuttischen Crayße Schweidnitzischen Fürstenthums, zur Königl. allerhöchsten Confirmation allerdevotest praesentiret haben, zur ... Resolution ertheilen laßen: „Daß wir einen andern alß den vorgeschlagenen Fundum, die Kirche zu erbauen und den Prediger zu unterhalten, außfindig machen müsten, wir würden daher zu untersuchen und anzuzeigen haben, ob nicht der Fundus aus dem Klingelbeutel, Vermietung der Kirchstühle oder andern freywilligen Offertoriis lediglich herzunehmen sey.“

Wie wir nun hierauf unermangelt, einen dißfälligen Überschlag zu machen und gefunden, daß die Vermiethung derer Kirchstellen zusambt weitläufigen Gemeinden allerdings hinlänglich seynd, wir auch unß versichert halten können, daß die freywilligen Offertoria die eroganda unterstützen werden und daher die Bezahlung der dem Tobias Ehrenfried Gebauer zu einer jährigen Besoldung ausgesetzten 200 rth. aus vorangezeigten Fundis unter unserer Vertretung übernehmen. Alß unterfangen unß Ewr. Königl. Maytt. unsere dißfällige ... Praesentation umbgefertigter hierbey anderweithig allerdevotest zu überreichen und zugleich aller-submissesst zu bitten, dem Pastor Primario tit. Melchior Gottlieb Minor in Dero Königl. Stadt Landeshuth praevia Clementissima Confirmatione die Installierung dieses neuen Predigers anordnen zu laßen.

Vor solche Königl. allerhöchste Deferirung in allertreuegehorsamster Devotion ersterbende Ewr. Königl. Maytt. allerunterthänigst-treuegehorsamste Hannß Friedrich Freyherr von Schweinitz

Gottfried Oßwald Freyherr von Czettritz Tut. nom.

Bernhard von Czettritz Tut. nom.

Friedrich Freyherr v. Zedlitz Tut. nom.

Friedrich Wilhelm v. Seidlitz Tut. nom.

Rudelsdorff im Schweidnitzischen Fürstenthumb, den 31. Martii 1742.<sup>61)</sup>

<sup>60)</sup> Schaefer, S. 88

**1742 April 6**

**Confirmation des Tobias Ehrenfried Gebauer als Prediger in Rudelsdorf und Steinkunzendorf.**

(Breslauer Staatsarchiv Rep. 14 X Nr. 27 e Aktendeckel Rudeldorf-Steinkunzendorf Bl. 13)

Von Gottes Gnaden Friedrich, König in Preußen ...

Unser Gruß zuvor. Würdiger, Lieber, Besonderer.

Nachdem Euch die evangelische Grundherrschaften zu Rudelsdorff und Stein-Cuntzendorf, Hannß Friedrich Freyherr v. Schweidnitz und der Freyherrlichen von Czetztritz-Nimmersathischen Pupillen Vormundschaft vor ernannter ihrer Dorffschaften evangelische Gemeinden zu einem Prediger und Seelsorger beruffen und bey Unß um ... Landesherrliche Confirmation, gebethen; alß bestätigen und setzen Wir Euch zu einem Prediger und Seel-Sorger der obermeldten Gemeinden bey dem ihnen ... verstatteten Beth-Hauß, dergestalt daß Ihr nach geschehener Installation Eure Lehre nach den Prophetischen und Apostolischen Schriften und nach Inhalt der unveränderten Augspurgischen Confession und deroselben Apologie richtet, die Jugend in den Catechismus-Lehren fleißig unterweißet, im Leben und Wandel christlich, gottseelig, friedlich und unsträflich Euch erzeiget, denen Euch anvertrauten Gemeinden mit gutten Exempeln vorleuchtet, auch sonst sowohl in Eurem gantzen Ambte, als im Predigen, wie einem getreuen Seelen Sorger zustehet, Euch erweist, und dergl. Wachsamkeit, Glimpf und Bescheidenheit fürkehret, wie Ihr es gegen Gott, Unsere Allerhöchste Person und die Euch anvertrauten Gemeinden hier in der Zeit und dort in der Ewigkeit zu verantworten gedenket.

Hieran geschiehet Unser Wille. Sind Euch in Gnaden gewogen. Gegeben Breßlau, den 6. April 1742

F. C. Fürst von Carolath.

F. v. Benckendorff<sup>62)</sup>

**1742 April 7**

**Decret an Melchior Gottlieb Minor wegen Installierung des neuen Pfarrers in Rudelsdorf und Steinkunzendorf.**

An den Melchior Gottlieb Minor, Pastorem primarium zu Landeshuth. Friedrich, König in Preußen pp.

Unsern p. Auf allerunthänigstes deßhalben an Uns sub praes. den 7ten Curr. von den Grundherrschaften zu Rudelsdorff und Stein Cuntzendorff gelangtes Ansuchen, befehlen Wir Euch in Gnaden:

Den von ihnen zum Prediger ernannter Dorfschaften evangelischer Gemeinden vocirten Tobias Ehrenfried Gebauer, allernächst als Euch möglich, in diesem Ambte zu installiren.

Sind Euch p. Gegeben Breßlau, den 7. April ao. 1742.<sup>63)</sup>

<sup>61)</sup> Schaefer, S. 89-90

<sup>62)</sup> Schaefer, S. 90

<sup>63)</sup> Schaefer, S. 90-91

Dieser eindrucksvolle Briefwechsel einerseits zwischen den Evangelischen von Rudelsdorf und Steinkunzendorf und andererseits zwischen dem König und seiner Provinzialregierung erhellt auf einzigartige und sonst gar nicht darstellbare Weise, was es damit auf sich hat, daß mitten in und zwischen Kriegen im schlesischen Lande, die schlesische evangelische Bethauskirche entsteht, dargestellt an einem Beispiele, das für aberhundert Beispiele steht. Da ist auf der einen Seite eine übermäßig reiche katholische Kirche, reich an Kirchen, Pfarr- und Schulhäusern und landwirtschaftlichem Besitz an Acker und Wald und Wiese und Teich — und auf der anderen Seite eine übermäßig arme Riesenschar von Protestanten, arm an Land und Kirche, Schule und Pastorat, aber reich an Glaubensbrüdern und Schwestern, die einen unbändigen Willen haben und viele Hoffnungen und eine einheitliche Kirche werden wollen. Mit welchen Hoffnungen gingen doch die evangelischen Theologen und Schulmeister an ihre neue Arbeit heran. Und ihre Bauern, Kleinstädter und Gutsbesitzer trug ein wunderbarer Glaube, der sich leicht übersteigerte. Und dort stand ein König, dem langsam immer mehr es aufging, was hier in Schlesien evangelische Frömmigkeit bedeutete, ja, daß sie Berge versetzte. Ganz leise durchdringt seine nüchternen Schreiben ein Wissen um die Not und Kraft dieses evangelischen Glaubens in Schlesien. Seine Nüchternheit haben auch die zähen schlesischen Bauern, Städte und Grundbesitzer. Auch die können, wenn es darauf ankommt, rechnen. Und so stellen sie eine Kirchengemeinde nach der anderen auf die Beine, auch wenn es dürre Beine sind. J. Adam Hensel führt 206 Bethäuser mit den Namen ihrer Geistlichen 1750 auf, davon 122 in den Fürstentümern Schweidnitz und Jauer, 60 in den Fürstentümern Glogau und Sagan und 24 im Fürstentum Breslau und in Oberschlesien.<sup>64)</sup> Der überaus fleißigen Arbeit des Kupferstechers Friedrich Bernhard Werner aus Olmütz, der in Augsburg tätig war, verdanken wir die Zeichnung von 164 Bethäusern und die Mitteilung über 26 Ausweich- und Behelfseinrichtungen, da bis 1752 dort Bethäuser vorgesehen aber noch nicht erbaut worden sind. Auch das Bethaus in Rudelstadt ist als Fig. 15 S. 48 bei G. Grundmann abgebildet. Werners heute sehr seltenes Werk sollte eine Neuauflage erleben.<sup>65)</sup> Es war ein sehr mühsames Unternehmen, das sich Werner vorgenommen hatte. Er wanderte von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und war gezwungen, „die Gebürge zu durchkriechen“, wie er in seiner Vorrede schreibt. Bis zu dem letzten Kriege waren noch etwa 40 Bethäuser in ihrer ursprünglichen Form erhalten und wurden sehr gepflegt wie die evangelischen Schrotholzkirchen im Kreise Kreuzburg O/S. Oft waren allerdings diese Bethäuser von einem Zimmermann als einfache Bretterhäuser oder Lehmfachwerkbauten errichtet worden, die bald abgerissen und einem massiven oder doch stark untermauerten Fachwerkbau wichen. Die Liste der ersten Bethäuser und

<sup>64)</sup> Hensel, S. 751-754

<sup>65)</sup> Friedrich B. Werner: Perspektivische Vorstellung derer von SR. Königl. Maytt. in Preußen dem Land Schlesien allergnädigst concedirten Bethäuser ... Ao 1748, erschienen 1752

Interimsbauten ist nachzulesen bei G. Grundmann.<sup>66</sup>) Grundmann hat auch eine Reihe der Wernerschen Zeichnungen in seinem Werk in etwa diesen Seiten aufgenommen und darüber hinaus eine Anzahl von Bethauskirchen, wie sie vor 1945 noch bestanden, so auch Rudelstadt.<sup>67</sup>) Das Bethaus zu Rudelstadt wie auch etwa das zu Kunzendorf Gräfl. Krs. Löwenberg sind bis zu ihrem Untergang durch Ausschlichten und Abriß nach 1945, obwohl kein Grund für den Abriß vorlag und hier keine Kampfhandlungen mehr stattgefunden haben, besonders deutliche Beispiele des ursprünglichen Bethausbaues.<sup>68</sup>) Das Werk von Hultsch bietet eine größere Anzahl von Bethauskirchen zur Ansicht. Typisch für die Bethäuser, sie durften ja für längere Zeit nicht Kirchen genannt werden, ist einmal der Fachwerkbau, sodann die Turmlosigkeit, auf dem Giebel meist ein schlichtes Kreuz, das erst später wie in Lähn Krs. Löwenberg durch ein gestaltetes Kreuz<sup>69</sup>) oder noch später durch einen Kirchturm ersetzt wurde, z. B. in Giehren Krs. Löwenberg<sup>70</sup>), dazu umlaufende Emporen wie in allen diesen genannten Beispielen und schließlich der Kanzelaltar, wobei in einzelnen Fällen auch noch die Orgel über dem Kanzelaltar angebracht wurde. Der kreuzförmige Grundriß der Vergangenheit hatte mehrfache Unzuträglichkeiten für eine Predigtkirche gebracht. Sitzplätze im Rücken der Kanzel, im Raum zwischen Kanzel und Altar und in den Seitenarmen waren für die Zuhörer ungünstig, ebenso die doppelte Blickachse, die eine zum Altar, die andere zur Kanzel, die Unruhe in den Raum und für das Auge brachten. Die Lösung bot die rechteckige Saalkirche und der Kanzelaltar. Damit nun möglichst keine Emporenplätze hinter dem Kanzelaltar waren, wurde dieser geringfügige Raum an der Schmalseite entweder ausgespart oder für die Orgel benutzt. Der Kanzelaltar war gleichzeitig der Anlage von Emporen bei dem Predigthunger dieser Zeit günstig, die sich deshalb oft bis zu vier Etagen aufbauten. Die Emporen wurden meist oval umgeführt.<sup>71</sup>)

Der polygonale Zentralbau tritt selten auf, als Achteck z. B. in Hertwigswaldau Krs. Sagan und als Sechseck in Sulau Krs. Militisch-Trachenberg<sup>72</sup>. Das Oval im Innenraum tritt an die Stelle des als zu nüchtern empfundenen Rechtecks. Dennoch bleibt dieses als Grundform für die Predigtkirche entscheidend. Das schlichte Äußere vieler Bethauskirchen erinnert oft an ein Großbauernhaus oder den Dorfkretscham. Und sie gehören, diese Bet-

<sup>66</sup>) G. Grundmann: Der evangelische Kirchbau in Schlesien Frankfurt/M. 1970 S. 39-44 (mit Selbstbildnis Werner S. 39) (abgek. Grundmann)

<sup>67</sup>) Grundmann, S. 176

<sup>68</sup>) G. Hultsch: Schlesische Dorf- und Stadtkirchen Lübeck 1977, (Das evang. Schlesien Bd. VII) Text S. 341, Bild S. 681 — für Kunzendorf gräfl.: Schles. Gottesfreund, Jan/Febr. 1986 Text und Bilder S. 16 von G. Hultsch (abgek.: Hultsch, Kirchen)

<sup>69</sup>) Hultsch Kirchen, Text S. 199/200, Bilder S. 570/571 (L. seit 1977 Lagerschuppen).

<sup>70</sup>) Hultsch Kirchen, Text S. 93/94, Bilder S. 490/491 (G. seit 1976 Lagerhaus)

<sup>71</sup>) A. Wiesenhütter — G. Hultsch: Der evangelische Kirchbau Schlesiens, Düsseldorf 1954 (Das evang. Schlesien Bd. III) S. 31-35

<sup>72</sup>) Grundmann, S. 47; weitere Beispiele G. Grundmann: Die Bethäuser des Kreises Hirschberg, Breslau o. Jahr S. 25 ff.

häuser, genau in die dörfliche Umgebung. Pfarrhaus und Schulhaus sind genau dazu eingepaßt. Überwiegend sind es Fachwerkkonstruktionen mit Schindeldach, schwarz-weißem Anstrich und wohnhausartigen Fenstern, wofür gerade Rudelstadt ein ausgezeichnetes Beispiel geboten hat. Man denkt unwillkürlich daran: Im Notfall eines für Preußen unglücklich ausgehenden Krieges konnten viele dieser Bethäuser in Wohnhäuser umgewandelt werden, wie z. B. Kunzendorf Gräfl. und Wünschendorf Krs. Löwenberg, aber ebenso Rudelstadt und Dutzende anderer Bethäuser. Das Innere und die Innenausstattung reichen natürlich nicht an den Reichtum der Friedens- und Gnadenkirchen heran. Aber die anheimelnde Holzbauweise der Emporen und des Gestühls, die Holztonnengewölbe mit Freskomalereien wie in Arnsdorf und Voigtsdorf im Kreise Hirschberg erstaunen den Eintretenden ebenso wie die Schnitzereien am Orgelgehäuse, an der Kanzel und um den Altar wie auch die zum Teil wunderschönen Glasluster wie z. B. in Reibnitz und Petersdorf im Kreise Hirschberg,<sup>73)</sup> aus den umliegenden Glashütten ebenso stammend wie vielerorts Zimmermeister diese Bauten aufgeführt haben aus der näheren und weiteren Umgebung. Die Kirchbautätigkeit greift dann über den Rahmen der nun gebildeten schlesischen evangelischen Landeskirche hinaus, weil der König nichtlandeskirchlichen Evangelischen das Niederlassungsrecht in Schlesien zugesteht, ja, es ausdrücklich wünscht. So wird die Niederlassung der Herrnhuter (oder Mährische Brüder genannt) von Friedrich d. Gr. mit Edikt vom 25.12.1742 ausführlich und in seinen Grenzen dargestellt.<sup>74)</sup> Die Brüder müssen gesondert siedeln und auf Proselytenmacherei verzichten, unterstehen auch nicht dem Königl. Konsistorium sondern eigenen Bischöfen. So entstehen an 5 Orten in Schlesien Brüdergemeinen mit eigenen Betsälen in Niesky, Gnadenberg, Gnadenfrei, Neusalz a. d. Oder und Gnadenfeld.<sup>75)</sup> Mit diesen Betsälen haben wir nun schon die Nachfolgebauten der ersten Bethäuser vor uns. Sie sind noch sehr schlicht, aber massiv gebaut und mit einem Dachreiter versehen. In zwei Fällen, in Buchwald Krs. Hirschberg und Prausnitz Krs. Goldberg sind Bethaus und Pfarrhaus unter einem Dach vereint. Mit dem Edikt des Königs vom 31. Dezember 1757 und 3. März 1758 wird die doppelte Kirchenbesteuerung, also die Zahlung doppelter Stolgebühren von Evangelischen an den evangelischen Prediger und den katholischen Parochus aufgehoben. Jedes Kirchenmitglied zahlt nur noch die Stolgebühren seiner eigenen Konfession.<sup>76)</sup> Mit dem 15. August 1764 wird den schlesischen Bethäusern der Name: evangelische Kirche — verliehen.<sup>77)</sup> Diese Maßnahmen stärkten das bis dahin sehr verwundete Selbstgefühl der Protestanten und erleichterte ihre wirtschaftliche Lage. Das wirkte sich erfreulich für den

<sup>73)</sup> Grundmann, S. 173, 175, 176, 181, 182, 186-189.

<sup>74)</sup> Friedrich Schwencker: Die Toleranz Friedrich d. Gr. und die schlesischen Kirchen, in: ZVGG 75/1941 S. 138 ff(abgek.: Schwencker)

<sup>75)</sup> Grundmann, S. 54 und Abbildung S. 179-180

<sup>76)</sup> Schwencker, S. 88

<sup>77)</sup> Schwencker, S. 91

Kirchbau aus. Aus manchmal bretternen Bethäusern wurden Bethauskirchen, ja, Kirchen überhaupt, ob sie nun massiv oder als Fachwerkbauten errichtet waren. Die Portalseite wurde verschönert z. B. mit einem Turmstück besetzt wie in Rohnstock Krs. Jauer,<sup>78)</sup> oder mit einer barocken Schauwand versehen wie in Schmiedeberg, wo zugleich die Kreuzform durch abgeschwächte Seitenarme dem Rechteck angenähert wurde.<sup>79)</sup> Warmbrunn und Arnsdorf im Riesengebirge stellten den nachgebauten Turm, wie überhaupt Turm und Glocken als Zeichen für eine regelrechte Kirche angesehen wurden, an die Schmalseite der Kirche<sup>80)</sup> und Goschütz Krs. Groß-Wartenberg an die Breitseite des Gotteshauses. Auch das Innere der Kirchen wurde immer schöner, wie z. B. der herrliche Schwung der Emporen in der Bethauskirche zu Schmiedeberg im Riesengebirge<sup>81)</sup> und das fast zu üppige Orgelprospekt, Schwung der Kanzel und die feinen Glasleuchter in Warmbrunn Krs. Hirschberg es zeigen. Der schlesische Kirchbauführer endete nicht mit den vierziger und fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Er dauerte über den Tod des großen Königs hinaus. Das hängt damit zusammen, daß der König die Wunden, die die schlesischen Kriege dem Lande geschlagen, zu schließen versuchte.

So holte er Einwanderer ins Land, vor allem Evangelische und Deutsche, aber nicht nur diese. Allein die schlesischen Kriege hatten in Schlesien zu einem Bevölkerungsverlust von 115.000 Menschen geführt. Ebenso viele Kolonisten sind in dieser Provinz angesiedelt worden.<sup>82)</sup> Sehr viel evangelische Deutsche kamen aus den an Schlesien angrenzenden Gebieten Polens. So half Friedrich d. Gr. auf Bitten des Feldpredigers Gottlieb Schleyermacher, des Vaters des berühmten Theologen, 313 Einwohnern des Dorfes Seiffersdorf in Polen 1770 mit ihrer Hofwehr und ihren Webstühlen unter dem Schutze der Pleßer Husarenschwadron unter Rittmeister v. Woysch in den Kreis Pleß O/S zu kommen und dort die Kolonie Anhalt zu gründen. Ihr Betsaal und das Pfarrhaus wurden 1770 erbaut. Erster Pfarrer dieser reformierten Gemeinde war seit 1778 Gottlieb Schleyermacher, der hier 1794 verstarb. Diese reformierte Gemeinde gehörte, später nach der Lostrennung von 1921 in Ostoberschlesien gelegen, zu den wenigen ihrer Art in Schlesien. Eine massive Kirche konnte 1807 mit freistehendem hölzernen Glockenturm und dazu gehöriger Glocke errichtet werden. Ihre letzte Kirche wurde 1920 erbaut, 1950 geschlossen und verfällt.<sup>83)</sup> Dem König lag, wie dieses Beispiel zeigt, daran, daß Gemeinden verschiedener Konfession sich vertrugen. Als Reformierter hat sich der König nachdrücklich dieser reformierten Gemeinden besonders ange-

<sup>78)</sup> Grundmann, S. 56 Fig. 25

<sup>79)</sup> Grundmann, S. 60 Fig. 29, bild S. 193

<sup>80)</sup> Grundmann, S. 210; Hultsch, Kirchen, Text S. 14-16, Bild S. 431

<sup>81)</sup> Grundmann, S. 195

<sup>82)</sup> G. Hultsch: Die kolonisatorische Tätigkeit Friedrich d. Gr. und ihre konfessionelle Bedeutung, in: JSKG 1973 S. 100 ff.

<sup>83)</sup> Andreas Wackwitz: Urbanus 1770-1970. Gründung, Entwicklung, Zerstreuung der oberschlesischen Gemeinde Anhalt, in: JSKG 1970 S. 118 ff; Silesia Sacra, S. 170/171

nommen. Die kleine reformierte Gemeinde in Glogau entsteht durch Beamte der „Königl. Kriegs- und Domänenkammer“ und Soldaten der Garnison nach 1741. Ihre Gottesdienste hält sie zunächst im städtischen Schmetterhause ab. Vom 26.1.1828 steht ihr das Recht zu, immer und für alle Zeiten die Garnisonskirche zu benutzen. Letzter Pfarrer der Gemeinde war von 1940-1945 Rudolf Kluge. Die Garnisonskirche ist eine Bethauskirche, 1788-1790 erbaut mit rechteckigem Grundriß.<sup>84)</sup>

Bedeutender als Kirchbau und auch an Zahl der Gemeindeglieder war die Evangelische Reformierte Hofkirchengemeinde zu Breslau. Seit 1740 fanden sich reformierte Gemeindeglieder zusammen. Die Konzession zur Gemeindegründung durch Friedrich d. Gr. erfolgte am 11. August 1742. Die Bethauskirche wurde in die Straßenfront eingefügt mit an der Schmalseite zur Straße eingebautem Glockenturm. Der Grundriß ist rechteckig. Die Außenfronten sind sehr schlicht und ungeschmückt. Kanzelaltar und zwei oval umlaufende Emporen prägen das Innere. Eine entzückende Rokokoorgel und die in gelblichen Tönen gehaltenen Wände geben der Würde des Raumes Ausdruck, auch wenn sakraler Schmuck fehlt.<sup>85)</sup> In der Schloßkirche zu Karlsruhe Krs. Oppeln O/S ist das reine Oval schon im Grundriß angelegt und nur durch vier Anbauten aufgegliedert, von denen der eine den eleganten Turm darstellt mit zopfiger Spitze. Rokokoprächtig ist der Innenraum ausgeschmückt durch Kanzelaltar, Orgel und Herrschaftsloge.<sup>86)</sup> Breslau-Hofkirche und Karlsruhe werden heute polnisch-lutherisch genutzt und sind erhalten. Die Herrschaftsloge wurde noch besonders geziert durch einen schwarzen Adler. Den reformierten Gemeinden gesellten sich böhmische Kolonistengemeinden mit tschechischer Gottesdienstsprache hinzu, so 1749 Friedrichstein (Hussinetz) Krs. Strehlen, Groß-Friedrichs-Tabor Krs. Groß-Wartenberg ebenfalls 1749, Friedrichsgrätz Krs. Oppeln O/S 1752 und Petersgrätz Krs. Groß-Strehlitz O/S, von Bevölkerungsüberschuß aus Friedrichsgrätz begründet und seit 1892 selbständige Parochie<sup>87)</sup>. Der Gemeinde zu Friedrichstein überließ König Friedrich durch Konzession vom 24. Juni 1750 die Propstkirche oder Marienkirche, auch Altranstädter Kirche genannt, weil sie 1708 den Evangelischen zurückgegeben wurde und am Rande von Strehlen liegt. Sie ist bereits 1264 erwähnt und wurde also nicht neu als Bethaus erbaut.<sup>88)</sup> Die Kirche in Groß-Friedrichs-Tabor wurde 1775 als hölzernes Bethaus erbaut. Ein Turm mit 2 Glocken stand daneben auch aus Holz. 1920 besetzten die Polen etwa die Hälfte des Kreises Groß-Wartenberg gegen den Widerstand der Einwohner und ohne Abstimmung, so auch

<sup>84)</sup> U. Hutter: Geschichte der reformierten Gemeinde zu Glogau (1742-1945), in, JSKG 1984 S. 159 ff); Silesia Sacra, S. 99

<sup>85)</sup> Grundmann S. 63, Bild S. 201; Wiesenhütter-Hultsch S. 36, Bilder S. 104 ff

<sup>86)</sup> Grundmann, S. 64/65, Bilder S. 208/209 — Wiesenhütter-Hultsch S. 36, Bilder S. 113-115

<sup>87)</sup> G. Hultsch: Aus der Geschichte der böhmischen Gemeinden innerhalb der schlesischen evangelischen Kirche, in: JSKG 1954 S. 84 ff

<sup>88)</sup> F.G. Anders: Historische Statistik der evangelischen Kirche in Schlesien. Breslau 1867 S. 367/368; Silesia Sacra S. 70; Hultsch: Kirchen Text S. 81, Bilder S. 481

Groß-Friedrichs-Tabor.<sup>89)</sup> In Friedrichsgrätz wurde eine Bethauskirche aus Bindwerk und Holz 1768 errichtet. Daneben stand ein hölzerner Glockenturm mit einer Glocke darin. Die Pfarrwidmut betrug rund 25 ha Äcker und Wiesen. Die neue Kirche in Ziegelbau stammt von 1890 und ist mit Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins erbaut worden.<sup>90)</sup>

Das Gotteshaus zu Petersgrätz Krs. Groß-Strehlitz O/S stammt erst von 1892.<sup>91)</sup> 1772 und 1773 wird Plümkenau Krs. Oppeln O/S als Holzfällerkolonie vom König mit einer Reihe von weiteren umliegenden Holzfällerkolonien begründet. Diese Kolonien sollten die Holzkohle für die umliegenden Eisenhütten auf Raseneisenerzgrundlage beschaffen. Die Ansiedler stammten meist aus Hessen. Die evangelische Kirche in Plümkenau wird 1786 samt Pfarrhaus und Schule auf Staatskosten erstellt und ist ein schöner Fachwerkbau auf rechteckigem Grundriß mit dem Glockenturm von 1790 und der Kirchenpforte auf der einen Schmalseite. Diese Pfarrei verfügt über 21 ha Acker und Wiese.<sup>92)</sup> In allen ober- und zum Teil angrenzenden mittelschlesischen Kreisen wurden Kolonien angelegt, auch Bauerndörfer und in wüste Stellen der Städte wurden Handwerkerstellen bereitgestellt. Dies schildert für den oberschlesischen Kreis Neustadt Johannes Leuchtmann.<sup>93)</sup> Auch der Werdegang einer Bethausgemeinde wird an Hand des Beispiels von Arnsdorf im Riesengebirge bis zu ihrem Ende 1945 dargestellt vom hölzernen Bethaus, einem Bretterhaus ähnlich, bis zur massiven Kirche mit Glockenturm und Glocken, dem Zusammenwirken in einer lebendigen Gemeinde bis zu ihrem Untergang und dazu neben dem Wort mit Bildwerk belegt.<sup>94)</sup>

*Dr. Dr. Gerhard Hultsch*

<sup>89)</sup> Anders, S. 240

<sup>90)</sup> Anders, S. 710/711; Silesia Sacra S. 163, Hultsch-Kirchen, Text S. 82-84, Bild S. 482

<sup>91)</sup> Silesia Sacra, S. 165

<sup>92)</sup> Hultsch, Kolonisation, JSKG 1973, S. 116/117; Silesia Sacra S. 165/166; Hultsch, Kirchen, Text S. 303/304, Bild S. 657

<sup>93)</sup> J. Leuchtmann: Das Evangelium im Neustädter Land, Lübeck 1978, S. 70ff

<sup>94)</sup> W. Bellardi: Die Bethauskirche in Arnsdorf im Riesengebirge, Lübeck 1986

# Begegnungen König Friedrichs II. des Großen mit schlesischen Pfarrern

Direkte Begegnungen des großen Königs mit Pfarrern beider Bekenntnisse hat es wenige gegeben, und nur einen einzigen kann ich von seinem Erlebnis selber berichten lassen. Es sollen darum auch einige indirekte Berührungen mit Vertretern schlesischer Gemeinden sowie Äußerungen von Pfarrern berücksichtigt und wiedergegeben werden, soweit dies auf Grund der erreichbar gewesenen Literatur festzustellen möglich war<sup>1)</sup>.

## Anmerkungen

- 1) 1. Karl Heinrich Siegfried Rödenbeck, Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Großen Regentenleben. 1. Bd. 1740-1759, Berlin 1840, 2. Bd. 1760-1769, Berlin 1841, 3. Bd. 1770-1786, Berlin 1842.
2. Das Tagebuch des Feldpredigers J. F. Seegebart und sein Brief an J. D. Michaelis. Ein Beitrag zur Geschichte des ersten Schlesischen Krieges, hrsg. von Dr. K. R. Fickert, Breslau 1849.
3. Colmar Grünhagen, Geschichte des ersten schlesischen Krieges. 2 Bde., Gotha 1881.
4. Colmar Grünhagen, Schlesien unter Friedrich dem Großen 1. Bd. 1740-1756, Breslau 1890, 2. Bd. 1757-1786, Breslau 1892.
5. Anton Friedrich Büsching, Character Friedrichs des Zweyten, Königs von Preußen, Halle 1788.
6. Anton Friedrich Büsching, Zuverlässige Beyträge zu der Regierungsgeschichte Friedrichs II. von Preußen, Hamburg 1790.
7. Ernst Pfeiffer, Die Revuereisen Friedrichs des Großen, besonders die schlesischen nach 1763 und der Zustand Schlesiens von 1763 bis 1786, Berlin 1904.
8. Heinrich Pigge, Die religiöse Toleranz Friedrichs des Großen. Mainz 1899.
9. J. D. E. Preuß, Friedrichs des Großen Jugend und Thronbesteigung. Berlin 1840.
10. Hellmut Eberlein, Schlesische Kirchengeschichte (Das Evang. Schlesien, hrsg. von Gerhard Hultsch 1. Bd.), Goslar <sup>3</sup>1952.
11. Hermann Hoffmann, Friedrich II. von Preußen und die Aufhebung der Gesellschaft Jesu, Rom 1969.
12. Werner Marschall, Geschichte des Bistums Breslau. Stuttgart 1980.
13. Martin Schian, Friedrich der Große und die evangelische Kirche in Schlesien. Berlin und Breslau o. J. (1941).
14. Friedrich Andreae, Friedrich der Große und Schlesien, in: Der Oberschlesier, 18. Jg., hrsg. von Karl Szodrok, Oppeln 1936, S. 299-319.
15. Eduard Cauer, Die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse Schlesiens unter Friedrich dem Großen, in: Schlesische Provinzialblätter, neue Folge 1. Bd., Breslau 1862, S. 654-66, 716-26.
16. Colmar Grünhagen, Die Belagerung von Brieg im Jahre 1741, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens Bd. 4, 1, 1862, S. 23-38 (fortan abgek.: Zeitschrift).
17. Colmar Grünhagen, Friedrichs des Großen Feldlager in Schlesien 1740-1741, in: Zeitschrift 12, 2, 1875, S. 422-32.
18. Colmar Grünhagen, Die Österreicher in Breslau, in: Zeitschrift 24, 1890, S. 55-87.
19. Hans Jessen, Schlesiens Trauer beim Tode Friedrichs des Großen, in: Zeitschrift 70, 1936, S. 1-22.
20. Paul Stockmann, Aufzeichnungen eines schlesischen Arztes aus dem Ende des Jahres 1740, in: Zeitschrift 25, 1891, S. 274-81.
21. Carl Weigelt, Die evang. Kirche in Schlesien zur Zeit der preußischen Besitzergreifung, in: Zeitschrift 23, 1889, S. 60-144.
22. Friedrich Schwencker, Die Toleranz Friedrichs des Großen und die schlesischen Kirchen, Teil I 1741-1747, in: Zeitschrift 75. Bd., 1941, S. 138-156, Teil II 1747-1786, ebenda 76. Bd., 1942, S. 81-96.
23. Reinhold Schaefer, Die Bedeutung des preußischen Lagers in Rauschwitz für die evangelische Kirche Schlesiens, im evang. Kirchenblatt für Schlesien 44. Jg. 1941, S. 86-89.

Allzu Bekanntes, das anderswo besser nachgelesen werden kann, soll nicht wiederholt werden, diese Begegnungen möchten neben dem Gedenken an den vor 200 Jahren Verstorbenen auch ein kleiner Beitrag zur schlesischen Presbyterologie in der friderizianischen Zeit sein. Außer den kurzen Aufzeichnungen des Augenzeugen von 1740 und dem Itinerar des Feldpredigers von 1741 bis 1742 wird vor allem das Tagebuch von Rödenbeck als zuverlässiger Wegweiser dienen.

Noch bevor die preußischen Truppen schlesischen Boden betreten hatten, kam dem König eine Abordnung der evangelischen Gemeinde von Glogau, der Graf von Logau und der Fleischermeisterälteste Müller, am 15. Dezember 1740 auf der Straße zwischen Crossen und Züllichau entgegen, um die Zusicherung zu erhalten, daß er bei Belagerung der Festung sich der vor der Stadt gelegenen evangelischen Kirche, die der österreichische Kommandant von Wallis abbrennen lassen wollte, nicht zum Nachteil der verteidigten Festung bedienen wolle. Friedrich ließ den Wagen anhalten, hörte die Bitte der beiden Abgesandten an und sagte: „Ihr seid die ersten Schlesier, die um eine Gnade bitten, sie soll euch gewährt werden.“ Die sofort diktierte Zusicherung, die Stadt von dieser Seite nicht anzugreifen, wurde durch einen reitenden Boten dem Kommandanten überbracht, und die Kirche blieb verschont<sup>2)</sup>. Später soll der König geäußert haben, als er die schlichte „Hütte Gottes“ gesehen, es wäre nicht schade gewesen, sie niederzureißen, die Glogauer Protestanten müßten doch eine bessere Kirche haben<sup>3)</sup>.

Am 16. Dezember hatte der König sein erstes Hauptquartier in Schweinitz bei Grünberg im Schlosse der Freiin Eleonore Charlotte von Stentzsch, der Witwe eines preußischen Kammerherrn, mit der er zur Nacht speiste. Am 19. weilte er auf dem Gute Milkau Kr. Sprotttau, das den Jesuiten gehörte, die den König sehr ehrerbietig empfangen und er wiederum sie, die er „Hochwürden“ titulierte, durch seine Freundlichkeit und sein leutseliges Wesen zu beruhigen eifrig beflissen war<sup>4)</sup>.

In diesen Tagen müssen sich auch die Greuel der von Religionshaß entflammten einmarschierenden preußischen Truppen zugetragen haben, von denen Theiner berichtet<sup>5)</sup>, daß Soldaten Kreuze und Heiligenbilder niederrissen und zertrümmerten, bis der König solchem Fanatismus entgegentrat. Als ein Soldat in Hermsdorf bei Glogau der Statue des heiligen Johannes von Nepomuk den Kopf abgeschlagen hatte, ließ Friedrich dem katholischen Pfarrer sogleich 50 Taler zustellen mit der launigen Bemerkung, dem Standbild doch eine festere Grundlage zu geben!

<sup>2)</sup> J. D. E. Preuß, Friedrichs d. Gr. Jugend und Thronbesteigung, 1840, S. 456.

<sup>3)</sup> Grünhagen, Schlesien unter Friedr. d. Gr. I, S. 58-59.

<sup>4)</sup> Rödenbeck, Tagebuch I (1840), S. 29; Grünhagen I, S. 61, 64; A. Förster, Geschichtliches aus den Dörfern des Kreises Grünberg (1905), neu hrsg. von Ernst Clauß (Heusenstamm o. J.), S. 197; H. Hoffmann, Friedrich II., S. 3.

<sup>5)</sup> Augustin Theiner, Zustände der katholischen Kirche in Schlesien von 1740 bis 1758, 1. Bd., 1852, S. 3. Ein preußischer Offizier erschöß im August 1741 unter dem Heinrichauer Klostertor die 80jährige Mutter des Pfortners mit den Worten: „Du alte katholische Bestie“ (F. Toenniges, Ein schlesisches Kloster im Brennpunkt preußischer Geschichte, 1981, S. 18).

Der Verfasser des Tagebuches „Diarium Hirschbergense, Lignicense et Schönfeldense“, Dr. Samuel Gottfried Feige, zuletzt Arzt in Schönfeld bei Bunzlau, berichtet von starker Einquartierung preußischer Truppen um Haynau, daß sie am 2. Weihnachtsfeiertage vor dem Einläuten zur Kirche in Altenlohm eingetroffen waren, und sein Vater hatte tags darauf im Pfarrhause zu Kreibau<sup>6)</sup> 4 Offiziere und 20 Mann zu bewirten, die sich nicht gerade gewalttätig bezeigten, aber doch bei ihrem Abzuge ein Bett, Hühner und anderes mitgehen ließen<sup>7)</sup>.

Die Evangelischen sahen allenthalben in dem König ihren Retter, in Lüben habe ihm die Jugend begeistert zugerufen: Es lebe der König Friedrich in Preußen! Beim Durchzug zweier preußischer Regimenter „sperrten die Leute in Liegnitz Maul und Nasen auf, denn sie hatten wohl Zeit ihres Lebens solch schön Volk nicht gesehen“. Dennoch gab es auch in der preußischen Armee Deserteure. Feige berichtet: „Die Soldaten hatten neulich meinem lieben Vater das Deserteur-Patent in der Kirche abzulesen befohlen“, was auch später zu wiederholen angeordnet wurde<sup>8)</sup>.

Der König marschierte in Richtung Breslau, wo er am 1. Januar 1741 seinen Einzug hielt und am 3. die Abgesandten der Stadt empfing. Als er auf dem Dome erschien, überreichte ihm der alte Prälat von Rummerskirch mit zitternden Händen die Schlüssel, doch der König beruhigte ihn, er brauche sich nicht zu fürchten. Friedrich zog in den nächsten Tagen neben den Honoratioren der Stadt auch die Domherren und die Prälaten von St. Matthias, St. Vinzenz und des Sandstifts sowie den Kircheninspektor Johann Friedrich Burg<sup>9)</sup> zur Tafel.

Die schlesischen Städte kamen kampflos in preußische Hand, wobei die Soldaten im allgemeinen gute Manneszucht hielten; nur Neiße leistete ernsthaft Widerstand; „weil es ein Pfaffennest ist“, wie es der König nannte, wollte er die Übergabe durch ein heftiges Bombardement herbeiführen, es verfehlte jedoch seine Wirkung durch die tapfere Haltung der Bürgerschaft, die sogar den König in Verwunderung versetzte, und mußte deshalb eingestellt werden<sup>10)</sup>.

Während der Belagerung von Neiße machte der Kardinal von Sinzendorf dem König seine Aufwartung<sup>11)</sup>.

<sup>6)</sup> Kreibau-Altenlohm, Pfarrei im Kirchenkreis Haynau. M. Gottfried Feige, geb. 17.9.1674 in Kreibau, 1699 dort des Vaters Substitut, 1703 Diakonus, 1705 Pastor. Em. 1760, gest. 30.6.1766 (Predigergeschichte des Kirchenkreises Haynau, 1938, S. 17).

<sup>7)</sup> P. Stockmann, Aufzeichnungen, Z. 25, 1891, S. 280.

<sup>8)</sup> Ebenda, S. 281.

<sup>9)</sup> Georg Blümel, Der Kircheninspektor Johann Friedrich Burg, Breslau 1928, S. 13; Grünhagen I, S. 82.

<sup>10)</sup> Grünhagen I, S. 93.

<sup>11)</sup> Über die beiden Bischöfe von Breslau, Kardinal Philipp Ludwig Graf v. Sinzendorf (1732-47) und Philipp Gotthard Fürst v. Schaffgotsch (1748-95) vgl. Theiner, kath. Kirche, Bd. I (1852); J. Gottschalk, Die Grabstätten der Breslauer Bischöfe, in: Archiv für schles. Kirchengeschichte 37/1979, S. 206-07 (mit Literaturangaben); W. Marschall, Bistum Breslau, S. 101-107. Über Schaffgotsch auch H. Hoffmann, Die Breslauer Bischofswahlen in preußischer Zeit, in: Zeitschrift 75/1941, S. 158-62.

Im Lager von Rauschwitz, unmittelbar vor dem belagerten Glogau, dem Hauptquartier des Erbprinzen Leopold von Dessau, waren noch im Januar 1741 zwölf in Berlin am 16.1. ordinierte Predigtamtskandidaten in Gemeinden Oberschlesiens und des Fürstentums Glogau entsandt worden, die der Volksmund die 12 Apostel nannte; als Texte für die ersten Predigten in den eilig errichteten Bethäusern wurden bestimmt: Deut. 20,10-12 (Wenn du vor eine Stadt ziehst, sie zu bestreiten, so sollst du ihr Frieden bieten) und 1. Makk. 15,33-34 (Das Land, das wir wieder erobert haben, ist unser väterliches Erbe)<sup>12</sup>). Bei der Bildung neuer Kirchspiele war man etwas „tumultuarisch“ vorgegangen, weshalb einige evangelische Geistliche beim König, als er am 21.2.1741 durch Lüben kam, auf Wunsch ihrer Kirchenpatrone um Audienz nachsuchten, so daß es dem König ratsam schien, der allzu großen Eilfertigkeit in Errichtung der neuen Bethausgemeinden vor genauer Prüfung der finanziellen Möglichkeiten einen Dämpfer aufzusetzen, weshalb von den 28 in Rauschwitz geprüften Kandidaten nur 10 ausgelost und am 23.2. für Orte in den Fürstentümern Glogau und Jauer ordiniert wurden. Die übrigen 18 sollten sich gedulden, bis die „itzigen Troublen“ einigermaßen in Ordnung gekommen seien und die Lage sich geklärt und gefestigt habe<sup>13</sup>). Sie mußten noch genau ein Jahr warten und sind im Januar und Februar 1742 in Breslau für Gemeinden in den Fürstentümern Schweidnitz und Jauer ordiniert worden<sup>14</sup>). Am 12.3.1741 nimmt Friedrich in Schweidnitz am Gottesdienst in der evangelischen Kirche teil mit der Dankpredigt des Inspektors M. Gottfried Balthasar Scharff nach Eroberung der Festung Glogau in der Nacht vom 8. zum 9. März<sup>15</sup>).

Von seinen Erfahrungen in schlesischen Pfarrhäusern, mit Pfarrern und Pastoren, berichtet der Feldprediger Joachim Friedrich Seegebart<sup>16</sup>), der am 1.3.1741 mit dem Infanterieregiment des Erbprinzen Leopold von Dessau in Schlesien einmarschiert war, in seinem Tagebuch<sup>17</sup>), dem die nachfolgenden Einzelheiten entnommen werden.

2.3. Quartier bei dem Erzpriester Drescher in Schlawa<sup>18</sup>), der ein sehr

<sup>12</sup>) Joh. Adam Hensel, Protestantische Kirchengeschichte der Gemeinen in Schlesien, Leipzig und Liegnitz 1768, S. 704; Grünhagen I, S. 43.

<sup>13</sup>) Grünhagen I, S. 470. K. Klose, Beiträge zur Geschichte der Stadt Lüben, 1924, S. 191-92. Das Einkommen der Prediger an den Bethäusern war überaus kläglich. Die Gemeinden mußten sich verpflichten, ihrem Seelsorger mindestens 200 Taler jährlich zu geben, und der König verlangte von ihnen, daß sie erst nach Ablauf von 2 Jahren eine Familie gründeten (Grünhagen I, S. 478).

<sup>14</sup>) Paul Konrad, Das Ordinationsalbum des Breslauer Stadtkonsistoriums. Breslau 1913, S. 38-40.

<sup>15</sup>) Rödenbeck I, S. 45.

<sup>16</sup>) Seegebart, geb. 14.4.1714 in Biesenthal bei Bernau. Univ. Halle (Pietist). Ord. 30.9.1739 zum Feldprediger in Gardelegen im genannten Regiment, ausgeschieden 1742 nach der Schlacht bei Chotusitz, wo er sich durch besondere Tapferkeit auszeichnete, 1742 Pfr. in Etzin bei Brandenburg, gest. 26.5.1752. Verh. Magdeburg 19.11.1743 Christiane Elisabeth Sucro, Tochter des 1. Dompredigers und Konsistorialrats S. in Magdeburg (O. Fischer, Ev. Pfarrerbuch der Mark Brandenburg II, 2, 1941, S. 819).

<sup>17</sup>) Siehe Literaturverzeichnis.

<sup>18</sup>) Franz Nicolaus Drescher. Nach dem handschriftlichen Breslauer Bistumsschematismus von 1738 (Diözesanarchiv Breslau Sign. II, b, 12) bereits 1738 dort und noch 1748 (Archiv f. schles. KG. 26/1968, S. 313).

„comportabler“ Mann war und kein sichtbarer Feind der Lutheraner, der von diesen auch gerühmt wurde. Jetzt ist ein lutherischer Prediger namens Lehmann aus Sagan gebürtig daselbst hingesetzt, vom Feldprediger Abel nebst vielen andern eingeborenen schlesischen Studiosis vor Glogau examiniert und ordiniert worden<sup>19)</sup>. Sie halten ihren Gottesdienst in einer Stube, an welcher etwas zur Vergrößerung angebaut worden ist.

Am 5.3. ging es durch Beichau, dort in d. Nähe zu Quaritz stehet Herr Thiele, in Berlin ordiniert, als neuer Prediger<sup>20)</sup>.

Die Glogauer Jesuiten sind vom Prinzen hart angelassen worden, als sie ihm ihr Compliment gemacht und um protection ihrer Religion gebeten. Unter anderem soll er gesagt haben, sie wären wert, verbrannt zu werden. Bei der Plünderung durch die preußischen Grenadiere waren besonders bevorzugt bedacht das Jesuitenkollegium, die Jesuitenapotheke, einige Judenläden.

In Brostau besuchte Seegebart den katholischen Pfarrer<sup>21)</sup>, er war ein „artiger Mann“, ebenso sein Kaplan. Alles evangelisch und keinen Prediger. „Die Leute hätten mich gern bei sich behalten.“

13.3. in Seebnitz bei Lüben. „Der Herr Pfarrer M. Lucius<sup>22)</sup>, ein Sohn des gewesenen P. prim. in Freystadt, hat hier eine gute Stelle, und weil sein Schwiegervater eben hier sein Antecessor gewesen, so ist sein Wohnhaus sehr proper inwendig. Man hat mir viel Höfliches und Gutes erwiesen.“

15.3. in Haynau, ein mäßiges Städtlein im Liegnitzischen. Es ist ganz evangelisch, außer dem Magistrat, und hat 2 Prediger, Herrn M. Gebauer<sup>23)</sup> zum Primarius und Herrn Mauritius<sup>24)</sup> zum Capellan. Ich sprach beide in der Kirche, höfliche Leute von mehrer moderation als M. Lucius. Sie kamen zwar alle in den Wittenberger Lehrsätzen überein contra Hallenses, äußerten sich jedoch nicht so scharf wie M. Lucius, „der sich dergestalt grob erklärte: Wenn er an die Pietisten und an ihre Gesetzlichkeit gedächte, so kehrte sich für Zorn sein Herz um“.

<sup>19)</sup> Johann Heinrich Lehmann, geb. 1.12.1695 in Sagan, ord. 16.2.1741 in Rauschwitz, gest. 13.5.1770 (J. Rademacher, Predigergeschichte von Glogau, 1933, S. 24).

<sup>20)</sup> Karl Wilhelm Thiele, geb. 5.2.1715 in Trebbin Kr. Luckenwalde, ord. 16.1.1741 in Berlin-Cölln, gest. 20.2.1779 (Rademacher, Glogau, S. 23).

<sup>21)</sup> Brostau Filial von Jätschau, dort 1738 und noch 1748 Pfarrer Franz Lerch (Schematismus 1738, S. 72, Archiv 26/1968, S. 312).

<sup>22)</sup> M. Ludwig Balthasar Lucius, geb. 29.9.1711 in Freystadt, Vater M. Christian Benedikt L., P. und Inspektor. Ord. in Liegnitz 22.5.1737 für Kotzenau, 1739 Seebnitz, gest. 24.5.1755. Verh. 1740 Johanna Regina Heinßke, T. des P. Joh. Christoph H. (Ehrhardt, Presbyterologie IV, S. 398-99).

<sup>23)</sup> M. Leonhard Gebauer, geb. 21.8.1681 in Zedlitz Kr. Steinau, Vater Joh. Gottfried G., P. 1700 Univ. Königsberg, 1702 Wittenberg, 1704 Mag. Ord. in Liegnitz 27.7.1708 für Kaltwasser, 1712 Haynau. Em. 1763, gest. 24.10.1765. Verh. 1/1710 Anna Dorothea Sauer, † 1736, 2/1737 Anna Renata von Gottwald. Keine Kinder.

(Ehrhardt IV, S. 547-48, I (1780), S. 418, Stammtafel; Predigergeschichte von Haynau, S. 12).

<sup>24)</sup> M. Johann Christoph Mauritius, geb. 28.1.1709 in Haynau. 1731 Kantor in Brätz (Posen). Ord. in Liegnitz 1738 für Haynau, Gest. 28.1.1753.

(Ehrhardt, a.a.O., S. 553; Predigergeschichte a.a.O., S. 13).

Am 16.3. in Liegnitz angelangt, predigt Seegebart am folgenden Tage in der Niederkirche und hält zugleich die erste Kommunion auf dem Marsche mit etwa 200 Kommunikanten, „speisete danach beim Pastore dieser Kirche, Herrn Polyke, der ein sehr cordater Mann ist“<sup>25</sup>). Er besuchte auch den Archidiakonus Ehrhorn<sup>26</sup>), den Diakonus Straßburg<sup>27</sup>) und den Pastor und Fürstentumssuperintendenten M. Jonathan Krause an St. Peter und Paul<sup>28</sup>).

Über Groß-Wandriß, wo der Stab Quartier bei dem Prediger Mentz bekam<sup>29</sup>), „der uns mit seiner Frau sehr freundlich aufnahm und höflich und herrlich tractierte“, marschierten sie weiter ins Schweidnitzische und machten am 19. in Lüssen Station. „Es ist unglaublich“, schreibt Seegebart, „wie sehr die Leute, die meist evangelisch sind, hier für den König portiret sind und ihn mit einem besonderen respectueusen Accent nennen. Heut wurde zum ersten Mal das in Preußischen Landen gewöhnliche Kirchengebet auf Ordre von beyderley Religions-Verwandten nach der Predigt gesprochen und der Ambrosianische Lobgesang wegen der glücklichen Eroberung Glogaus mit Pauken und Trompeten auch sogar auf vielen Dörfern abgesungen.“

In Gräditz bezog das Bataillon Quartier, er mit dem Feldscher beim katholischen Pfarrer Hrn. Hanke<sup>30</sup>). „Der Mann, der ziemlich listig aussah, that uns ziemlich wohl.“ Am 23.3. logierte er in Groß-Kniegnitz bei dem Prediger Herrn Buchs<sup>31</sup>), einem 74jährigen Manne. „Man hörte hier

<sup>25</sup>) Johann Policke, geb. 24.6.1677 in Breslau. 1705 Lektor an St. Elisabeth und bis 1708 Mittagsprediger an Elftausend Jungfrauen. Ord. 1708 in Wohlau zum Diakonus in Wohlau und P. in Piskorsine. 1727 Liegnitz, Unser Lieben Frauen. 1736-41 Administrator der Superintendentur. Gest. 21.3.1753. Verh. 19.11.1709 Susanna Magdalena Letsch, älteste T. des Seniors M. Joh. Christian L. an St. Maria Magd. in Breslau. Von 8 Kindern überlebten 1 Sohn und 4 Töchter. (Ehrhardt IV, S. 234-35).

<sup>26</sup>) Jacob Ehrhorn, geb. 1.5.1673 in Stade (Niedersachsen). Univ. Rostock. 1707 schwedischer Gesandtschaftsprediger, 1708 Liegnitz. Em. 1743, gest. 26.2.1744. Zweimal verh. (Ehrhardt IV, S. 243).

<sup>27</sup>) Johann Michael Straßburg, geb. 20.10.1695 in Breslau. 23.10.1719 Univ. Jena. 1636 Winzig, Archidiakonus. 1738 Liegnitz, Diak., 1744 Archidiak., 1753 P. an Unser Lieben Frauen. Gest. 1758, Karfreitag. (Ehrhardt IV, S. 235).

<sup>28</sup>) M. Jonathan Krause, geb. 5.4.1701 in Hirschberg. Ord. in Liegnitz 20.8.1732 zum Diakonus in Probsthain. 1739 Liegnitz, Peter und Paul P. und 1741 Superintendent des Fürstentums. Gest. 13.12.1762. Die 1741 über Jes. 12,5-6 gehaltene Huldigungspredigt ist gedruckt. 1741 gab er das Liegnitzer Gesangbuch heraus, das viele Auflagen erlebte. Im schlesischen Gesangbuch von 1908 das Morgenlied Nr. 460 „Halleluja, schöner Morgen“. (Ehrhardt IV, S. 280-82).

<sup>29</sup>) M. Gottfried Mentz, geb. 17.1.1689 in Blumendorf bei Friedeberg am Queis. 8.5.1710 Univ. Wittenberg, 17.10.1711 Magister. Ord. in Liegnitz 28.11.1713 für Groß-Wandriß. Gest. 23.12.1753. Bild (bis 1945) in der Kirche. (Ehrhardt IV, S. 703; Manuskript zum schles. Pfarrerbuch).

<sup>30</sup>) Johannes Hanke, 1738 und noch 1748 Pfarrer in Gräditz bei Schweidnitz (Archiv 26/1968, S. 307).

<sup>31</sup>) M. David Buchs (oder Buches), geb. 1669 in Breslau. 1702 Mittagsprediger an St. Salvator das. ord. in Brieg 13.4.1708 für Groß-Kniegnitz. Gest. 17.6.1743. (Ehrhardt II, 1782, S. 438; J. Rademacher, Predigergeschichte von Nimptsch 1937, S. 4).

schon vieles von Streifereien der feindlichen Husars, zu welchen sich öfters ganze Dorfschaften Katholiken gesellten nebst Edelmann, Pfarrer und Glöckner.“ Am folgenden Tage predigt er seinen Soldaten über 1. Joh. 3,19-22 in Senitz.

Nach dem Einmarsch ins Neißische am 27.3. fand er Aufnahme in Nowag beim katholischen Pfarrer Herrn Rauscher<sup>32)</sup>, „der dem Ansehen nach ein ehrlicher Mann war und nicht nur die Ehre hatte, daß der König bei ihm auf ein paar Minuten abtrat, sondern daß auch der König vor etwa 3 Monath bey ihm Nachtquartier genommen“.

Das war am 11. Januar 1741, wovon nur Seegebart berichtet<sup>33)</sup>, und das ist demnach die erste direkte Begegnung mit einem namentlich bekannten Pfarrer auf schlesischem Boden, die der König hatte, von der wir Näheres nicht wissen.<sup>33a)</sup> Vielleicht verdankte Pfarrer Rauscher das Ehrenkanonikat am Breslauer Kreuzstift dem Wohlwollen seines königlichen Gastes ebenso wie Pfarrer Jgnaz Anton Mohr in Neunz, in dessen Pfarrhaus Friedrich während der Belagerung von Neiße vom 19. Oktober bis 2. November 1741 sein Hauptquartier legte und der im Sterberegister 1742 den Titel eines Kanonikus von Groß-Glogau hat<sup>34)</sup>. Auch die Pfarrchronik von Neunz enthält keine Notiz aus jenen großen Tagen.

Nebenbei bemerkt Seegebart, daß am 28.3. der König auf dem Marsch nach Köppernig seine Truppe vor Ottmachau in „höchster Person“ einholte, und er sah, wie der Kardinal Sinzendorf durch eine Partie Husaren gefänglich dorthin (nach Ottmachau) eingebracht wurde<sup>35)</sup>. Der Feldpre-

<sup>32)</sup> Johannes Rauscher, seit 1735 Pf. in Nowag, noch 1748, Kanonikus zum hl. Kreuz in Breslau (Schematismus von 1738, S. 56; Archiv 26/1968, S. 306).

<sup>33)</sup> Nach ihm Grünhagen, Friedr. d. Gr. Feldlager, Zeitschr. 12, 2.1875, S. 423.

<sup>33a)</sup> Die erste persönliche Begegnung mit einem evangelischen Pastor hatte der König am 28.1.1741 auf der Rückreise vom Kriegsschauplatz nach Berlin in Grünberg. Dort fürchteten die Protestanten Widerstand der katholischen Minderheit gegen den für den 29.1. angesetzten ersten evangelischen Gottesdienst durch Pastor Martin Friedrich Frisch. Da rief der König vom Wagen aus dem versammelten Magistrat, den Gemeindegältesten und dem P. Frisch zu mehreren Malen zu: „Ich will Religionsfreiheit, jeder soll Gott dienen auf seine Façon!“ Auf seiner Fahrt zurück zum Heer am 22.2. wiederholte der König am gleichen Ort seine Mahnung und wandte sich an P. Frisch mit den Worten: „Ich habe gehört, daß er ein gelehrter und verständiger Mann ist, sei er nun auch so vernünftig, tolerant zu sein; ich werde ihn zu maintainieren wissen gegen fremde Intoleranz!“ (Joh. Ziekursch, Hier muß jeder nach seiner Façon selig werden, in: Schles. Geschichtsblätter Jg. 1909, Nr. 1, S. 13-14). — Frisch, geb. 15.12.1711 in Berlin, ord. Berlin 24.1.1741, 1750 Inspektor des Grünberger Kreises, gest. 9.11.1782.

(Ehrhardt III, 1, 1783, S. 430-32. Die von Frisch 1741 gehaltene Huldigungs predigt wurde in Sorau gedruckt.)

<sup>34)</sup> Vgl. August Müller, Neunz. Ein Beitrag zur Geschichte des Neisser Landes, Breslau 1922, S. 100-01, 156-57.

<sup>35)</sup> Die Haft des Bischofs — angeblich wegen eines kompromittierenden Briefwechsels mit dem österreichischen Kommandanten von Neiße — dauerte vom 26. März bis zum 18. April 1741. Es ist begreiflich, daß es den Katholiken schwer fiel zu akzeptieren, daß der neue Herrscher nicht nur ein Protestant, sondern auch ein Freigeist war; daß ebenso Friedrich mißträuisch alles Katholische, vor allem die Geistlichkeit, als auf der Seite des Feindes stehend, betrachten mußte, und — wo nur ein Schein zur Berechtigung des Verdachtes der Feindbegünstigung gegeben war, hart zugriff. (Grünhagen I, S. 109; Rödenbeck I, S. 45).

diger herbergte an diesem Tage beim Pfarrer von Köppernig<sup>36)</sup>, der ziemlich polit war, und am 29. in Deutsch-Wette bei dem Pfarrer Dittel<sup>37)</sup>. Am 2. und 3. April, den beiden Osterfeiertagen, predigte Seegebart in Neustadt, wo auch der König war und das ganze Schwerin'sche Regiment mit dem Feldprediger Colberg<sup>38)</sup>, dessen Quartier er nach Auszug des Regiments bezog.

Im weiteren Verlauf seines Marsches erwähnt das Tagebuch nur noch die Pastoren von Ohlau (am 9. April), den deutschen Diakon, Herrn Cochlovius<sup>39)</sup>, und den polnischen Pfarrer Herrn Fiebig<sup>40)</sup>, einen Bruder des Senioris und Primarii<sup>41)</sup>, bei dem „ich des Mittags ein bischen gegessen hatte. Die Herren Geistlichen waren eben nicht von den complaisantesten“. Nach der Schlacht von Mollwitz (10.4.) — „das Feuer von der Artillerie und den Mousquetiers beider Seits ist so stark gewesen, daß 6-8 Meilen vom champ de bataille noch das Erdreich gezittert“ — besucht Seegebart die Verwundeten im Lazarett zu Ohlau, „sie zu communiziren und andern zuzusprechen. Es ist ein erbärmliches Spectacul, ein solches Lazareth anzuschauen, auch nur hinein zu riechen“. Nach der Kapitulation der österreichischen Besatzung von Brieg — das preußische Bombardement hatte das schöne Renaissanceschloß und die Hintergebäude der Schule zerstört — hielt Seegebart Gottesdienst und eine Kommunion von 150 Personen.

In Reichenbach, „welches ein nettes, aber sehr pauvres Städtchen ist“, wo feindliche Husaren die Bagage überfielen und sie ausplünderten, und in Münsterberg, wo er am 12. September im Quartier lag, berichtet er von keiner Begegnung mit den Ortspfarrern. Am 10. taufte er in Nimptsch im Gasthofs ein Kind vom Prinz Karl'schen Regiment, eine halbe Meile von der Stadt entfernter verlor bei einem Überfall österreichischer Husaren sei-

<sup>36)</sup> Johann Christoph Girbig, schon 1738, noch 1748 Schematismus 1738; Archiv 1968, S. 304).

<sup>37)</sup> Johannes Dittel, seit 1735 in Deutsch-Wette und noch 1748 (a.a.O., S. 66; S. 296).

<sup>38)</sup> Johann Christian Colberg, geb. um 1713. 1740 Feldprediger in Frankfurt/Oder. 1749 Prenzlau, Oberpfarrer. Em. 1787. Gest. 30.1.1795 (O. Fischer, Pfarrerbuch Mark Brandenburg II, 1, S. 128).

<sup>39)</sup> Michael Cochlovius, Geb. 1699 in Konstadt. 10.10.1720 Univ. Wittenberg. 1735 Ohlau, Diakon. Gest. 1.7.1764. Verh. Helena Sophia von Kessel (oder Lessel?), † 30.5.1798 in Festenberg (Ehrhardt II, S. 202 und Manuskript zum schl. Pfarrerbuch).

<sup>40)</sup> Joachim Friedrich Fiebig, aus Proschlitz, Vater Gottfried F., P. 1737 Ohlau, polnischer Diakon und Pastor von Zedlitz, gest. 1758. Verh. Maria Rosina Klein aus Breslau, † 22.8.1785 in Steinau (Ehrhardt II, S. 212 und Manuskript Kirchenkreis Ohlau).

<sup>41)</sup> Samuel Ludwig Fiebig, geb. 1701 in Proschlitz (nicht in Jena immatr.). Ord. in Brieg 12.3.1725 zum poln. Diak. in Ohlau u. P. in Zedlitz, 1737 Primarius, erhält 1741 vom König den Titel eines kgl. Kirchen- und Schulinspektors. gest. 19.4.1750. Verh. Rosina Schäfer, 6 K., nur die T. Rosina Dorothea am Leben (Ehrhardt II, S. 202 und Ergänzungen).

ne Truppe etwa 20 Wagen, worunter auch der des Predigers Töpfer vom Regiment Carabiniers und unseres Regimentsquartiermeisters war<sup>42</sup>). In Münsterberg traf er 2 Feldprediger an, den vom Geßler'schen Kürassierregiment und Herrn Schäffer vom de la Motte'schen Regiment, und begab sich dann krank nach Breslau, seiner Gesundheit zu warten. Am 24. 10. ging er mit seinem Regiment in die Winterquartiere nach Böhmen, zeichnete sich in der Schlacht bei Chotusitz (Czaslau) am 17. Mai 1742 durch persönliche Tapferkeit aus und erhielt nach dem Ausscheiden aus dem Militärdienst die Pfarrei Etzin im Domstift Brandenburg, wo er bis zu seinem frühen Tode als Seelsorger und Landwirt mit „ungewöhnlicher Tätigkeit gewirkt“ hat<sup>43</sup>).

Wir halten uns nun in der Reihenfolge der Ereignisse an das Tagebuch von Rödenbeck, soweit darin von Begegnungen des Königs mit schlesischen Pfarrern beider Konfessionen berichtet wird mit Ergänzungen aus der eingangs genannten und weiterer ortsgeschichtlicher Literatur.

Nach der Eroberung von Neiße kommt der König am 4. November 1741 nach Breslau und hört am folgenden Tage in der St.-Elisabethkirche die Predigt des Inspektors D. Burg über Matth. 22 (das Gleichnis vom Zinsgroschen). Er saß dabei im Ratsgestühl, nicht auf dem für ihn festlich geschmückten Königsschore. Der Prediger hatte die Weisung erhalten, hübsch beim Evangelium zu bleiben und keine Lobeserhebungen zu machen, weil der König das nicht leiden könne<sup>44</sup>).

Am 7. November knieten die Deputierten des Bischofs und des Domkapitels ohne Widerstand vor dem preußischen Königsthron, die Klöster wetteiferten am Abend in schönen Transparenten, und Friedrich lobte die Illumination der Dominikaner<sup>45</sup>). Von der protestantischen Geistlichkeit, die am 11. August 1741 nach der Einnahme Breslaus zur Huldigung erschienen war, verlangten Seine Majestät, wie Schwerin in seiner Ansprache betonte, bei dem großen Zutrauen, welches Sie zu den H. H. Geistlichen hätten, keinen besonderen Eid. Schwerin ließ den Handkuß D. Burgs nicht geschehen, küßte dafür den Herrn Pastor auf beide Wangen und ließ auch den übrigen Geistlichen einen Kuß zukommen. Nach der von ihm am folgenden Tage gehaltenen Huldigungspredigt (über Psalm 61, 7-8) erhielt Burg als Geschenk des Königs eine goldene Medaille im Wert von 600 Talern<sup>46</sup>).

<sup>42</sup>) Samuel Benedikt Töpfer, geb. 20.5.1710 in Rathenow, Vater Jacob T., Oberpf. und Sup. Univ. Jena. 1736 Feldprediger im kgl. preuß. Leibrgt. Carabinier. 1741 durch Kabinettsordre des Königs P. und Kreisinspektor in Nimptsch. Gest. 3.6.1773. Verh. 1/1747 Johanna Elisabeth Krackow, To. des Schloßhauptmanns Joh. Christoph K. in Charlottenburg, gest. 1759, 2 K. 2/1761 Carolina Ernestine von Uechtritz, einzige T. von Siegfried Ernst v. Ue. (Ehrhardt II, S. 334; Rademacher, Nimptsch, S. 16).

<sup>43</sup>) Tagebuch, S. 65. Der König versprach ihm die beste Stelle in seinen Landen, und Prinz Leopold von Dessau bezeugte ihm, er hätte in der „bataille nicht nur wie ein Prediger, sondern auch wie ein braver Mann gethan“.

<sup>44</sup>) Rödenbeck I, S. 57: Grünhagen, Schlesien unter Fr. d. Gr. I, S. 182-83.

<sup>45</sup>) Grünhagen, Über die Eidesleistung des Breslauer kath. Clerus an Friedrich den Großen 1741, in: Zeitschrift 4, 2, 1863, S. 224; ders., Schlesien unter Fr. d. Gr. I, S. 183-84.

<sup>46</sup>) Grünhagen, Gesch. des ersten schles. Krieges I, S. 241.

Nach geschlossenem Frieden 1742 weilt der König vom 3.-9. Juli in Breslau und nimmt an dem feierlichen Gottesdienst am 8. in der Stiftskirche der Augustiner-Chorherren auf dem Sande teil, in welchem der Kardinal von Sinzendorf die Predigt über Psalm 122,7-9 hielt und der Prälat von Schaffgotsch die große Messe zelebrierte<sup>47)</sup>.

Der Abt des St.-Vinzestiftes (Dr. Vinzenz Schulz) bittet am 20. Juli 1743 Friedrich bei seinem Besuch im Pfarrhause zu Hundsfeld in Erinnerung an die königliche Anwesenheit zu genehmigen, daß die Stadt von nun an in Friedrichsfeld umbenannt werde. Da Seine Majestät hierüber ihren Gefallen bezeigten, so erhielt das Städtchen diesen Namen<sup>48)</sup>.

Die Auseinandersetzungen mit Kardinal Sinzendorf in der Koadjutorfrage und die Ernennung des Prälaten Schaffgotsch zum Fürstbischof übergehen wir und verweisen auf die oben angegebene Literatur (Anm. 11).

Seit Ende April 1745 hatte der König sein Hauptquartier im Kloster Kamenz. Bis 1919 befand sich im Chorgestühl der Kirche über einem bestimmten Platz eine Tafel mit der Inschrift: Hier stand u. sang Friedrich Ilte Koenig von Preussen verkleidet im Cistercienser-Chor-Kleide im Jahre 1745 mit dem Abt Tobias und den Geistlichen den Metten, waehrend dem die feindlichen Croatan Ihn in hiesiger Kirche suchten und nur Seinen Adjutanten fanden, den sie gefangen fortführten<sup>49)</sup>. Diese allbekannte Erzählung nennt Grünhagen eine Fabel, die auf einem erst 1806 gegebenen, verworrenen Bericht eines alten „Klosterbruders“ beruhe<sup>50)</sup>. Der Kamenzener Chronist Gregor Frömrich gibt keine Datierung des von einem damals lebenden Geistlichen der Nachwelt in lateinischer Sprache hinterlassenen Berichtes<sup>51)</sup> über die wunderbare Rettung des Königs. Pfr. Skobel und F. Toenniges<sup>52)</sup> haben überzeugend nachgewiesen, daß es 2 wunderbare Rettungen Friedrichs in Kamenz gegeben hat und die in der mitgeteilten Inschrift genannte auf den 27. Februar 1741<sup>53)</sup> (unter Abt Amandus Fritsch) zu datieren ist, wie auf der 1919 neu angebrachten Tafel steht. Über das zweite Ereignis haben wir folgenden Bericht (Mai 1745): „Eines Tages war der Abt zur königlichen Tafel geladen. Kurz vor Tisch erhielt er einen Brief von einem österreichischen General, der in Ottmachau stand und dessen Schrift er kannte. Der Abt ging in die Tafel-

<sup>47)</sup> Ausführlich ebend. II. S. 336-37; Rödenbeck I, S. 71.

<sup>48)</sup> Der sich allerdings nicht gegenüber dem bisherigen einbürgern konnte, wie Grünhagen, Schlesien unter F. d. Gr. I, S. 411 zu Rödenbeck I, S. 89 bemerkt.

<sup>49)</sup> Paul Skobel, Eine wichtige Entscheidung über das Schicksal Preußens am 27. Febr. 1741, in: Unsere Heimat. Beilage zur „Frankenstein-Münsterberger Zeitung“ 1. Jg. 1925, S. 162.

<sup>50)</sup> Grünhagen I (1890), S. 268-69.

<sup>51)</sup> Gregor Frömrich, Kurze Geschichte der ehemaligen Cistercienser Abtey Kamenz in Schlesien, Glatz (1817), S. 156.

<sup>52)</sup> Franz Toenniges, Ein schlesisches Kloster im Brennpunkt preußischer Geschichte, 1981, S. 15-16, 24-25, Text der neuen Inschrift S. 16; Skobel, Unsere Heimat, S. 184. Dort auch S. 25-26 Abdruck der Briefe des Königs an Abt Tobias mit 2 Faksimile.

<sup>53)</sup> Darauf bezieht sich die Tagebuchnotiz Rödenbecks I S. 42 unterm 27.2.1741, daß der König an diesem Tage in Gefahr war, von den Österreichern gefangen zu werden, wie er selbst in der „Geschichte meiner Zeit“ Kap. 3 und in einem Brief an Charles Etienne Jordan vom 3.3. erzählt. Rödenbeck (I, S. 114) erwähnt von dem Brief des österreichischen Generals an Abt Tobias nichts.

stube und übergab den versiegelten Brief dem König, der ihn aufbrach, durchlas und ruhig in seine Tasche steckte. Nach geendigter Tafel stand der König plötzlich auf, zog den Brief hervor und erzählte den Inhalt den wenigen Anwesenden. Darin hieß es: Der Abt Tobias wird dringendst unter Drohungen und Verheißungen ersucht, folgende Fragen zu beantworten: Wo logiert der König? Wie stark ist sein Korps? Wie steht es verteilt? Der König nahm seinen Hut ab, neigte sich gegen den Abt und rief dem gegenwärtigen Militärpersonal zu: „Meine Herren! Vergessen Sie den Patriotismus dieses Prälaten nicht.“ Der König winkte den Abt in sein Kabinett, in welchem er die Stärke seines Heeres und die Verteilung desselben diktierte. Der Prälat schickte auf Befehl die Antwort ab, und der König veränderte nach abgegangenem Brief schnell sein Hauptquartier.“<sup>54)</sup>

So hatten die beiden Kamenzer Äbte Amandus Fritsch (1732-1742) und Tobias Stusche (1742-1757) dieses schlesische Kloster in den „Brennpunkt“ preußischer Geschichte gerückt, und man versteht, daß König Friedrich lebenslange Freundschaft mit Abt Tobias verbunden hat.

Für die antipreußische Einstellung mancher katholischer Pfarrer sei nur das Beispiel des Stadtpfarrers von Frankenstein (Januar 1745) angeführt, der in einer Predigt bedauerte, daß Schlesien nun als das kostbare „Perlein“ endgültig aus der Krone der großen Kaiserin Maria Theresia gefallen sei und nun die Krone Preußens zieren solle<sup>55)</sup>.

Einschneidende Eingriffe in ihre Freiheiten und Rechte durch königliche Maßnahmen erfuhren die Geistlichen beider Konfessionen, die katholischen mehr als die evangelischen. Wohl hatte der König seine Zusage — oft zum Kummer der neu gegründeten evangelischen Gemeinden — streng eingehalten, am status quo, dem Besitzstand der katholischen Kirche, nichts zu ändern — die Bitten um Rückgabe 1653/54 reduzierter Kirchen und des Grundbesitzes wies er in jedem Falle zurück —, so bekam es doch die katholische Kirche zu spüren durch den protestantischen und dazu freigeistigen König, daß sie nicht mehr die allein herrschende und die evangelische die *ecclesia pressa* war. Die harten Kontributionen und Besteuerungen des Klerus, die vor allem in den Kriegsjahren den Klöstern auferlegt wurden, die Beschränkungen in der Zahl der Aufnahme von Novizen, die

<sup>54)</sup> Frömrich, Kamenz, S. 158-59; Toenniges, S. 24. Über die Geheimhaltung des Königs durch den Abt auch Theiner, kath. Kirche I, S. 262.

<sup>55)</sup> Grünhagen I (1890), S. 307. Auch andere katholische Geistliche und Schullehrer im Schweidnitzischen und Jauerschen hätten den Feinden nach einem Bericht des Königs (ebenda S. 236 und 287) vielfach Nachrichten zugehen lassen. Stadtpfarrer und Erzpriester von Frankenstein und zugleich Kanonikus am Breslauer Kreuzstift war seit November 1736 Thomas Schramm, bis 1736 Pfarrer von Münsterberg, 12. 11. 1736 bis 1767 in Frankenstein, gest. 2. 6. 1767 in Reibnitz.

(Schematismus 1738, S. 47; Archiv 26/1968, S. 297; Joh. Ath. Kopietz, Kirchengeschichte des Fürstentums Münsterberg und des Weichbildes Frankenstein 1885, S. 263, 279). — Umgekehrt wird vom Haß der Protestanten auf die Katholiken berichtet: Es hätten nach der Schlacht bei Hohenfriedeberg den König bei seinem Eintreffen in Landeshut Tausende(!) umdrängt und um die Erlaubnis ersucht, alles Katholische in dieser Gegend totzuschlagen; doch der König habe sie von dem Gegenteil zu überzeugen gewußt, daß das Christentum verlange, auch unsere Feinde zu lieben.

Grünhagen I, 286 und 560 mit Kritik an dieser Erzählung; gegenüber der hohen Zahl dieser blutrünstigen Bittsteller hatten vor ihm schon A. F. Büsching, Character Friedrichs II. (1788), S. 286 und Schummel in den schles. Provinzialblättern 1789, S. 52 berechnete Zweifel angemeldet.

erzwungene Anlage einer Fabrik, um nur diese wenigen Beispiele dafür anzuführen, daß der Chronist des Klosters Grüssau zu der Feststellung kommt: „Der Einmarsch Friedrichs II. in Schlesien bedeutete für das Kloster nicht nur das Ende einer großen Zeit, sondern auch den Beginn seines Untergangs, der dann 1810 durch die Säkularisation endgültig besiegelt wurde.“<sup>56</sup>) Auf evangelischer Seite war das Einkommen der Bethausprediger oft unter dem Existenzminimum; die Verordnung vom 12.3.1748, die den Predigern bei Strafe verbot, „daß sie niemanden eigenmächtig und ohne Rückfrage bei dem Konsistorium a sacris arciren (fern halten) sollen“<sup>57</sup>), war ein Eingriff in ihre seelsorgliche Verantwortung in Ausübung der Kirchenzucht. Auf die Beschränkung der Feiertage — 1754 Abschaffung der Apostelfeste, Verlegung anderer auf die Sonntage — aus Gründen der Staatsräson reagierte der Oberkonsistorialrat D. Burg mit einer vergeblichen Eingabe unter Hinweis auf den für viele arme Gemeinden erheblichen Ausfall der Klingelbeutelträge<sup>58</sup>). Die Katholiken betraf das ebenfalls, da Papst und Bischof die dritten Feiertage abschafften<sup>59</sup>), für die Protestanten holte dies der König 1773 nach und reduzierte die bis dahin üblichen 4 jährlichen Bußtage auf einen<sup>60</sup>). Freude für die Protestanten, Leid für die Katholiken brachte die Kabinettsordre von 1758 zur Aufhebung des Parochialnexus, wonach keine Stolgebühren von den Bethausgemeinden an die katholischen Ortspfarren mehr zu entrichten waren, was für diese in den oft winzig kleinen Pfarren in den Erbfürstentümern eine erhebliche Verringerung ihrer Einkünfte bedeutete, den jungen evangelischen Gemeinden die kirchliche Gleichberechtigung mit den Katholiken brachte<sup>61</sup>). „Die Glaubensfreiheit war ein Gut, dessen Segen in der ärmsten Hütte verspürt wurde“, bemerkt treffend und schlicht Grünhagen<sup>62</sup>).

<sup>56</sup>) Ambrosius Rose, Kloster Grüssau (Stuttgart und Aalen 1974), S. 117.

<sup>57</sup>) Rödenbeck I, S. 153. Der Festenberger Pastor und Senior M. Karl Friedrich Kierstein (1738-1756, geb. 4.11.1695 in Jutroschin, gest. 19.7.1756) war ein erklärter Gegner der preußischen Herrschaft. Die Abschaffung der Kirchenbuße und die Beschränkung der Feiertage erregten seinen Widerwillen, er spricht von einer „preußischen Religion“: *Licentia potius quam libertas*, „das ist eher (Religions-) Frechheit als (Religions-) Freiheit“! (Martin Feist, Festenberg in den ersten Jahrzehnten der preußischen Herrschaft, in: Zeitschrift 42/1908, S. 213, auch 40/1906, S. 128).

<sup>58</sup>) Martin Schian, Das kirchliche Leben der evang. Kirche der Provinz Schlesien (Tübingen und Leipzig 1903), 199; Konrad Feige, Friedrichs des Großen Stellung zu den Kirchen in Schlesien, in: Jahrbuch für schles. Kirchengeschichte 46/1967, S. 61, die Antwort des Königs im Wortlaut S. 62-64.

<sup>59</sup>) Grünhagen II (1892), S. 457. Obgleich durchaus im Sinne des Königs, nahm er doch daran Anstoß, daß das päpstliche Breve ihm nicht direkt zugestellt worden war, auch monierte er dem Bischof gegenüber schwer, daß Benedikt XIV. von den „unglücklichen Zeiten in Schlesien“ spricht, die ihn bewegen hätten, zur Vermeidung von Unannehmlichkeiten für katholische Arbeiter durch ihre protestantischen Gutsherrn, damit die armen Leute mehr Zeit zur Arbeit gewännen, die Aufhebung der Wochenfeiertage zu verfügen. Schaffgotsch warf der König wegen der vom Papst gebrauchten Ausdrücke unständiges Verhalten vor, ungünstig von den Zuständen in Schlesien zuvor nach Rom berichtet zu haben. Der Briefwechsel bei Theiner, Zustände II, S. 111-120.

<sup>60</sup>) Edikt vom 28.1.1773. Rödenbeck 3. Bd. (1842), S. 75; H. Eberlein, Kirchengeschichte, S. 114. Schwencker, Toleranz II, Zeitschrift 76/1952, S. 93.

<sup>61</sup>) Grünhagen II (1892), S. 454; Eberlein, S. 109.

<sup>62</sup>) I (1980), S. 527.

Von Begegnungen zwischen Pfarrern — vor allem evangelischen — und dem König erfahren wir wieder zu Beginn des 7jährigen Krieges (nach 1756) in äußerst kritischer Zeit, da allenthalben österreichische Truppen im Lande standen und auch Breslau von ihnen besetzt war. Auch in den Pfarrhäusern quartierten sich Offiziere des Feldmarschalls Daun ein, so in Neudorf am Gröditzberge, wo der Verfasser der protestantischen Kirchengeschichte von Schlesien (1768), Johann Adam Hensel, von 1715 bis 1778 Pastor war. In seiner handschriftlichen Chronik „Memorabilia Neudorffensia“ (1748 und folgende Jahre)<sup>63</sup>) gibt er einen anschaulichen Bericht zur damaligen Lage und von seiner Begegnung mit König Friedrich: „1757. In meinem Pfarrhofe meldeten sich 3 Lieutenants von Oesterreichern und bestellten das Quartier bei mir vor den General Fürst von Stolberg, allein er kam auch nicht, doch lagen im Dorfe schon viele österr. Soldaten, und bey mir machten viele Officire, Grafen u. Herren eine Besuchung, mit Eßen u. Coffee von mir bewirtheet, alle höfliche Leuthe, die keine Plage oder Härte zeigten; weil ich denn auch Bekante unter der österr. Armee hatte, bin ich Sonnabends ein paar Stunden in dem großen österr. Lager an Neuwiese in Person gewesen und mit einigen Bekanten Hrn. Obersten von Gerßdorff (des Brinkenfeldischen Regiments) gespeiset. Die Dörfer und Bauern wurden aber mit Lieferungen u. Fuhrn in die Lager sehr mitgenommen, und viele sehr schlecht gehalten, weil die Officire unterschieden waren und der Königin Befehl nicht mit Lindigkeit exequirt.

Steuern und Gaben musten den Oesterreichern alhier 4 Monathe ordentlich entrichtet werden. Da nun Schweidnitz, Liegnitz und Breßlau erobert war, und die Gefahr sehr groß, kam endlich der König von Preußen mit einer kleinen Armee von 20 000 Man dem Lande zu Hülfle, da die Oesterreicher mit 80 000 Man im Lager bey Breßlau stunden. Der König kam in Naumburg am Queiß an den 24. Nov., und hernach pernoctirte er in der Deutmannsdorfer Schölzerey. Den 27. Nov. aber als am 1. Advent Sontage früh um 10 uhr war er in Person bey uns in Neudorff, marschirte mit der Armee hinter unserm Dorffe und durch das Dorff über Ulberßdorff nach Lobendau, Parchwitz, Neumarck etc.<sup>64</sup>). Als der König hinter dem Dorffe bey dem Gärtner neben dem Pfarrhofe gleich über mit seinen Generalen und Soldaten vorbeiritte und viel Volk am Wege stand,

<sup>63</sup>) Johann Adam Hensel, geb. 24.9.1689 in Röchlitz. Vater Gottfried H., P. 1708 Univ. Leipzig. Ord. in Liegnitz 28.6.1715 für Neudorf Kr. Goldberg. Gest. nach fast 63 Amtsjahren 2.2.1778. Verh. 1716 Eva Magdalena Alberti, Pfarrerstochter aus Bernstadt O.-L. und Witwe des P. Christoph Ehrenfried Bucher in Neudorf, sie † 10.1.1779 in Wilhelmsdorf. 8 Kinder (Predigergeschichte von Goldberg, 1940, S. 30). — Daß dieses Autograph Hensels, das sich im Neudorfer Pfarramt befand, erhalten geblieben ist (ebenso die heute noch dort befindliche Abschrift des P. Krause um 1860), ist einer polnischen Lehrerin zu verdanken, die beide Manuskripte nach 1945 auf dem Gewölbe des ersten Turmgeschosses fand und das Original an das Staatsarchiv Liegnitz abgab, von wo ich eine Kopie erhielt.

<sup>64</sup>) Die Angaben stimmen völlig überein mit denen im Tagebuch Rödenbecks, I, S. 328, wo Neudorf unter den vom König berührten Orten nicht genannt wird. — Vgl. auch Bruno Heyland, Friedrich der Große in Neudorf a. Gröditzbg., in: Heimatkalender für die Kreise um den Gröditzberg, Bunzlau, Goldberg-Haynau, 3. Jg. Bunzlau 1931, S. 30-32.

grüßte er freundlich wider, auch die Meinigen, so da stunden, ich selber stund ein wenig davon alleine, und ein halb Gewende von ihm machte ich mein tieff Compliment, da er mich erblickte und dankte, rieff er mir, Ist Er der Pfarr? ich antwortete: Ihre Majestät ja! Er rieff, komme er zu mir her, ich wil sprechen, worauff ich submitte zu ihm eilete und mit wenig Worten gratulirte, darauf sagte er: Wie hat er bisher gelebet? Und dann fragte er mich aus, was ich von der Armee bey Breßlau wüste, ich sagte alles, so damals nicht glücklich ging, Breßlau sey occupirt, Prinz Bavern gefangen, die kleine Preußische Armee habe sich gegen Glogau retiriret etc., etc. Darauf sagte er zwey mahl: Sie müßen doch wieder hinaus! Da ich nun ein paar Gewende lang immer an der Seite seines Pferdes neben ihm gegangen und geredet hatte, sagte er endlich zu mir: Lebe er wohl Hr. Pfarr! Also ritt er in Gottes Namen fort, und noch in derselben Woche schlug er die Österreicher völlig ohnweit Lissa gegen Breslau und Leuthen aus dem Felde und befreiete das ganze Land biß auf Schweidnitz.“

Fürstbischof Schaffgotsch, König Friedrichs einstiger Günstling, der bei dem Dankfest nach der Einnahme Breslaus durch die Österreicher das Hochamt gefeiert hatte (am 24.11.1757), floh, weil er den Zorn des Königs fürchten mußte, am Tage der Schlacht bei Leuthen (5.12.) in den österreichischen Anteil der Diözese und konnte auch später nicht in das preußische Schlesien zurückkehren. Mißtrauisch beobachtete man fortan die katholischen Pfarrer und beschuldigte sie, katholische Soldaten in der Beichte antipreußisch zu beeinflussen. Dabei darf eine Begegnung — sonst unerwähnt in nichtkatholischen Darstellungen — um der Wahrheit willen nicht verschwiegen werden, auch wenn sie einen tiefen Schatten auf den Charakter des Königs wirft, seine ‚indirekte Begegnung‘ mit dem Weltpriester Kaplan Andreas Faulhaber in Glatz, die für diesen das Todesurteil brachte, das der König auf Betreiben des Generals in der Festung Glatz, de la Motte-Fouqué, am 29.12.1757 unterzeichnete, worauf Faulhaber ohne ihm gewährten geistlichen Beistand am folgenden Tage gehängt wurde, weil er die ihm gebeichtete Absicht der Fahnenflucht zweier beim Verhör in ihren Aussagen widersprüchlicher preußischer Soldaten nicht angezeigt hatte<sup>65</sup>).

Auf diese traurige Erinnerung folgt der Bericht aus dem Jahre 1759 über den Aufenthalt des Königs im evangelischen Pfarrhause des Burgenstädt-

<sup>65</sup>) G. Siegmund, Kaplan Andreas Faulhaber-Glatz, in: Beiträge zur schlesischen Kirchengeschichte, Gedenkschrift für Kurt Engelbert, hrsg. von B. Stasiewski (Köln 1969), S. 366-75; G. Siegmund, Kaplan Andreas Faulhaber (Glatz). Ein Märtyrer des Beichtstuhls (1980); Joh. Chrzaszcz, Kirchengeschichte Schlesiens (1908), S. 187; W. Marschall, Geschichte des Bistums Breslau (1980), S. 107. — Sehr scharf begegnete der König 1758, am 27.4., in Heinrichau dem Abt Candidus Rieger, der ihn, von seinen Mönchen umgeben, mit einer Ansprache begrüßte und ihm einen glücklichen Feldzug wünschte. Der König erwiderte darauf: „Wenn Ihre Worte ernst gemeint sind, so werden Sie zufrieden mit mir sein können, aber wenn Sie das Gefühl nur vortäuschen, so werde ich Sie ohne Erbarmen samt und sonders aufhängen lassen.“ (Hermann Hoffmann, Fürst Carolath contra Glogauer Jesuiten, in: Archiv für schles. Kirchengeschichte 1. Bd., 1936, S. 191).

chens Bolkenhain bei dem Pastor Christian Emanuel Ulber<sup>66</sup>). Das dortige Taufregister enthielt folgenden Eintrag: „Anno 1759. Den 1. April begnadigte S. Königl. Mayst. von Preußen hiesige Stadt mit dero allerhöchster gegenwarth und ansehnlichem gefolge Mannschaft von der Garde, höchst dieselben nahmen das quartier in der Pastorat Wohnung bis zum 12. April, wo der aufbruch und weiterer March nach Landeshutt erfolgte, gleich nachher, noch denselben Morgen am Grünen-Donnerstage, bald nach der Predigt geschah der Solenne Actus in unserm Evangel. Bethhauße, daß ein Candidatus der Theologie, der bey dem Königl. Feld-Kriegs-Commisariat als Prediger angenommen war, von dem Herrn Feld-Probst öffentl. ordiniret wurde, wobey beyde hiesige Evangel. Geistliche Herr Pastor Ulber und Herr Mittags-Prediger Beyer<sup>67</sup>) vor dem Altar assistirten, und mit Handauflegen zugleich den Ordinum ein segnen halfen“<sup>68</sup>).

Ulber ist nicht nur Verfasser von einigen Erbauungsschriften, er schrieb auch „Antimachiavelli in Lebensgröße“, dessen Manuskript in die Hände eines königlichen Pagen gelangt war, der es dem Prinzen Karl brachte und dem es so sehr gefiel, daß er es dem König überreichte<sup>69</sup>), der es mit seinem Beifall beehrte und ohne Wissen des Verfassers und ohne seine Namensnennung 1758 in Breslau drucken ließ<sup>70</sup>). Es ist anzunehmen, daß Friedrich, dadurch auf den geistig hochstehenden Mann aufmerksam geworden, ihn auch persönlich kennen zu lernen wünschte. Später hat es noch 3 weitere Begegnungen gegeben: 1766, am 18. August, stieg der König mit 4 Prinzen des königlichen Hauses bei Ulber ab auf der Durchfahrt von Hirschberg nach Schweidnitz, nahm das Mittagsmahl ein und blieb 3 Stunden. Nach genau einem Jahr, am 12.8.1767, sah das Pfarrhaus ihn wieder in Begleitung von Prinz Heinrich, Bruder des Königs, sowie des Thronfolgers Friedrich Wilhelm und drei anderer Prinzen. Beim zweiten und dritten Besuch ließ der König seinem Gastgeber je ein Gastgeschenk

<sup>66</sup>) Ulber, geb. 10.11.1716 in Landeshut. Vater Heinrich U., Mutter Catharina Rosina Bauch. 1735 Univ. Jena. Ord. in Liegnitz 26.2.1739 für Lerchenborn. 20.3.1742 Bolkenhain. gest. 13.10.1785. Dreimal verh.: 1/ Lüben 22.11.1741 Johanna Christiana Matthäus, Arztochter aus Lüben, gest. 1.5.1744, 19jährig, bei Geburt eines toten Sohnes; 2/ Altenlohm 18.10.1746 Barbara Eleonora Porlitz aus Modlau, gest. 11.7.1771, 3 klein verst. Kinder; 3/ Bolkenhain 12.1.1774 Sophia Elisabeth von Stosch verw. von Niesemeuschel auf Groß-Waltersdorf bei Bolkenhain, sie † 19.3.1793 in Bolkenhain

(Lebensbild von W. Rohkohl in: Bolkenhainer Heimatsblätter 1927, S. 435-40, Schriften Ulbers 1928, S. 471-76; Predigergeschichte von Bolkenhain, 1938, S. 8; (Lebenslauf, ebenso Bericht über den Aufenthalt des Königs in den Schles. Provinzialblättern 2. Bd. 1785, S. 456-58).

<sup>67</sup>) Beyer, geb. 10.9.1695 in Laubgrund bei Hockenua Kr. Goldberg. 1720 Univ. Leipzig, 1721 Wittenberg. 20 Jahre Hauslehrer, vertritt als Mittagsprediger in Gottesberg. Ord. in Breslau 17.1.1744 zum Mittagsprediger in Bolkenhain, zugleich Rektor der Schule. Gest. 3.5.1779. Predigergeschichte von Bolkenhain S. 9).

<sup>68</sup>) Walter Rohkohl, Das Evangelische Bolkenhain in Geschichte und Gegenwart (1930), S. 70. Der 1758 in B. Ordinierte ließ sich nicht ermitteln.

<sup>69</sup>) Friedrich hatte ebenfalls einen Antimachiavelli geschrieben (Réfutation du prince de Machiavel) als Widerlegung der Staatsraison Niccolo Machiavelli's „Il Principe“ 1513, der in Den Haag 1739 anonym veröffentlicht worden war.

<sup>70</sup>) Nach freundlicher Auskunft der Universitätsbibliothek Breslau vom 28.2.1986 ist dort kein Exemplar vorhanden.

von 50 Talern überreichen. Ein Portrait des Königs, wohl auch ein persönliches Geschenk, befand sich in Ulbers Nachlaß<sup>71)</sup>. Die letzte Begegnung war nach dem 14. August 1776, als Friedrich der Große von Potsdam zur Revue nach Schlesien aufgebrochen war. „In Bolkenhain erkundigte sich der König nach seinem ehemaligen Wirt, dem Prediger Ulber; da dieser gegenwärtig war, trat er hervor und hielt eine Rede an ihn, darin er den Dank gegen Gott für die Wiederherstellung des Königs von seiner Krankheit aussprach, wovon der König sehr gerührt wurde<sup>72)</sup>.“

Am 9. und 10. Juli 1759 war das preußische Lager in Wünschendorf bei Lähn, und es hatte der dortige Pastor M. Johann Friedrich Feige<sup>73)</sup> das Glück, seinen König eine Nacht in seinem Hause zu beherbergen. Später, am 22. August 1761, überfielen ihn Kosaken und mißhandelten ihn mit seinem Sohn und seiner Mutter aufs Grausamste<sup>74)</sup>. 1766 kam Friedrich im August auf seiner schlesischen Revueereise wieder in diese Gegend; nachdem er das Städtchen Lähn schon im 7jährigen Kriege, als er im Schlosse Waltersdorf quartierte, besucht hatte, übernachtete er dort im katholischen Pfarrhofe bei dem Erzpriester Latzel<sup>75)</sup>.

Noch eines wichtigen Ereignisses aus der Zeit des 7jährigen Krieges ist zu gedenken, bei welchem indirekt und für ihn nicht ungefährlich ein evangelischer Pfarrer und seine auch ins Vertrauen gezogene Frau mitgewirkt hat. Am 30. November 1761 erfährt der König im Lager von Woißelwitz bei Strehlen durch einen ihm in der Nacht von dem Jäger des Barons Heinrich Gottlob von Warkotsch auf Schönbrunn überbrachten Brief von dem verräterischen Anschlag des Barons, ihn an die Österreicher auszuliefern<sup>76)</sup>. Der Brief war an den österreichischen Hauptmann Wallis gerichtet, den der Jäger Matthias Kappel am Morgen des Andreastages dem Kuratus Franz Schmidt in Siebenhufen zur weiteren Beförderung überbringen sollte. Mißtrauisch und beunruhigt durch das unstete Wesen und verfängliche Worte seines Herrn, öffnet Kappel den Brief und begibt sich

<sup>71)</sup> Rohkohl, Bolkenhain, S. 70; Rödenbeck II, S. 292.

<sup>72)</sup> Rödenbeck III, S. 146. Der König hatte im Februar und März heftige Anfälle von Podagra gehabt (ebenda S. 138).

<sup>73)</sup> Feige, geb. 1721 in Lähn, 1739 Univ. Leipzig. Ord. in Breslau 17. 1. 1742 für Wünschendorf. 1763 nach Wüstewaltersdorf. Gest. 2.9.1796 (Predigergeschichte von Löwenberg 1940, S. 37).

<sup>74)</sup> J.G. Thomas, Die Wünschendorfer Jubelfreude 1841, S. 7-8. Rödenbeck I, S. 379.

<sup>75)</sup> Joh. Anton Latzel, seit 1755 Pfarrer und Erzpriester in Lähn, gest. 1773 in Liebethal (Pfeiffer, Revueereisen, S. 67). Latzel hatte in den schweren Kriegsjahren häufig Einquartierungen und viele Mißhelligkeiten nach der Aufhebung des Pfarrzwanges, da die Evangelischen auch keine Gebühren mehr für den Mitgebrauch des Geläuts der kath. Kirche und für die Grabstellen auf dem kath. Kirchhofe bezahlen wollten (A. Knoblich, Chronik von Lähn und Burg Lähn haus, Breslau 1863, S. 165, 170).

<sup>76)</sup> C.D. Küster, Die Lebensrettungen Friedrichs des Zweyten im siebenjährigen Kriege und besonders der Hochverrath des Barons von Warkotsch aus Originalurkunden dargestellt. Mit dem Bildnisse Friedrichs des Zweyten. Berlin 1797, bes. S. 79-83, 94-111. Der ausführliche Bericht liest sich wie ein Kriminalroman! — Rödenbeck II, S. 122; Grünhagen II (1892), S. 207-223.

zu dem Ortspfarrer Martin Gerlach, den er mit seiner anwesenden Frau<sup>77)</sup> in das verbrecherische Vorhaben einweihet und von ihm eine Abschrift des Briefes erbittet, die dieser eilig anfertigt. Kappel siegelt mit dem Petschaft des Barons, zu dem er sich Zugang verschafft, diese Abschrift, verschließt den Brief mit dem Originalumschlag und läßt ihn am frühen Morgen durch seinen Lehrburschen dem Kuratus zustellen. Er selbst reitet mit einem unterwegs geliehenen Pferd in das königliche Lager, wo die Verräterei durch den General Krusemark dem König mit dem überbrachten Originalbrief gemeldet wird. Der ungetreue Baron und sein geistlicher Komplize, nach denen sofort gefahndet wurde, entkamen durch Überlistung der Gefangennahme, indem ihnen die Flucht ins Österreichische gelang<sup>78)</sup>.

Die Handlungsweise des Barons war deshalb besonders verwerflich, weil er mit Erfolg des Königs Vertrauen erschlichen hatte mit dem Ziel, ihn zu vernichten. So hatte er, dem Beispiel des Reichenbacher Pastors Krancher<sup>79)</sup> folgend, der dem König in das Hungerlager nach Bunzelwitz Pfirsiche, Weintrauben und Gartenfrüchte bringen ließ, im August 1761 ein gleiches getan, so daß der König ihn für absolut zuverlässig halten mußte und sogar am 5. Oktober bei ihm abends im Schönbrunner Schlosse abgestiegen war. Im Gespräch hatte Warkotsch von den Gedanken und Plänen des Königs für die nächste Zeit gehört; er wußte, daß der König im Lager von Woiselwitz nur von kleinem Gefolge umgeben war, wo er also mühelos von dem Feinde überrumpelt und gefangen genommen werden konnte. Die Königstreue des katholischen Jägers Kappel und die diesem dabei geleistete Hilfe des Pastors Gerlach vereitelten das Verbrechen. Kappel bat den König zweimal, für die Sicherheit des Pastors und seiner Frau Sorge zu tragen, die sich darum bis 1763 erst in Breslau und dann in Brieg aufhielten<sup>80)</sup>. 1791 hat Kappel, den der König unter seinen Schutz gestellt und zum Hegemeister in Germendorf bei Oranienburg gemacht hatte, einen aktenmäßigen Bericht über die Ereignisse gegeben und darin die Mitwirkung des Pastors Gerlach besonders betont, auch ausgesagt, daß seine Ehefrau Ursula Ulrica, geb. von Salisch, im 36. Jahre ihres Alters, dabei gewesen sei und habe versprechen müssen, über alles zu schweigen<sup>81)</sup>. Der König sprach mit Hochachtung von dem Prediger, nicht nur als dem Gehilfen seiner Lebensrettung, sondern auch wegen seines exemplari-

<sup>77)</sup> Martin Benjamin Gerlach, geb. 1714 in Brieg, Vater Daniel G., Apotheker. 19.10.1734 Univ. Wittenberg. Ord. in Brieg 1.3.1748 für Schönbrunn und Nieder-Rosen. 1763 nach Tschöplowitz. Gest. 10.8.1777 in Tschöplowitz, Verh. Brieg 27.12.1752 Ursula Ulrica von Salisch, jüngste hinterlassene To. des Ritters und Herrn Heinrich Adolphs v.S. (Ehrhardt II, S. 190 und 314; R. Scholz, Predigergeschichte von Brieg 1930, S. 71; O. Schultze, Predigergeschichte von Strehlen 1938, S. 29.

<sup>78)</sup> Nach Grünhagen II, S. 216 ff, der in der Hauptsache Rödenbeck II, S. 122-26 folgt.

<sup>79)</sup> Gottfried Krancher, geb. 3.4.1711 in Schedlau. 1741 Feldprediger. Ord. in Breslau 9.2.1742 für Reichenbach. Gest. 15.3.1763 (O. Schultze, Predigergeschichte von Schweidnitz-Reichenbach 1938, S. 16). Der König ließ ihm noch 1761 als Zeichen seiner Gnade ein kleines Kaffeesevice übersenden (Küster, Lebensrettungen, S. 171).

<sup>80)</sup> Küster, S. 95, 170.

<sup>81)</sup> Ausführlich bei Küster, S. 67-69, 95-110, 146.

schen Wandels<sup>82</sup>). Er erhielt 1763 die sehr einträgliche Pfarrstelle Tschöplowitz Kr. Brieg, das in Erinnerung an ihn bei der Umbenennung slawischer Ortsnamen 1934 Gerlachshain genannt wurde.

Die in dichterischer Freiheit gestaltete Erzählung von Paul Schreckenbach hat der Pfarrfrau von Schönbrunn, als der wohl einzigen in Schlesien, von der eine wenn auch nur indirekte Begegnung mit Friedrich dem Großen bekannt ist, ein schönes Denkmal gesetzt, wobei der Schriftsteller zwar Einzelzüge zur Erhöhung der Spannung etwas zu stark hervortreten läßt, jedoch den geschichtlichen Tatsachen durchaus gerecht wird<sup>83</sup>).

Daß zu den Lebensrettern des großen Königs neben dem katholischen Prälaten und sicher manchen unbekannt und ungenannt gebliebenen auch ein evangelischer Pastor gehört, das darf uns als evangelische Schlesier nach genau 225 Jahren im Gedenken an seinen 200. Todestag mit Stolz erfüllen.

Wie Friedrich der Große in den langen Kriegsjahren kreuz und quer durch Schlesien mit seinen Soldaten gezogen ist, so kam er auch nach dem Friedensschluß von 1763 jährlich zu den Revuen ins Land, das er wie keine andere Provinz so häufig besucht und auch wie keine andere geliebt hat, der, weil mit soviel Blut erobert, seine besondere Fürsorge bis an sein Lebensende galt. Fast auf den Tag genau ist er jedes Jahr um die Mitte August von Potsdam nach Schlesien aufgebrochen, wo er reichlich 2 Wochen zu den Truppenbesichtigungen blieb. Dabei hatte er auch viele Begegnungen beim Pferdewechsel, in den Übernachtungsquartieren, wenn er Bittsteller empfing und die Honoratioren zur Tafel zog. Den summarischen Bericht darüber entnehmen wir der Darstellung von Ernst Pfeiffer<sup>84</sup>), die abschließend durch einige Einzelbeispiele von Pfarrerbegegnungen veranschaulicht werden soll.

„Nur selten erschien beim Empfang — wenn der König in den Vorspannorten Aufenthalt hatte —, wobei der Landrat, der Magistrat und einige ‚Stände‘ anwesend waren, die evangelische und katholische Geistlichkeit. ... Bei der Mittagstafel etwa um 1 Uhr waren außer den Offizieren nur Adelige und bisweilen einige katholische Geistliche geladen, z. B. der Prälat von Heinrichau 1769 in Silberberg, der Prälat von Grüssau 1774 in Schweidnitz, der Prälat von Rauden 1783 in Cosel —, aber niemals wurde ein Vertreter der evangelischen Geistlichkeit zugezogen“<sup>85</sup>). Bekannt ist, daß der König, wenn er über Pfarrer sprach, diese verächtlich als „Pfaffen“ bezeichnete oder noch andere sie beschimpfende Aus-

<sup>82</sup>) „Wäre er ein leichtsinniger Priester gewesen, welcher seinem lutherischen Patron zu Gefallen gespielt, getrunken und geschwelgt hätte, so würde der Baron vielleicht den Priester in seinen Teufelsplan mitverwickelt haben. Es hatte sich auch dieser Prediger Gerlach bei dem katholischen Jäger durch seinen eingezogenen Wandel das gerechte Vertrauen erworben, daß er ihm das Geheimnis eröffnet“ (so der König nach Küster S. 170 — an den englischen Gesandten).

<sup>83</sup>) Die Pfarrfrau von Schönbrunn. Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Krieg von Paul Schreckenbach. Quell-Verlag Stuttgart 1911. Aus klaren Quellen Band 6.

<sup>84</sup>) E. Pfeiffer, Die Revuereisen Friedrichs d. Gr., 1904.

<sup>85</sup>) Ebenda, S. 62-63.

drücke gebrauchte<sup>86)</sup>), ebenso, daß er vor allem katholische Geistliche nicht selten zur Zielscheibe seines Spottes machte oder auch nur humorvoll mit ihnen scherzte. Was davon historisch verbürgt oder nur Anekdote ist, wird schwer zu entscheiden sein.

Den Abt von Heinrichau, Constantin Haschke<sup>87)</sup>, fragte er am 18.8.1769 in Silberberg: „Wie groß ist ihr Glaube?“ Als der Abt betroffen schwieg, fuhr der König fort: „Doch wenigstens so viel wie ein Senfkorn, also, wie in der Bibel steht, hinlänglich, um Berge zu versetzen.“ Der Prälat möge ihm mit seinem Glauben helfen, die Festungsgräben auszusprengen, „die nur einen geringen Teil des Berges ausmachen und mich noch viel Geld kosten werden“.

Mit dem Abt von Rauden stand der König stets in gutem Einvernehmen. Es war Augustin Renner (1753-1783)<sup>88)</sup>. 1759 nahm Friedrich den Rückweg von Oberschlesien über Rauden und unterhielt sich während des Pferdewechsels sehr gnädig mit dem Abt, lobte ihn mit den Worten: „Schön, Herr Prälat, schön!“ In Cosel fragt er bei der Tafel am 20. August 1783, woher der Abt seinen Ungarwein bezöge, worauf dieser antwortet: „Der Impost auf den ungarischen Wein ist zu groß und mein Beutel dazu zu klein.“ Der König lacht, schlägt sich auf die Backe und sagt: „Meine Herren, da hab ich's weg, so kriegt man eins, ehe man sich versieht.“ Der Abt wird bestürzt, aber Friedrich tröstet ihn: „Ich habe das Meinige abgekriegt, es hat aber gar nichts zu sagen, Er ist doch mein lieber Prälat“<sup>89)</sup>. Der bayerische Erbfolgekrieg 1778 brachte für Grüssau und das zwischen den feindlichen Heeren der Preußen und Österreicher gelegene Klosterland nahe an der böhmischen Grenze neue Kriegsnot<sup>90)</sup>, die es zu Preußens Gloria schon 20 Jahre vorher zur Genüge zu spüren bekommen hatte. Der Abt Plazidus Mundfering (1768-1787) wurde beschuldigt, mit den Österreichern in Verbindung gestanden zu haben, weshalb König Friedrich nicht gut auf ihn zu sprechen war und ihn mit seinem Spott bedachte, als er 1779 im Stiftshof einen zur Bestrafung österreichischer Soldaten aufgerichteten Esel sah und, auf diesenweisend, fragte, ob das das Wappen des Herrn Prälaten wäre, das nächstmal, ob es die Statue eines seiner Vorfahren sei<sup>91)</sup>. Doch war es wohl mehr humorvoll als spöttisch gemeint, denn in dem Nachruf auf den 1787 verstorbenen Abt heißt es: „Er

<sup>86)</sup> A. Friedrich Büsching, Character Friedrichs des Zweyten, 1788, S. 51-73: Des Königs große Geiringschätzung der Theologen und Prediger.

<sup>87)</sup> 1763-78 Abt von Heinrichau. Geb. 1.8.1717 in Neisse, gest. 29.8.1778 (H. Grieger, Heinrichau 1978, S. 291).

<sup>88)</sup> A. Potthast, Geschichte der ehemaligen Cistercienserabtei Rauden in Oberschlesien. Leobschütz 1858, S. 115-22.

<sup>89)</sup> Pfeiffer, a.a.O., S. 184. Die Frage nach dem Ungarwein war nicht ohne Hintergrund: Ein abtrünniger Mönch, der in Tarnowitz bei dem lutherischen Pfarrer übertreten wollte, hatte das Kloster fälschlich der seit 1754 verbotenen Einfuhr österreichischen Weines und nicht versteuerten Tabaks angeklagt. Eine daraufhin angestellte Untersuchung erwies die Beschuldigung als grundlos, sonst hätte das Kloster 173000 Taler Strafe zahlen müssen! (Grünhagen I, S. 506, II, S. 403)

<sup>90)</sup> Ambrosius Rose, Kloster Grüssau 1974, S. 140.

<sup>91)</sup> Pfeiffer, a.a.O., S. 183.

genoß die Gnade Friedrichs II., der bey seinen Revuereisen ihn oft zur Tafel zog und in den gnädigsten Ausdrücken mit ihm scherzte<sup>92)</sup>.

In Milkau bei Grünberg hatte der König 1740 die erste Begegnung mit den schlesischen Jesuiten, nach der Auflösung des Ordens 1773 erklärte er: „Solange die Jesuiten mächtig waren, habe ich sie nicht beschützt, in ihrem Unglück sehe ich in ihnen nichts als Gelehrte, deren Stelle man in Absicht der Erziehung der Jugend schwerlich möchte ersetzen können. Dieser wichtige Gegenstand machte sie mir notwendig, weil unter der ganzen katholischen Geistlichkeit im Lande nur sie allein sich der Wissenschaft befleißigen“<sup>93)</sup>.

Es kann hier für die Begegnungen des Königs, persönlich und brieflich, mit den beiden Patres Professor Anton Michael Zeplichal in Breslau und Karl Reinach in Deutsch-Wartenberg sowie dem Saganer Augustinerabt Johann Ignaz von Felbiger nur gerade auf die wichtigste Literatur verwiesen werden<sup>94)</sup>.

Im August 1785 war der König zum letztenmal zur Revue in Schlesien, übernachtete am 17. in Goldberg und fuhr dann von Hirschberg<sup>94a)</sup> über Bolkenhain nach Schweidnitz. Bei strömendem Regen wohnte er am 24. sechs Stunden, völlig durchnäßt, dem Manöver bei, fieberte danach, gab aber am nächsten Tag fieberfrei zu Abschluß des Manövers die Parole aus: „Diese war die letzte des Königs in Schlesien und hatte etwas sehr Feierliches<sup>95)</sup>.“ Am 12.12.1785 schrieb er aus Sanssouci an Condorcet: „Für Ihre Teilnahme an meiner Gesundheit danke ich Ihnen. In meinem Alter muß man immer einen Fuß im Steigbügel haben, damit man, wenn Rabelais Viertelstunde schlägt, zur Abreise bereit ist<sup>96)</sup>.“ Bis in seine letzten Lebenstage waren seine Gedanken nach Schlesien gerichtet. Am 4. August 1786 besprach er mit dem aus Breslau gerufenen Minister von Hoym Entwürfe zu neuen Urbarmachungen und Fabrikanlagen. Am 13. August beurlaubten sich die beiden Offiziere, die der König bevollmächtigt hatte, an seiner Statt die Revuen in Schlesien abzuhalten. Dabei trug er dem Obersten von Prittwitz auf, bei seiner Durchreise durch Landeshut

<sup>92)</sup> Lebensumstände des verstorbenen Prälaten zu Grüssau Herrn Placidus Mundfering, in den Schlesischen Provinzialblättern 5/1787, S. 275-76.

<sup>93)</sup> Rödenbeck III, S. 96, im Brief an d'Alembert. Dazu: „Der König war überzeugt, ohne die Jesuiten in seinen Ländern in Bezug auf das höhere Schulwesen nicht auskommen zu können“ (G. Münch, Jugend und Aufstieg Anton Michael Zeplichals. Ein Beitrag zur Geschichte der schlesischen Jesuitenprovinz im 18. Jahrhundert, in: Gedenkschrift K. Engelbert, 1969, S. 403).

<sup>94)</sup> Hermann Hoffmann, Die Jesuiten in Deutschwarthenberg (Zur schles. Kirchengeschichte 5, Breslau 1931). Derselbe, Karl von Reinach, ein oberschlesischer Jesuit, ein Vertrauter Friedrichs des Großen (Zur schles. KG. Nr. 21, 1936). Derselbe, Die Saganer Jesuiten und ihr Gymnasium (Zur schles. KG. Nr. 6, 1928). Derselbe, Friedrich II. von Preußen und die Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Rom 1969.

<sup>94a)</sup> Begegnung von P. Pezold mit Friedrich d. Gr. am 17. August 1785 in Reibnitz (Friedrich Adolf Herold: Jubelbüchlein ... von Reibnitz und Berthelsdorf. Bunzlau 1841, S. 29 f)

<sup>95)</sup> Rödenbeck III, S. 334.

<sup>96)</sup> Rödenbeck III, S. 341. Antoine Condorcet, französischer Mathematiker, Politiker und Philosoph, 1743-1794 (Brockhaus-Enzyklopädie 4/1968, S. 136, François Rabelais, französischer Humanist, Arzt und Schriftsteller, 1494 (1483?) — 1553 (Brockhaus-Enzyklopädie 15/1972, S. 338-39).

die Vertreter der Kaufleute zu sprechen zu suchen und ihnen in seinem Namen alles Gute anzuwünschen. Diese Wünsche konnte er gerade an des Königs Todestage, am 17. August, überbringen<sup>97</sup>).

Die Begegnungen schlesischer Pfarrer mit dem toten König hat Hans Jessen vor 50 Jahren<sup>98</sup>) auf Grund der am 10. bzw. 17. September 1786 (13. bzw. 14. Sonntag p. Trin.) gehaltenen Gedächtnispredigten dargestellt, soweit sie gedruckt vorlagen<sup>99</sup>), von denen er vor allem die des Oberkonsistorialrats D. David Gottfried Gerhard in St. Elisabeth gehaltene untersucht und würdigt<sup>100</sup>). „Sie war eine der feyerlichsten in meinem Amte, da ich vor einer nicht nur sehr zahlreichen, sondern auch sehr gerührten Gemeinde redete und Gott dafür dankte, daß er mir Kraft und Freudigkeit gab, über einen so großen Gegenstand mit einer gewissen Würde zu sprechen, welche auf hohe und niedrige Zuhörer einen guten Eindruck machte“, sagt er in seinen Erinnerungen<sup>101</sup>). Aus dem Inhalt der Predigt sollen die von H. Jessen wiedergegebenen Sätze noch einmal angeführt werden, ebenso die ergreifenden Worte über den Prediger:

„Solange noch Christen unter uns sind, welche das göttliche Wort und den freyen Gebrauch desselben bey den öffentlichen Gottesdiensten allen Gütern der Erde vorziehen, solange werden wir immer Ursache haben, Gott auf unseren Knien zu danken, daß er uns einen protestantischen König gab, der die Religion, auf welche wir leben und sterben sollen, vom Thron herab schützte, ausbreitete, befestigte. Man sage nicht, die Religion war vielleicht nur die Nebenabsicht: denn dieser alte längst bekannte Zweifel ändert in der Hauptsache nichts. Wo triumphiert die höchste Weisheit unseres Gottes sichtbarer, als wenn selbst die Staats-Kunst irdischer Menschen mit allen ihren nur leiblichen Absichten ein Werkzeug in seiner allmächtigen Hand werden muß, das unsichtbare Reich seines Sohnes JESU CHRISTI unter den Menschen zu gründen?“

„Der Inhalt seiner Predigt (so Jessen) ist aber nicht die Widerlegung solcher Einwendungen, ihr Ziel ist, dem König zu danken für all das, was er an Schlesien und für die evangelische Kirche getan hat, „nicht bloß aus allerhöchstem Befehl, sondern aus eigenem Triebe der allertiefsten Ehrfurcht, Wehmuth und Dankbarkeit, obwohl nur blöde und stammelnd“. In

<sup>97</sup>) Rödenbeck III, S. 362.

<sup>98</sup>) Schlesiens Trauer beim Tode Friedrichs des Großen, in: Zeitschrift 70. Bd. (1936), S. 1-21.

<sup>99</sup>) In den „Schlesischen Provinzialblättern“ 5. Bd (1787), „literarische Chronik“, S. 307-318 sind 16 Predigten mit genauer Titelangabe genannt und rezensiert, die von 11 Breslauer Predigern (8 evangelischen und 3 katholischen) am 10.9. und von 5 aus der Provinz (nur evangelischen) am 17.9. gehalten worden waren. Der angeordnete Text muß 1. Chronik 17, 8 gewesen sein (der zweimal dort mit 1. Chronik 18, 8 angegebene kann unmöglich stimmen).

<sup>100</sup>) Die beiden Textstellen sind sowohl in den Schlesischen Provinzialblättern 1787 als auch in „David Gottfried Gerhards Leben von ihm selbst beschrieben“ (1812), S. 92 und 277, mit 2. Samuelis 8,9 und 1. Chronik 28,8 unzutreffend wiedergegeben, richtig handelt es sich um 2. Sam. 7,9 mit der Parallele in 1. Chron. 17,8: „Ich bin mit dir gewesen, wo du hin gegangen bist und habe alle deine Feinde vor dir ausgerottet und habe dir einen großen Namen gemacht, wie der Name der Großen auf Erden.“ Dr. Gerhards Predigt behandelt das auf dem Titelblatt des Druckes angegebene Thema: „Das Herz treu gesinnter Unterthanen bey dem Grabe ihres großen und unvergeßlichen Königs.“

<sup>101</sup>) S. 92.

diesen Worten charakterisiert Gerhard seine Predigt selbst. Dieser schlichte, fromme Mann, der zu den besten Kanzelrednern Schlesiens zu rechnen ist, versagte bei dieser Aufgabe. Seine Predigt klingt wie die Trauerrede, die man am Grabe eines nahen Freundes hält.“

Als Beispiel für den äußeren Ablauf einer Gedächtnisfeier für den verstorbenen König soll abschließend der Bericht stehen, den der Senior John in Landeshut für die „Schlesischen Provinzialblätter“ gegeben hat<sup>102)</sup>:

„Von 8 bis 9 Uhr ward (am 17. September) in 3 Pulsen in unserer und der katholischen Kirche geläutet. Um 9 Uhr empfingen die evangelische Geistlichkeit und die Schule den Magistrat, die Kaufmannssozietät und alle Zünfte am Thore des Kirchhofes, und wir giengen unter Singung des Liedes: Jesus meine Zuversicht etc. in die Kirche. Zu beiden Seiten des Magistrats giengen 4 Trauermarschälle, und an die Bürgerschaft schloßen sich unsre sämmtlichen Landgemeinden paarweise alle in schwarzer Kleidung mit ihren Schulen und deren Lehrern an. Der feierliche Zug bestund also in mehrern tausend Personen, und das Geläute dauerte, bis alle in der Kirche waren. Die Vocalmusik in derselben, zu welcher mein Colledge, Herr (Diakonus) Liebig den Text gemacht hatte, ward von einer wimmernden Anzahl (!) auf eine sehr rührende Weise begleitet. Altar, Kanzel und die meisten Chöre, das unterste fast ganz, waren schwarz eingekleidet; alle Kronleuchter brannten; die Bänke bey dem Altare und mehrere Logen waren auch mit schwarzem Tuche behangen, und auf dem Altar befand sich das wohlgetroffene Bildniß des Königs, vor welchem, oder vielmehr zu deßen Seiten 6 Kerzen brannten. Ich stund vor dem Bildniße mit einer Art von Anbetung, und konnte mich der Thränen nicht enthalten. Unter dem letzten Verse des Gellertschen Liedes: Nach einer Prüfung kurzer Tage etc. gieng ich auf die Kanzel. O Freund! was hab ich da empfunden. Es herrschte unter den Tausenden eine Todtenstille, dem Tage angemessen. Die große Kirche faßte die Menge nicht. Es mußten viele außer derselben bleiben. Am Schluß betete ich das Lied aus dem Berliner Gesangbuche: Gott, deiner Stärke freue sich etc. und gieng unter dem Liede: Christus, der ist mein Leben etc. von der Kanzel. Ich werde diesen Tag nie vergeßen. — Am 24. ist die Gedächtnißfeyer auf ähnliche Art in der katholischen Kirche, und die Versammlung, aus beyderley Religionsverwandten bestehend, ebenfalls groß gewesen. Vor dem Altare ist ein Castrum doloris<sup>103)</sup> errichtet worden, und Herr Kaplan Weber, der sich durch seine Gaben auszeichnet, hat die Predigt gehalten.“

*Johannes Grünewald*

<sup>102)</sup> John hatte Gottesdienst und Predigt in Vertretung des erkrankten Primarius und Inspektors Napiersky gehalten. — Johann Siegismund John, geb. 16.12.1743 in Ketschdorf, 1768 Diakonus, 1782 Archidiakonus und Senior, 1799 P. prim. und Inspektor, 1806 Superintendent, gest. 11.12.1821. Die von ihm gehaltene Gedächtnispredigt ist (ebenso wie die von Napiersky nicht gehaltene) gedruckt. — Carl Gottlieb Liebig, geb. 25.8.1749 in Royn. 1777 P. in Wischütz, 1783 Diakonus, 1799 Senior in Landeshut, 1802 P. in Probsthain, gest. 6.2.1815. — Johann Gottfried Napiersky, geb. 30.1.1712 in Christburg (Westpr.). 1742 P. in Kammerswaldau, 1758 Diakonus, 1759 Senior, 1759 Senior und 1768 Prim. und Inspektor in Landeshut, gest. 16.12.1798.

<sup>103)</sup> Trauerbühne. — Kaplan Weber war von 1791 — 1828 Pfarrer und Erzpriester in Landeshut.

# Chronik des Tabeenstiftes des Diakonissen-Mutterhauses Frankenstein 1945-1951 zur Erinnerung an dessen Gründung vor 125 Jahren

Am 1. Januar 1945 lautete die Losung: Siehe, der Herr kommt gewaltig, und sein Arm wird herrschen. Siehe, sein Lohn ist bei ihm und seine Vergeltung ist vor ihm. Jes. 40,10

Ein neues Jahr ist angefangen,  
laß es ein Jahr der Gnade sein.  
Herr, jeder blicket voll Verlangen  
in diese künftige Zeit hinein.

Jesus sprach zu seinen Jüngern: Euer Herz erschrecke nicht! Glaubet an Gott und glaubet an mich. Joh. 14,1

Wie du uns führst durch alle Finsternisse,  
wir folgen, Jesu, dir. Denn alles muß sich  
vor dir beugen, bis auch der letzte Feind  
wird schweigen. Ja, Jesus siegt!

„Euer Herz erschrecke nicht“. Ja, unser Herz ist bange geworden vor allem, was nun geschah. Schon der Monat Januar bringt uns viel, viel Unruhe. Die Kriegsfackel leuchtet tief in unser liebes Deutschland hinein. Unser Tabeenstift hört auf, Lazarett zu sein, denn die Verwundeten müssen verlegt werden, weil der Kriegsschauplatz immer näher rückt. Frl. Raabe, Hanna, Agnes Noen und ich sind noch allein in unserm großen Hause.

Eines Abends an der Haustür stürmisches Klingeln. Versprengte Truppenteile aus der Neißer Gegend suchen Nachtquartier, arme junge Menschen, hungrig an Leib und Seele. Als sie abgezogen, kam wieder spät am Abend ein ganzer Generalstab, der seinen Standort bei uns aufschlagen wollte. Auch hier wieder das selbe Bild: junge Menschen, denen die Seelenqual aus den Augen sah, die nach einem mütterlichen Worte hungerten. Ein Stabsoffizier bestätigte uns auf Befragen, was uns schon lange in Unruhe versetzte — daß wir in kurzer Zeit auch fliehen mußten. Auch sie blieben nur für 2 Tage und zogen voll Unrast wieder ab. Dann belegten 200 Flüchtlinge aus der Breslauer Gegend für einige Tage unser Haus. Wir konnten ihnen nicht einmal Strohlager geben, da wir nichts hatten; die Wehrmacht hatte die Lazarettbetten zwecks Abholung im Saal eingeschlossen.

Ende des Monats bekamen wir 27 Kinder aus Breslauer Heimen, die das Mutterhaus einstweilen noch mit aufnahm. Auch erschienen die „hohen Herren“ der NSDAP und kündigten uns an, daß demnächst der Volkssturm unser Tabeenstift besetzen werde.

## Februar 1945

Der Volkssturm zieht ein. Wir paar Menschen dürfen noch gnädigst wohnen bleiben.

Pastor Buschbeck bekam Sonderurlaub und konfirmierte am 2. Feb. sein Lenchen.

Wir gaben noch einige unserer schulentlassenen Mädchen in Dienststellen. Am 8. wurden unsere Konfirmandinnen eingesegnet, weil wir ja nicht wußten, was uns die nächsten Tage bringen würden. Und das Verhängnis kam!

Am 14. ging Frau Pastor Buschbeck mit ihren 8 Kindern auf die Flucht. Am 15. mußten wir mit unseren 70 Kindern Frankenstein verlassen und wurden nach dem nicht allzu fernen Bad Landeck evakuiert. Jede Woche fuhren eine oder zwei Schwestern zurück nach Frankenstein, um zurückgelassene Lebensmittel und sonst Benötigtes zu holen. Alles Wertvolle hatte wir in einer sogenannten Wertkammer aufgehoben, von der wir auch dem Volkssturm nichts gesagt hatten.

Am 18. mußte auch das Mutterhaus abreisen. Drei Schwestern blieben zurück, um es zu hüten, was auch gelungen ist.

Wir kamen spät abends in Landeck an, nachdem wir 25 Std. im Zuge gesessen hatten. Feindliche Flieger kreisten am Bahnhof über uns, was uns in ziemliche Unruhe versetzte. Die NSV (= nationalsozialistische Volkswohlfahrt) stellte einen Autobus zur Verfügung, der uns dann in den Ort brachte. Wir wurden in verschiedenen Häuser, getrennt von den Kindern, untergebracht. Auf meine Bitte durften wir aber am nächsten Tage zusammenziehen und zwar ins Bieleeschloß, wo schon Kinder der NSV untergebracht waren. Wir bewohnten aber ein Stockwerk allein, und jedes Kind hatte ein Bett für sich. Die Prophezeiung eines Parteigenossen, daß wir in ein Gasthaus auf Strohlager kämen, das sei gut genug für uns, hatte sich also nicht erfüllt. Mit den NSV-Schwestern, die Kinder im oberen Stock betreuten, ließ es sich auch ganz gut zusammen arbeiten. Da die NSV auch für das Essen sorgte, hatten wir es also trotz allem in Landeck gut. Mit unsern Kindern besuchten wir auch fleißig die Gottesdienste. P. Tepper, der mit seiner Gemeinde Kaltwassertal auch in Landeck war, hat uns durch seine Predigten sehr viel gegeben. Er hielt auch regelmäßige Kinder-gottesdienst.

## März-April 1945

Schwester Käthe Kessner mußte wegen Krankheit unsere Arbeit verlassen. Für sie trat Schwester Susanne Mundry ein.

Da Landeck bekanntlich ein schön gelegener Badeort ist, konnten wir uns mit unseren Kindern in den schönen Wald- und Kuranlagen ergehen und manche besonderen Naturschönheiten wahrnehmen.

Zum Osterfest bereitete die Wirtschaftsleiterin vom Bieleeschloß unsern Kindern eine besondere Freude, indem sie ihnen Plätzchen buk, welche die Ostereier ersetzen sollten.

Am politischen Himmel wurde es immer dunkler, der Kanonendonner

rückte näher, unsere Herzen wurden immer bänger. — Anfang April holte ich meine Schwester, Frau Breuer, aus der Tschechei, nachdem meine Mutter dort gestorben war. Meine Schwester nähte fleißig Schürzen und Kleider für unsere Kinder. Stoffe und eine Nähmaschine hatten wir aus Frankenstein nachgeholt.

### Mai-Juni 1945

Der 8. Mai 1945, der schwärzeste Tag in der deutschen Geschichte, kam heran. Die Feinde nehmen unser Land ein, auch unser Landeck, auf das sie schon am Abend vorher die Kanonen gerichtet hatten, falls es sich nicht ergeben wolle. Am Tag vorher kam noch die Parole: alle Kinder müßten schnellstens fertig gemacht werden, um mit der Bahn „irgendwohin“ zu fahren. Als wir den Fuß über die Schwelle setzten, ließ uns der Leiter der NSV sagen, der Zug wäre besetzt und wir müßten mit unsern Kindern zurückbleiben. Der Überbringerin dieser Botschaft hatte er noch gesagt: „Die können mit ihren Kindern im Straßengraben verrecken.“ Das schreibe ich nur deswegen hier nieder, weil dieser böse Wunsch beinahe gegenteilig in Erfüllung ging bei denen, die mit diesem Zuge fuhren, Kinder und Verwaltung der Landecker NSV, und weil wir hier wieder so stark Gottes Hand über uns gespürt haben und wir mit diesem Zuge nicht fahren durften.

Landeck ergab sich, und die Russen zogen ein. Sie ließen kein Haus unbesucht; aber vor dem Bieleschloß, in dem wir wohnten, muß wohl ein Engel mit dem Schwert gestanden haben. Gott hat uns behütet, daß keiner der Russen zu uns herein fand. Später erschienen einmal drei russische Offiziere, die sich aber nur das Haus besahen und sich erkundigten, ob wir die Kinder gut betreuten(!). Dr. Schön, dem das Haus gehörte, verständigte sich mit Ihnen.

Nach einigen Wochen bangen Wartens wurde Schw. Elfriede Petran auf Kundschafterreise geschickt, um zu erfahren, ob wir wieder nach Frankenstein zurück könnten. Und wir durften wieder zurück und sogar in unser liebes Tabeenstift. Am 2. Pfingsttag machten wir uns auf, erst ein kleiner Trupp der schulentlassenen Mädchen, um dort in unserem Heim aufzuräumen. Wir gingen 4 Std. durch Wald über den Jauerberg nach Reichenstein, um von dort mit der Bahn nach Frankenstein zu gelangen, denn von Landeck nach Kamenz verkehrte kein Zug mehr, weil die Brücken gesprengt waren.

Unser Tabeenstift fanden wir in unbeschreiblichem Zustande. Die notwendigsten Räume wurden nun gesäubert und instandgesetzt, damit die andern Kinder auch einziehen könnten. Man mußte Glaser, Tischler, Schlosser selber sein, um zum Ziele zu gelangen. Ich fuhr dann wieder zurück, um die andern zu holen. Nachdem wir tagelang in Landeck und Umgegend vergeblich versuchten einen Pferdewagen für unser vieles Gepäck zu bekommen, — niemand wollte 45 km weit bis nach Frankenstein fahren — gelang es endlich doch, einen Wagen zu bekommen. Am 2. Juni ging die Reise los nach Frankenstein, die Mehrzahl unserer Kinder lief

hinter dem großen Erntewagen, beladen mit 50 Ztr. Gepäck drein. Wir mußten den Wagen begleiten, da am Ende den Polen unterwegs unsere Sachen gefallen könnten. Aber so merkten sie, daß sie den Kindern gehörten und ließen uns, nach mehrmaliger Kontrolle der Papiere unseres Fahrers, unbeschädigt und ungerupft weiterziehen. Nach zehnstündigem Marsch kamen wir ganz müde in Frankenstein an. Unser Fahrer ist auch mit seinem Gespann glücklich wieder nach Hause gekommen, und wir waren froh, daß er durch uns keinen Schaden hatte; denn es passierte in dieser Zeit oft, daß Russen oder Polen die Gespanne wegnahmen. Aus den zurückgelassenen Beständen der NSV hatten wir noch Lebensmittel mitbekommen. Wir haben immer wieder Grund zu danken für Gottes wunderbare Führung.

Der Volkssturm hatte unser Haus fluchtartig verlassen, und wir fanden überall verstreut Tellerminen, Panzerfäuste und viel Munition. Wir sammelten alles und ließen es abholen, ebenso die gefundenen Uniformteile. Täglich zogen ganze Kolonnen Russen durch Frankenstein. Manchmal kamen welche herein. Wenn sie aber die vielen Kinder sahen, zogen sie wieder ab.

Aus unserm und dem Luisengarten konnten wir nun ernten, was wir nicht gepflanzt hatten. Das war ein Geschenk, das uns der Volkssturm unfreiwillig hinterlassen hatte, und wir nahmen es dankbar, da wir ja für unsere 70 Kinder kein Geld bekamen. Die deutschen Behörden, die uns die Kinder übergeben hatten, waren nicht mehr da.

Das meiste Mobiliar des Hauses war verschwunden, doch fanden sich die Kinderbettstellen, die wir über dem Schweinestall verstaubt hatten. Die über 100 aus rohen Brettern bestehenden Volkssturmbetten schlugen wir zu Feuerholz, verschenkten auch welche an zurückkehrende Familien, die in ihren Wohnungen keine Betten mehr vorfanden. Welch eine Freude und Wunder war es, daß wir unsere Wertkammer unangetastet vorfanden!

### Juli 1945

Die Bauern fragen schon nach unseren Kindern, die sie gern zur Hilfe auf den Feldern hätten. Obwohl es noch Wochen dauern wird, unser Haus und Garten in Ordnung zu bringen, müssen einige größere Mädchen zu den Bauern gehen, um unsere Ernährung sichern zu helfen.

Schw. Susanne, die etwas Russisch kann und die uns deswegen eine gute Hilfe war, wenn Russen ins Haus kamen, wird vom Mutterhaus abberufen.

Es melden sich einige Helferinnen, die gern bei uns unterkommen möchten, um nicht bei den Polen arbeiten zu müssen. Eine Lehrerin ist dabei; sie kann bald einen Teil des Schulunterrichts übernehmen. Am 6. Juli wurden uns 70 Flüchtlinge aus Cosel ins Haus geschickt, die wir 10 Tage mit verpflegt haben. Wir hatten selbst nicht viel, aber es wurde uns irgendwie wunderbarerweise geschenkt, daß alle satt wurden. Immer wieder nahmen wir Notleidende, besonders Ältere, auf. Somit war das Tabeenstift nicht mehr nur Kinderheim, sondern auch Zufluchtsstätte.

„Wohltun und mitzuteilen vergesst nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl“. Wir haben immer wieder spüren dürfen, wie Gott hundertfältig wiedergibt, was man den Bedürftigen und Armen gegeben hat. „Darum seid gastfrei ohne Murren“ (1. Petri 4,9).

Nach und nach wurde uns eine ganze Schar Jungen zugeschickt, so daß wir nun nicht mehr nur Mädchenerziehungsheim sind.

### August 1945

Inzwischen haben die Schulkinder fleißig Ähren gesammelt. Die Bauern hatten nicht Zeit nachzurechen und waren froh, daß unsere Kinder alles auflösen. Und wir waren froh, daß sie so viel brachten.

Ende des Monats hatten wir unser Haus so ziemlich in Ordnung. Fenster und Türen waren notdürftig ausgebessert, die Klosetts und was sonst noch an großen Schäden zu reparieren war. So gut es ging hatten wir uns wieder heimisch eingerichtet und freuten uns, in der lieb gewordenen Ordnung zu leben. Aber nun kam ein schwerer Schlag.

Eine Kommission von 5 Polen, dabei der polnische Bürgermeister, besichtigte unser Haus und eröffnete uns, daß wir es in einigen Tagen verlassen müßten. Es solle die polnische Miliz hineingelegt werden. Sie besahen alles, hatten manches zu bemängeln und o weh! Als sie in die Kellerräume kamen, entdeckten sie einen Radioapparat, der aber ganz kaputt war. Meine Erklärung, daß die kaputten Apparate bei der Abgabe nicht angenommen wurden, glaubten sie nicht. Auch waren da noch Luftschutzhelme und Gasmasken, was in ihren Augen ein Verbrechen war. Sie erklärten, es wäre doch schon 1/4 Jahr „Frieden“, dann müßte das längst abgegeben sein.

Plötzlich aber hatte der Bürgermeister eine Schatulle mit Munition in der Hand und behauptete, daß er sie eben bei uns gefunden habe. Das wies ich aber energisch ab, denn bei uns hatten nicht solche Schatullen — es war ein polnisches Format — herumgelegen, und sonst hatten wir alles abgegeben. Die Polen machten es damals häufig so, daß sie Waffen oder Munition hinlegten, um danach einen Grund zu haben, Menschen aus ihrer Wohnung zu vertreiben.

Pastor Schübler, Schw. Marlene und ich wurden für den nächsten Tag vor die Miliz bestellt, das Gebäude, in dessen Keller so mancher arme Deutsche zu Tode geprügelt wurde. Es wurde uns noch mit drohenden Gebärden angedeutet: Wehe, wenn wir nicht zur angegebenen Zeit, um 1/2 10, an Ort und Stelle wären. Wir machten uns also am Montag Morgen mit etwas bangem Herzen auf den Weg.

Das Losungswort für diesen Tag lautete:

Herr, erzeuge uns deine Gnade. Ps. 85,8  
Hilf uns doch, wo wir dein benötigt sind,  
wenn sich Elend und Verderben,  
wenn sich Not und Trübsal findt.

Die Zurückbleibenden hielten sich an das Wort im Lehrtext:  
Wir wollen anhalten im Gebet. Apg. 6,4

O der unerkannten Macht von der Heiligen Beten,  
ohne das wird nichts vollbracht, so in Freud als Nöten.  
Schritt für Schritt wirkt es mit  
wie zu Sieg der Freunde, so zum End der Feinde.

Als wir pünktlich in das bezeichnete Haus kamen, wußte niemand von uns. Die Männer, die uns bestellt hatten, ließen sich nicht sprechen. Man schickte uns zum Bürgermeister am andern Ende der Stadt. Auch er tat, als wüßte er von nichts, schickte uns ins Milizgebäude zurück, wo wir stundenlang warten mußten. Herr Pastor forderte dringend, daß die „Herren“, die uns bestellt hatten, endlich kommen sollten. Wieder hieß es „warten“. Inzwischen scheuten sich die dort anwesenden Polen, ganz junge Leute, nicht, all die geraubten und geplünderten Sachen anzusehen und sich darüber zu freuen. Einer der Polen fragte uns auf Deutsch, weshalb wir das Radio noch gehabt hätten — also waren sie wohl über uns unterrichtet. Meine Erklärung war dieselbe wie gestern. Von der angeblich bei uns gefundenen Munition war keine Rede. Ein junges Mädchen nahm unsere Personalien auf, dann mußten wir wieder warten. Die Polen wollten nun zum Essen gehen, und einer fragte uns, ob wir wohl dableiben und nicht ausrücken würden, „er wolle uns doch nicht in den Keller sperren, wie sie es sonst mit den Wartenden machen“. Wie großmütig! Nach 1/2 Std. war er wieder da und bedeutete uns, wir könnten nach Hause gehen. Auch in der nächsten Zeit wurden wir in Ruhe gelassen. Im stillen hofften wir, daß wir im Tabeenstift bleiben könnten, doch leider mußten wir ausziehen.

Ein polnischer Oberlehrer, ein feiner Mann, kam mit seiner Frau das Haus besichtigen. Jetzt sollte es polnisches Gymnasium werden. Das war uns ja lieber, als die Miliz nebenan zu haben. Wir sollten ins Nachbarhaus, in unser Luisenheim, ziehen.

In wenigen Tagen, bis zum 1. Sept., mußte alles bewältigt sein. Wir durften von allem nur die Hälfte mitnehmen. Der Frau des Oberlehrers tat es anscheinend leid, daß wir aus dem schönen Hause hinaus mußten mit den vielen Kindern. Sie bedeutete uns, daß wir alle Kohle und Koks mitnehmen sollten, was wir nur zu gern ausführten. Was haben wir da geräumt, um fertig zu werden und nicht zu viel dazulassen! Wie gut, daß wir in der Nähe bleiben und den uns überlassenen Luisenheimgarten tüchtig ausnützen konnten. Wir hatten ja für über 100 Menschen zu sorgen, da Haus Zoar mit seinen Kleinkindern auch im Luisenheim Zuflucht gefunden hatte. Mit gutem Willen fügten wir uns in die Enge. Der Erzieherinnenkreis und die großen Mädchen mußten freilich die Mahlzeiten im schmalen Flur einnehmen.

Wir hatten das Tabeenstift fein sauber hinterlassen, aber den Polen war's nicht sauber genug. Sie zwangen deutsche Frauen, es von Grund auf zu putzen. Unter den Putzfrauen war auch die Frau unseres deutschen Bürgermeisters Hütter. Die Frauen sagten, wenn *wir* wieder ins Tabeenstift

einzögen, würden sie alle mit Freuden kommen und mithelfen, es sauber zu machen. Wann wird das sein?

Nun ist das Tabeenstift polnisches Gymnasium mit angeblich 200 Schülern und Internat für 40 Schüler. Freilich war es gut, daß wir nicht weit zu ziehen brauchten. Aber es hat uns doch oft das Herz abgedrückt, wenn wir das fremde Volk so neben uns in unserm schönen Hause sehen mußten. Und als wir ausräumten, wurden schon alle uns liebgewordenen Sprüche an den Wänden übertüncht.

Weil wir angeblich zuviel Betten und Bettzeug mitgenommen hatten, kamen in den nächsten Tagen die Polen und forderten von uns manches zurück, was wir leider auch geben mußten.

### Oktober 1945

Obwohl wir kein Geld für unsere Kinder bekommen, haben wir doch Koks und Kohle und Kartoffeln für den Winter anschaffen können. Das Mutterhaus half uns treulich. Aber zur Ruhe sollten wir nicht kommen. Eines Tages erschienen russische Offiziere, die das Luisenheim besichtigten und uns eröffneten, daß wir in der nächsten Woche ausziehen müßten, weil sie hier einziehen wollten. Wir sollen ins frühere katholische Pallotinerkloster ziehen. Dort wohnten etliche Jahre Auslandsdeutsche, dann Flüchtlinge, dann Polen, jetzt Russen, und nun sollen wir hinein.

Ob jemand ermessen kann, was das für uns bedeutete? Jedenfalls war das Entsetzen bei uns groß. Es wurde uns zwar gesagt, daß wir alles mitnehmen dürften; doch dahinter machte ich ein großes Fragezeichen.

Wie konnten wir auch die 600 Zentner Kartoffeln, die wir für den Winter eingemietet hatten, wieder herausholen. Wir hatten Koks herangeschafft und Holz stundenweit aus dem Walde geholt. Und das alles sollten wir wieder räumen oder gar etwas zurücklassen, was wir alles so mühsam herbeigeht hatten?! Das war neuer Kummer und neue Sorge, und wir sahen keinen Ausweg.

Pastor Schübler und Schwester Marlene waren nach manch vergeblicher Mühe zum russischen Generalmajor vorgedrungen. Und das geschah wieder auf wunderbare Weise.

Der Herr ließ sonst niemand vor. Doch seine Frau hatte eine deutsche Frau zur Bedienung, die vorher beim Volkssturm im Tabeenstift gekocht hatte und uns dort kennenlernte. Sie sprach mit der Frau des Generalmajors, und durch deren Vermittlung wurden Herr Pastor und Schwester Marlene vorgelassen. Der General hat ihnen nun zugesagt, daß die Kinder in ihrem Hause wohnen bleiben dürfen, „bis sie groß sind“. Auch rief er seine Offiziere an und sagte es ihnen.

Als Herr Pastor und Schwester Marlene uns diese Botschaft brachten, auf die wir nicht zu hoffen gewagt hatten, waren wir ganz überwältigt und haben geweint vor Freude. Warum sind wir auch immer gleich so verzagt? Wir müßten doch eigentlich wissen, daß wir in dieser notvollen Zeit nicht allein stehen, und daß der Herr seine Hand über uns hält. Wenn wir doch immer auf des Heilandes Stimme hören möchten, der auch uns mitten in

diesem großen Sturm zurnft: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so fürchtſam?!“

### November 1945

Durch den Umzug im September iſt noch Unordnung, und wenn man et- was braucht, muß immer von neuem geſucht werden. Wir wagen auch nicht, wieder alles auszupacken, da uns die große Evakuierung ſtändig prophezeit wird. Die vorher geordneten Akten ſind durcheinander geraten und ebenſo alle anderen Sachen. Bei 100 Menſchen iſt das nicht leicht und keine Auſſicht auf Änderung.

Die Polen ſind immer noch da. Wir und ſelbſt manche Polen hatten gehofft, daß ſie nicht allzulange hierbleiben würden. Sie wurden, ſo viel man hört, gezwungen, ihre Heimat zu verlaſſen, um hierher zukommen.

Jetzt haben die Polen uns auch den Schulunterricht für unſere Kinder verboten. Aber Seelſorge- und Geſangſtunden ſind erlaubt, und das wird gründlich ausgeübt.

Die Lebensmittel ſind ſehr knapp und ſehr teuer. Ein Brot koſtet 6 Mark, ohne Marken 30 (ſpäter bis 200 Mark), 1 Pfd. Salz 22, Zucker 200 Mark. Und doch haben wir für unſere Kinder noch ſatt zu eſſen. Es müſſen aber dauernd 2 Menſchen unterwegs ſein, um Lebensmittel herbeizuholen, weil man alles nur in kleinen Mengen bekommt.

Die Schuhe der Kinder ſind alle ſehr ſchadhaft; es findet ſich kein Schuhmacher, der ſie ausbeſſert, denn unſer Schuhmacher muß für Ruſſen und Polen arbeiten. Endlich wurde uns durchs Arbeitsamt einer zugewieſen, der aber ganz unregelmäßig kommt, weil er nebenbei oder hauptamtlich Dolmetscher der Polen iſt. Er ſtellt ſich als Freund der Polen, und ſo wie es ſcheint, haben wir durch ihn Schutz vor den Polen, die jetzt die Häuſer durch Plünderung unſicher machen, ſogar das katholiſche Waiſenhaus. Deshalb fürchten wir, daß ſie auch bei uns eindringen werden. Doch der Schuhmacher verſicherte mir, daß die Polen ganz beſtimmt zu uns nicht kommen würden. Und es war auch ſo.

Sehr froh können wir auch ſein, daß uns keine Polen ins Haus geſetzt wurden, wie es ſonſt in allen Häuſern geſchah. Jeder wundert ſich darüber.

### Dezember 1945 — der Weihnachtsmonat!

Wie werden wir Weihnachten erleben und feiern? Unſer Frä. Burghardt aus Schönheide, der es in ihrer kleinen Landwiſchaft noch gut geht, hat unſern Kindern zum 1. Advent Plätzchen gebacken. Auch tut ſie uns viel Gutes, indem ſie uns von ihrem Getreide abgab und zu Mehl verſchrotete. Sie ging auch zu den großen Bauern, um etwas für uns herauszuſchlagen. Weil keine Schule mehr ſein durfte, ſchickte das Mutterhaus unſere lang- jährige Lehrerin Schw. Elfriede auf eine große Reiſe, um in ganz Deutſchland alle Schwiſtern aufzuſuchen, die von ihrer Evakuierung ins Reich noch nicht zurückgekehrt ſind.

Nun kam Weihnachten heran. Zuerſt waren Weihnachtsbäume verboten; wir ſollten auch dieſe Freude nicht haben. 2 Tage vor Weihnachten wur-

den Bäume wieder erlaubt, doch wo nun so schnell einen herbekommen? Schließlich haben Schw. Gertrud und Frl. Bieneck am späten Abend, aus Angst vor den Polen, einen schönen 6 m hohen Baum im Tabeengarten abgesägt. Zu Dritt haben wir ihn hereingeholt und vor den Kindern versteckt. Wie groß war dann die Freude, daß nun doch ein Christbaum da war und auch noch mit reichlich Kerzen besteckt. Ja, es kam alles... Aus mancherlei Resten hatten wir Spielsachen angefertigt und konnten damit die Kinderherzen erfreuen. Wir waren sogar in der Lage, Pfefferkuchen und Christstollen backen zu können, z. T. durch Frl. Burghardts Fürsorge.

Sogar einen großen Weihnachtssaal hatten wir. Dazu mußten wir den großen Schlafsaal für 20 Kinder ausräumen, und die Kinder wohnten die kurze Zeit eng beisammen. Es ging, und wir hatten recht Freude an unserm festlich geschmückten Saal, in welchem wir am 2. Feiertag auch unsrer Anstaltsgemeinde ein feines Krippenspiel vorführten.

Einige Flüchtlingskinder wurden uns noch ins Haus geschickt.

Bei diesen teuren Preisen hatten wir zu den Feiertagen kein Fleisch. Aber eine deutsche Frau, die auf dem Schlachthof bei den Russen arbeitete, versorgte uns mit ausgekochten Knochen, die immer noch eine sehr gute Brühe ergaben. Was tat man in Notzeiten nicht alles, um das Essen so gut wie möglich zu machen, zumal wenn für solch große hungrige Schar gesorgt werden soll.

Das schwere Jahr 1945 geht seinem Ende zu. Gott hat trotz allem über Biten und Verstehen geholfen. Auch waren die Kinder alle gesund bis auf einige Keuchhustenfälle.

Gott half, Gott hilft, Gott wird weiterhelfen.

Durch Trauern und durch Plagen,  
durch Not, durch Angst und Pein,  
durch Hoffnung und durch Klagen,  
durch Sorgen groß und klein  
sind wir gottlob gedrungen.

Dies Jahr ist nun dahin:

Dir, Gott, sei Lob gesungen,  
bewegt ist unser Sinn.

### Januar 1946

In ihm sei's begonnen, der Monde und Sonnen  
an blauen Gezelten des Himmels bewegt.

Du Vater, du rate, lenke du und wende.

Herr, dir in die Hände sei Anfang und Ende,  
sei alles gelegt.

Ein dunkles Jahr ging zuende, und das neue fängt wieder so dunkel an, da es wieder ans Evakuieren geht und viele Menschen auf der Straße liegen.

Die Russen kommen ins Luisenheim und holen alle Möbel, die noch auf

dem Boden stehen, wie Tisch, Stühle, Schränke und Sonstiges für die Russenschule ins Pallotinerkloster.

Wir haben wieder neue Lebensmittelkarten bekommen, aber kein Geld zum Einkaufen. Jetzt kommt uns alles, was wir in der Wertkammer verborgen hatten, gut zurecht. Gott wußte, daß wir es noch sehr nötig brauchen würden, deshalb hat er es uns behütet. Wir fangen an, davon zu verkaufen, was wir entbehren können, um Lebensmittel dafür zu erstehen. Bis jetzt hatte ich mich immer noch dagegen gewehrt, aber nun muß es sein.

Frau Pastor Bauer kommt mit ihren beiden Kindern in unser Haus, da sie aus Oberschlesien und zuletzt mit ihrem Mann aus Kamenz vertrieben wurden.

Ein Brief von Schw. Elfriede kam endlich im Mutterhaus an und mit ihm die Nachricht, daß sich Frau P. Buschbeck mit den 8 Kindern gesund in Thüringen befindet, auch der Sohn Karl-Albrecht, der bei Striegau schon mitkämpfen mußte und dort verwundet und vermißt wurde. Von Herrn Pastor kam noch keinerlei Nachricht.

Unser Lesegetreide von der letzten Ernte kann immer noch nicht gedroschen werden, weil die Russen ihr Heu für die Pferde davor gebaut haben. Wir könnten es jetzt so nötig gebrauchen.

### Februar 1946

Wir müssen nun weiter Sachen verkaufen ... Jetzt haben wir einen Kohlenschein für über 20 Ztr. bekommen, diese Kohlen sind nicht ganz so teuer, auf Schein. Gott schenkt uns immer wieder das Nötigste, der Koks reicht aus, da der Winter mild ist.

Endlich wird das Lesegetreide frei. Die Russen mußten den Polen, die jetzt leider bei Nickels eingezogen sind, weichen. Wir sorgten um unser Getreide, ob der Pole es herausgeben würde. Und welch Wunder, er bot sogar an, es unentgeltlich auszudreschen. Sogar für den Strom mußten wir nichts bezahlen. Wir gaben ihm dafür einen Sack Weizen, über den er sich sehr freute.

Wir haben über 20 Ztr. Körner herausbekommen. Nun konnten wir dem Mutterhaus, Emmaus und Zoar, die auch Not litten, davon abgeben. Das war wieder eine Fügung Gottes, wir hatten für die kommende Zeit zu essen. Frau Burghardt kann uns nicht mehr helfen, da ihr, wie allen Bauern, jetzt Polen in ihre kleine Landwirtschaft gesetzt wurden. Sie hat kaum Platz zum Wohnen und bringt ihre 3 Kinder zu uns ins Heim.

### März 1946

Ein neuer Schreck! Das Mutterhaus soll ausziehen, da es als Sammellager für die kommende Evakuierung gebraucht würde. Wohin nun? Aber Gott sendet einen Lichtblick, indem er das Unglück noch einmal abwendet. Sie suchen ein anderes Haus näher dem Bahnhof. Trotzdem soll ans Packen gedacht werden, weil die Evakuierung auch dem Mutterhaus bevorsteht. Wir hatten ein fettes Schwein im Stalle. Einen Schlachtschein gab es

nicht; wir wollten es aber gern selber schlachten. Doch das Schwein war gezählt. Was tun? Schw. Marlene sprach mit dem Administrator des Mutterhauses, der ein poln. kath. Pfarrer war. Er riet ihr, daß wir uns über den Tierarzt eine Bescheinigung geben ließen mit dem Vermerk, das Schwein sei krank und müsse notgeschlachtet werden. Darauf ging sie selbstverständlich nicht ein. Als er ihr sein Verwundern darüber aussprach, hat Schw. Marlene geantwortet: „Herr Pfarrer, wir stehen unter Gott.“ Darauf er: „Also würden Sie die Kinder eher verhungern lassen, als daß Sie diesen Schritt tun?“ Er hat dann alles besorgt, da auf seinen Vorschlag nicht eingegangen wurde. Eines Abends kam er mit seinem Vater und Onkel, der Schlächter war, und sie schlachteten nach 20 Uhr unser Schwein. Es fehlte an einem Schlachtrog zum Abbrühen und an scharfen Messern. Mühselig wurden mit einem kleinen Küchenmesser die Borsten abgeschabt, nur stückweise konnte gebrüht werden. Nachts um 12 Uhr wurde zerhackt, niemand durfte das hören, und es ging doch nicht leise. Wir 3 mithelfenden Schwestern hatten Angst, daß uns die polnische Miliz überraschen würde. Beim Zerteilen behielt sich der poln. Pfarrer die Hälfte fürs Schlachten, die andere Hälfte bekamen wir. So war doch das Schwein nicht ganz verloren, und wir waren froh über die Hälfte, die gegen 80 Pfd. wog mit viel Fett dabei. Der Pfarrer versicherte dann noch, das Schwein sei in der Zählliste gestrichen und niemand würde mehr danach fragen ... Das Fleisch wurde gut eingeteilt, damit es lange reichte. Alle staunten, wo solcher Reichtum auf einmal herkäme ...

Am 31. März war die Einsegnung unsrer 8 Konfirmandinnen in der Mutterhauskirche. Es war der letzte Sonntag, den wir mit unsrer Anstaltsgemeinde gemeinsam verlebten, denn schon am

### 5. April 1945

mußte unser Mutterhaus seine Heimat verlassen. Welch ein Jammer! Wir mit unsern Kindern sollten bald nachfolgen, doch mußten wir noch auf den zugesagten Lazarettzug warten, mit dem wir mitgenommen werden sollten ...?

Da sich in diesem Jahr der Frühling so frühzeitig einstellt, fühlt man sich versucht, rechtzeitig den Garten zu bestellen. Aber, für wen? Es heißt immer wieder, daß wir bald weg müßten. Und bleiben wir länger, dann brauchen wir die Erträge aus dem Garten sehr nötig. Wir haben Lebensmittelkarten bekommen und mußten sie teuer bezahlen, über 400 Mark. Aber dann bekamen wir weder Brot noch andere Lebensmittel dafür, nur etwas Salz!

Also fangen wir an und bestellen unsern Garten. Für die benötigten Pflanzen müssen unsere Kinder tagelang beim Gärtner arbeiten.

Die Ziege, die wir von Nickels geschenkt bekamen und die reichlich Milch gab, sollte uns auch nicht lange erfreuen. Sie wurde uns in der Nacht zum Gründonnerstag gestohlen. Die 3 Hühner hatten wir am Tag vorher für das Osterfest geschlachtet; sie wären sonst auch weg.

### Mai 1946

Diesen Monat verzichteten wir auf Lebensmittelkarten, da wir sie nicht wieder so teuer bezahlen können und wollen. Wir haben ja noch Lesegetreide zum Austausch in Mehl und Brot.

Der polnische Pfarrer, der mit seinem Liebchen noch das Mutterhaus bewohnt und verwaltet, verlangte von uns Schwestern, daß wir die Zimmer in Ordnung bringen sollten, die dieser alle gründlich durchwühlt hatte. Wir haben dem Folge geleistet und konnten noch manches an Schwesternkleidung und Medikamenten hinausnehmen.

Da die Mitglieder des Kirchenchors der Stadtgemeinde zum größten Teil schon weg sind, singen unsere Kinder jeden Sonntag in der großen Kirche vom Chor, und die zurückgebliebene kleine Gemeinde freut sich recht daran.

### Juni 1946

Wir sind immer noch hier, und unser Garten ist inzwischen ganz bestellt worden. Nun kann es wachsen.

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung geht weiter. Was soll man sich wünschen? Wir würden gerne in der Heimat bleiben — aber allein unter den Polen? Nein, nur das nicht!

In unser liebes Mutterhaus sind polnische Schwestern eingezogen. Schwestern und Pfarrer bekämpfen sich. Der Pfarrer muß mit seinem Liebchen weichen. — Unser Kirchlein ist noch unberührt.

Daß wir keine Lebensmittelkarten bekommen, tut auch schon manchen Polen leid, bei denen wir sonst kaufen. So haben wir bei einem poln. Bäcker 5 Brote für Kartenpreis bekommen. Auch dürfen wir uns bei den Fleischern Brühe holen, die sie sonst weggießen, und sie ist so schön fettig. In dem Geschäft, wo wir unsere Sachen verkaufen, bekommen wir manchmal 50 oder 100 Zloty für die Kinder geschenkt. Wenn es Gott gefällt, müssen auch die Feinde dienstbar sein. Das haben wir immer wieder erfahren dürfen.

Die meisten unsrer Kinder gehen nach Tarnau, wo sie vom Dominium zur Feldarbeit angefordert werden wie Disteln stechen, Rüben behacken und verziehen und was sonst Kinder arbeiten können. Sie bekommen, wie verabredet, Zucker als Lohn, den wir teilweise in Brot umsetzen. Auch gibt es dieses Jahr viel Heidelbeeren, die schon sehr früh reif sind. Wir holen uns viele davon. Zwar muß man bis dahin fast 2 Std. gehen, aber was tut's — wir haben dadurch ein bißchen Abwechslung in der Kost, und es hilft uns viel.

Alle unsere Kleinkinder aus Zoar bis zu 3 Jahren sollen nach Wartha ins polnische Kinderheim gebracht werden. Wir wehren uns natürlich dagegen. Auf Vorschlag des Herrn Superintendenten Nonnast fuhr ich mit einer Schwester nach Breslau zur deutschen und polnischen evangelischen Kirchenleitung. Es wurde uns Hilfe versprochen, jedoch: die Deutschen erreichten nichts, und die Polen halfen uns nicht. Eines Tages fuhr ein Lastwagen vor, und wir mußten unsere Kleinsten hergeben samt den Bett-

stellen und Kinderwagen und allem Zubehör. Die armen Kleinen! Sie wurden dort noch einmal getauft, katholisch, und bekamen polnische Namen. Ihre Eltern werden diese Kinder wohl niemals wiederfinden.

Unser Schwesternfriedhof steht in vollster Rosenpracht; aber lose Buben scheuen sich nicht, sich auch an diesen zu vergreifen. Auch von den großen Grautannen, die eine Zierde des Friedhofs sind, schlugen die Polen wahllos Zweige ab und verschandeln so die Bäume.

### Juli 1946

In unserm Garten wächst und gedeiht alles, wie noch nie, und wir dürfen schon viel ernten, sogar Tomaten, die hier sonst erst im September reifen. Auch Frühobst ist schon viel reif. Es ist dafür gesorgt, daß wir mit unsern Kindern nicht hungern müssen. Auch verkaufen wir immer noch, was uns in der Wertkammer erhalten blieb.

Jetzt nehmen die polnischen Schwestern auch unser Mutterhauskirchlein in Beschlag. Wir müssen alle Bücher und großen Bibeln, die niemand im wenigen Handgepäck mitnehmen konnte und die vom Mutterhause auf dem Orgelchor sicher gelegt waren, wieder herunterholen. Wir schafften sie in die Gottestreue in einen leeren Raum. Lehrer Warger, der dort noch wohnt, will sie hüten. Wie lange? Auch die Sakristei müssen wir ausräumen. Die poln. Schwestern wollen unser Kirchlein „reinigen, heiligen und weihen“, wie sie zu unsern jungen Schw. Martha, die sie auch gleich katholisch machen wollten, sagten.

Die poln. Schwestern sind mit ihren Kühen und Schweinen ins Mutterhaus in die Waschküche eingezogen. Wie wird es da aussehen...?

Am 17. Juli kommt wieder eine Kommission von Polen und bringt 4 Polinnen mit. Diese sollen in unserm Hause, wo es schon sehr eng ist, mit wohnen, um es dann zu übernehmen, wenn wir heraus sind. Wir müssen sie mit beköstigen, obwohl wir keine Lebensmittelkarten haben. Der Garten würde ja genug bringen, wurde uns bedeutet. Dagegen war nichts zu sagen, und wir müssen froh sein, daß man uns den Garten noch läßt. Aber trotz unsrer Angst macht unser Vater im Himmel doch alles gut. Die Polinnen wurden uns nach und nach freundlich gesinnt. Sie bezahlten sogar etwas fürs Essen. Butter und Fleisch, was wir ihnen ja nicht vorsetzen konnten, besorgten sie sich selbst.

Sie hatten den Auftrag bekommen, alles Inventar aufzuschreiben, und es war gut, daß wir alle unser Bettzeug schon zusammengepackt hatten. Sonst wäre es mit aufgeschrieben worden, und wir hätten es vielleicht nicht mitnehmen dürfen. So war es persönliches Eigentum, was sie nicht aufschreiben mußten. Leider gelang es nicht, eine von acht vorhandenen Nähmaschinen für uns zu behalten, obwohl ich die zuständige Stelle darum bat.

Ende des Monats erklärten uns die Polinnen, daß sie von uns weg wollten. Sie hatten von ihrer Behörde einen Auftrag bekommen, den sie zu grausam fanden, ihn auszuführen, so wollten sie lieber hier weg. Zwei waren auch eines Tages verschwunden, die sogenannte Leiterin und die Dolmet-

scherin blieben noch. Sie verboten sogar anhand ihrer Ausweise fremden Polen, das Obst in unserm Garten zu pflücken. Unser Kirchenglöcklein läutet wieder, aber nun nicht mehr für unsern Gottesdienst.

### August 1946

Anstelle dieser beiden Polinnen kommen 4 andere ins Haus, die uns keinen guten Eindruck machen und uns anscheinend ganz feindlich gesinnt sind. Wir sind freundlich zu ihnen, doch sie bleiben ziemlich unfreundlich, können auch fast kein Deutsch. Freilich ist es nicht angenehm, solche Fremdkörper im Hause zu haben. Doch waltet eine unsichtbare Hand über uns, auch sie lassen uns in Ruhe. Wir haben es noch gut, in andern Häusern haben die Menschen viel zu leiden von den Polen, die bei ihnen wohnen.

Unsere Kinder gehen wieder fleißig Ähren lesen. Im Garten ist alles überaus fruchtbar. Wir ernten viel Obst, Tomaten, Bohnen, Gurken und können auch Haus Emmaus manches geben, um dort den Hunger etwas stillen zu helfen.

Die Polinnen sagten uns, wir sollten uns bereit halten, in einigen Tagen käme der Zug für uns. Wie weit wir dem Glauben schenken sollten, wußten wir nicht, doch hielten wir uns bereit, schon seit April. Aber es kam nichts. Die Evakuierung ging weiter. Viele Deutsche waren nicht mehr in Frankenstein.

Die Erzieherinnen drängten schon immer und sagten, ich müßte in der Sache etwas tun, sonst blieben wir am Ende hier. Ich wartete noch, wollte nichts erzwingen. Eines Tages zieht noch eine Polin mit Kindern in unser Haus. Da sah ich den Zeitpunkt zum Handeln gekommen. Doch die Vorteile sollte sich rächen.

Mit einer Schwester machte ich mich am 22. auf den Weg zur UNRA, das ist die Evakuierungskommission. Der Leiter derselben sagte mir, daß wir am nächsten Morgen um 8 mit allen Kindern und Gepäck an der Sammelstelle sein sollen, dann könnten wir bald durch die Kontrolle und zur Bahn. Wir brauchten dann nicht erst eine Nacht im Lager bleiben, wie es alle andern tun müssen.

Wir machten am Abend alles reisefertig. Am Freitag, den 23. morgens, wurde Abschied genommen. Da wir gegen 120 Menschen waren — 75 Tabeenkinder, 24 Zoarkinder, also Kleine zwischen 3 u. 4 Jahren, und der Erzieherinnenkreis — so hatten wir auch dementsprechend viel Gepäck. Jedes Kind hatte ein Bettenpäckchen mit viel Inhalt, jedes einen Rucksack, und dann hatten wir noch viel Säcke und Körbe und Koffer. Auch Küchengeräte, Töpfe, Wannen und Eimer, Waschfässer und Waschbretter, kurz alles, was für eine so große Hauswirtschaft am dringendsten nötig war, nahmen wir mit. Jedenfalls hatten wir außer den 25 fahrbar gemachten Reisekörben noch gegen 30 Handwagen beladen.

Es war eine lange Karawane. Die Kleinbauern aus unsrer Nachbarschaft, die uns bei unserm Gepäck helfen wollten, sind leider schon einige Tage

vor uns ausgewiesen worden, und so mußten wir uns allein helfen. Wie verabredet, waren wir um 8 Uhr am Sammelplatz und mußten bis 11 Uhr wartend auf der Straße stehen. Vor der Kontrolle hatten wir alle große Angst, weil selten einer ungerufen durchkam. Wir hatten alles sehr gut verpackt; wenn uns die Polen in der Kontrolle alles aufreißen, dann würden wir es garnicht mehr so gut und schnell einpacken können. Unrechtes hatten wir nicht dabei, doch wer konnte wissen, was die Polen recht oder unrecht nennen. Denn woran sie Gefallen finden, das gehört ihnen. Ich sah, wie sie vor allem alte Leute behandelten: sie rissen alles auf, warfen es in den Schmutz, nahmen heraus, was ihnen gefiel, und dann hieß es: schnell, schnell weg hier. Die alten Hände konnten dann nicht so schnell zupacken. Das Herz drehte sich um, wenn man das sah. Solch Bild wird man auch nicht wieder los.

Wir haben zwar einen uns freundlich gesinnten Polen, dem wir des öfteren etwas verkauften. Der hatte uns vor längerer Zeit gesagt, er wolle uns helfen. Er schien wohl bei der Evakuierung etwas zu sagen zu haben; aber wie er uns helfen wollte, war mir ein Rätsel.

Nun mußten wir vor die gefürchtete Kontrolle. Die Namensliste wurde als erstes durchgesehen, da fanden sich etliche polnisch klingende Namen. Diese Kinder wurden herangerufen und ihnen gesagt: „Du bist kein deutsches Kind, du bist eine Polin, dein Name sagt's, und du mußt hierbleiben. Welch ein großer Schrecken für die Kinder und für uns! Das ging wohl eine Viertelstunde unter den Männern so hin und her. An den 5 hintereinander aufgestellten Tischen, an denen die Gepäckstücke leichter gemacht wurden, standen je 3 oder 4 poln. Männer oder Frauen, die schon beutegierig auf uns warteten. Und wo blieb unser Freund, der uns helfen wollte?

Doch plötzlich war er da, sah sich die Liste an, verhandelte kurz mit den betreffenden Männern, winkte uns, daß wir weiterziehen sollten. Wir gingen am 1. Tisch vorbei, am 2. — am 3. 4. u. 5. Tisch. Kein Mann machte Miene, sich auf unser Gepäck zu stürzen, wir sahen nur unzufriedene Gesichter, und wir selber waren erstaunt, daß wir so unbehelligt und ungeschoren hindurchkamen. Ein deutsches Mädchen, deren etliche als Dolmetscherin bei der UNRA angestellt waren, kam heran zu mir und fragte: „Nun, ist es recht so?“ Ich fragte ganz ungläubig: „Werden wir nicht kontrolliert?“ Da sagte sie: „Wir werden doch den Kindern nichts wegnehmen!“ Sie hatte offensichtlich Einfluß auf den Evakuierungsleiter. Unsere ganze lange Karawane ging also staunend und ungläubig durch den feindlichen Strom, durch die Kontrolle. Und eins fragte das andere: „Ist's wirklich so? Ist's möglich?“ Wir glaubten es immer noch nicht und meinten, es würde wohl dann am Zuge noch kontrolliert. Wir zogen also zur Bahn und waren glücklich um 1/2 5 Uhr dort. Da erwartete uns ein neues Unheil, das uns alle Glieder lähmte. Als uns die Wagen des Zuges angewiesen waren und unser Gepäck schon zur Hälfte eingeladen war, kam der Befehl: „Alles wieder zurück!“

Sofort ging ich mit einer Schwester zurück zum Leiter und stellte ihm vor,

daß er uns doch gestern bestellt hatte, hier zur Stelle zu sein. Da sagte er, der Landrat, den er gestern deswegen angerufen hätte, habe es so bestimmt, und heute unterschreibe er nicht die Namensliste, und wir müßten auf jeden Fall wieder zurück und auf den Lazarettzug warten. — Warum wurde uns das gestern nicht gesagt? — Ich stellte ihm vor, daß wir unmöglich jetzt bis zum Abend das alles schaffen könnten, es war ja mittlerweile 1/2 6 Uhr geworden und um 8 war Polizeistunde, da durfte sich kein Deutscher mehr auf der Straße sehen lassen. Man merkte, daß es diesem Polen selbst leid tat, und er stellte uns sein Lastauto zur Verfügung, damit alles wieder zurückkehren sollte ins Luisenheim. Ich sagte ihm noch, daß Polinnen in unserm Hause seien, die uns schwerlich wieder hineinlassen würden. Doch er gab dem Fahrer einen Befehl, und wir fuhren zur Bahn, um alles zurückzuholen. Inzwischen hatten die Polen, die im Zuge die Aufsicht führten, trotz Protest der Schwestern und Kinder all unser Gepäck auf die Erde geworfen und alle Handwagen weggenommen. Das Auto mußte 5 mal fahren, bis alles Gepäck wieder zurückgebracht war. Die Polinnen wollten uns, wie ich schon dachte, nicht einlassen. Aber der Fahrer richtete seinen Auftrag aus, und so durften wir wieder hinein. Jetzt sahen sie uns erst recht unfreundlich an. Und nun galt es wieder zu warten.

An dieser Geschichte sieht man, daß man Gott nicht vorgreifen soll.

Am selben Abend meldete sich ein evang. poln. Pfarrer mit noch einem Herrn bei uns. Er bedauerte es, daß er nicht gewußt habe, daß in Frankenstein soviel evangelische Anstalten wären. Er wolle darum kämpfen, daß diese Anstalten nicht alle in katholische Hände fielen. Dazu brauche er aber auch Schwestern. Er schlug uns vor, doch im Luisenheim zu bleiben, um da poln. evang. Kinder zu erziehen. Die Voraussetzung war, daß wir polnisch werden müßten. Das mußten wir selbstverständlich zurückweisen. Es tat ihm sehr leid. Er wollte uns gerne gewinnen, da es sehr wenig evangelische polnische Schwestern gäbe.

Inzwischen ist auch Herr Superintendent Nonnast mit seiner Familie ausgewiesen worden; und wir sind jetzt wie Schafe, die keinen Hirten haben. Wir brauchten aber nicht mehr lange zu warten. Schon 4 Tage später kam der Befehl: „In 2 Stunden alles fertig zum Abholen, der Lazarettzug ist da.“ Wir sollten mit demselben Lastauto abgeholt werden, das unsere Sachen wieder zurückgebracht hatte. Das war wirklich eine große Freundlichkeit vom Leiter der UNRA.

Wir hatten uns zwar in den Zwischentagen wieder Handwagen verschafft von Menschen, denen wir halfen ihre Sachen vom Sammellager zur Bahn zu bringen. Nun brauchten wir diese Wagen nicht und mußten uns nicht noch einmal so schinden.

Wir trugen alles Gepäck in den Hof, damit das Aufladen dann schnell gehen sollte. Aber der Wagen kam nicht. Wir warteten und warteten. Es wurde Abend und unser Gepäck stand unter freiem Himmel. Auf Anfrage hieß es: „Morgen früh um 1/2 7 Uhr kommt der Wagen.“ Wir konnten das Gepäck nicht wieder ins Haus bringen, und so hieß es wachen, damit

nichts gestohlen wurde. Zu Viert haben wir uns alle 2 Stunden abgelöst. Am Morgen kam der Lastwagen pünktlich an, wir brauchten auch nicht mehr durch die Kontrolle, wovor wir uns gefürchtet hatten. Mit Kindern und Sachen sind wir an den noch ganz ordentlichen Lazarettzug gefahren worden. Wir saßen zu je 8 in D-Zugabteilen, und für die Nacht gab es Matratzen. Am nächsten Morgen um 5 fuhren wir erst ab. Der Klang der Glocke unsres Mutterhauskirchleins, das wohl eben zur Messe läutete, begleitete uns aus Frankenstein hinaus. Nun mußten wir endgültig Abschied nehmen von unsrer lieben Heimat. Ob wir sie einmal wiedersehen würden? —

30 Stunden später fuhren wir bei Forst über die Grenze, einen Tag später, am 31. August abends, kamen wir in unserem Bestimmungsort Wilthen in Sachsen an. Jetzt waren wir erleichtert in dem Gedanken, zu Deutschen zu kommen. Doch schon gab es neue Aufregung. Als wir ausgestiegen waren, hieß es: alle Kinder bleiben hier und die Erwachsenen fahren weiter!

Das hatten wir nicht erwartet. So schnell sollten wir von unseren Kindern getrennt werden? Ja, und das ganze Gepäck, alles Eigentum unseres Tabeenstiftes, sollte bei den Kindern bleiben? Wir waren ratlos und die Kinder weinten! Ich wandte mich an die anwesende Lagerärztin und stellte ihr vor, daß wir doch ein Kinderheim wären und die Kinder nicht einfach hergeben könnten. Doch der Materialverwalter des Kinderlagers war ganz aufgebracht, daß wir Erwachsenen auch hierbleiben wollten, brüllte, und ließ nicht mit sich verhandeln.

Wir hatten uns den Empfang in Deutschland anders vorgestellt! Nach langem Hin und Her und z.T. mit List erreichte ich schließlich, daß 10 Schwestern und Erzieherinnen hierbleiben konnten. Das polnische Zugpersonal, das uns freundlich gesinnt war, erlebte leider diesen Empfang mit.

Der Lagerleiter, der nicht am Bahnhof war, drückte mir später sein Bedauern aus über den unfreundlichen Empfang. Aber wir waren ernüchert und machten uns keine Illusionen mehr.

Um 8 Uhr abends im Kinderlager angekommen, ging es dort drunter und drüber; denn es waren mit diesem Zuge 250 Kinder angekommen, weit mehr als angemeldet. Wir wurden noch „entlaust“, das dauerte bis 2 Uhr nachts. Die Ärztin war unfreundlich und das ganze Personal kopflos. Das Gepäck konnte auch nicht gleich geholt werden, und Schwester Gertrud bewachte es am Bahnhof. Ach, es war alles so trostlos!

### September 1946

Am nächsten Morgen kam die Ärztin zu mir und entschuldigte sich, dankte mir auch, daß ich so „halsstarrig“ war und die Kinder nicht hergeben wollte. — Jetzt waren wir also in der Quarantäne. Die Ärztin sagte, solch sauberen Transport hätte sie noch nie gehabt. Doch es war Vorschrift, die Quarantänezeit durchzuhalten, 14 Tage. Zur Ruhe kamen wir aber nicht. Immer wieder hieß es, die Schwestern müssen wieder fort.

Nach Rücksprache mit einem evangelischen Pfarrer nimmt sich das Landeskirchenamt unser an und versucht, die Kinder in Heime der Inneren Mission zu bekommen, doch die Regierung gibt die Kinder nicht frei. Wenigstens können wir Schwestern dableiben.

### **Oktober 1946**

Die katholischen Schwestern müssen das Lager mit dem größten Teil ihrer Kinder verlassen, die Übrigbleibenden bekommen wir mit zur Betreuung, wie auch alle, die im Lauf der Zeit noch ins Lager kamen.

Unsere größeren Kinder schicken wir in Wilthen zur Schule, damit sie den Abschluß bekommen. Für die Hilfsschulkinder ist kein Platz, und ich bekam den Auftrag, sie zu unterrichten. Es waren etwa 80 Kinder, die wir in Gruppen aufteilten und versuchten, sie schulisch etwas weiter zu bringen. Nicht leicht für Laien, da wir keine Lehrmittel hatten. Vom Dachdecker erbat ich Schieferziegel als Schultafeln und entlieh die Lehrpläne aus der Schule, damit wir uns etwas danach richteten.

### **November 1946**

Das Zünglein an der Waage schwankt hin und her, einmal sollen die Schwestern weg, dann wieder bleiben. Die Kinder würden verteilt, und dann heißt es wieder, wir kämen zusammen in ein Heim, was uns ja das liebste wäre.

Unsere Konfirmanden besuchen den Unterricht bei Pfarrer Hänichen. Er unterrichtet sie gesondert in seinem Studierzimmer, weil er sie nicht zu der großen Schar der Wilthener Konfirmanden nehmen will. Er sagt, sie seien ihm dafür zu schade und hat große Freude an ihrem Können und ihrer Artigkeit. Auch die Lehrer stellen unsere Kinder den übrigen zum Vorbild.

Wir haben nun wieder 250 Kinder zu betreuen. Zur Hilfe haben wir einige junge Mädchen, die sich Schwester nennen und schon hier waren, ehe wir kamen. Schwester Gertrud besorgt für die ganze Schar mit ein paar großen Mädchen die viele Wäsche in einer winzigen Waschküche ohne Waschmaschinen und mit nur 3 von uns mitgebrachten Wannen und Waschbrettern!

### **Dezember 1946**

Wir sollen mit Kindern in Ruhe Weihnachten feiern, und danach sollen sie verteilt werden, meint der Lagerleiter. Ich soll eine Weihnachtsfeier mit ihnen einüben, zu der auch einige Mitglieder der Regierung kommen wollen. Als ich betonte, daß wir aber nur eine christliche Feier halten könnten, wurde mir die Antwort: „Das sollen sie auch, wir sind doch keine Heiden.“

So haben wir die lange Zeit unseres Lagerlebens regelmäßig die Morgenandachten und Tischgebete mit den Kindern gehalten. Religionsstunden waren von der Regierung im Hause verboten; aber da wir in diesem Hause nie ungestört waren, haben wir die Stunden im Saal des christl. Gemein-

schaftshauses gehalten; da konnte uns niemand etwas anhaben. Es nahmen viele Kinder daran teil. — Für das Weihnachtsfest übten wir nebenbei noch ein Krippenspiel ein, das am 2. Feiertag vorgeführt werden sollte. Leider wurde mit der Kinderverteilung nicht Wort gehalten, und schon vor Weihnachten wurden 30 Kinder weggeholt. Ein festes Band verbindet uns gerade mit diesen Kindern, mit denen wir in den letzten 2 Jahren durch manche Angst und Not gegangen sind, sodaß es uns sehr schwer wird, sie herzugeben.

Am Heiligen Abend gab es allerlei Spielsachen, einen kleinen Stollen und Pfefferkuchen. Zu der Feier erschien Oberregierungsrat L., Frau Steudtner vom Umsiedlerlager und noch einige Herren. Wir hielten unsere Feier nach der Ordnung der Frankensteiner Kindergottesdienstfeier mit Wechselhören, und es klang in diesem großen Saal sehr schön. Doch war eine Stimmung im Saal, die nicht so recht hineingehörte. Vor dem Abendbrot bat mich der Lagerleiter, für dieses Mal auf das gewohnte Tischgebet zu verzichten. Als ich fragte, wie ich das machen sollte, da die Kinder doch darauf warteten, sagte er, er möchte keinen Ärger haben.

So warteten die Kinder, doch Reg. Rat L. wünschte allen „guten Appetit“ und fing mit den andern Gästen an zu essen. Doch unsere Kinder warteten, und ich mußte ihnen erst leise andeuten auch zu essen, was sie dann zaghaft taten. Zu meiner Freude konnte ich beobachten, wie einige Kinder erst noch still beteten.

Am 3. Feiertag ließ der „hohe Herr“ uns Erzieherinnen vom Tabeenstift vor sich kommen und erklärte uns, daß wir am 15. Jan. entlassen wären. Er dankte uns u. a. für unser „uneigennütziges Arbeiten“. Der Lagerleiter hatte seit 4 Monaten bei der Regierung Gehalt für uns gefordert, wie es uns zusteht. Die 20 jungen Helferinnen, von der Regierung angestellt, bekamen gegen 100 M. im Monat. Uns wurden Versprechungen gemacht, doch war noch nichts erfolgt. Da Herr L. für diese Sache zuständig war, mußten wir genug. Doch ist nun das Landeskirchenamt eingesprungen und hat unsern Erzieherinnen Beihilfen gegeben, damit sie nicht ganz umsonst gearbeitet haben, wie schon jahrelang in Frankenstein während der Polenzeit. Wir hatten ja kein Geld.

Silvester konnten wir Schwestern noch zum Jahresschlußgottesdienst und Hl. Abendmahl gehen. Das war ein dunkles, schweres Jahr, und hätten wir uns nicht von Gottes Vaterhänden umgeben gewußt, wir hätten wohl manchmal verzagen müssen; aber: „Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen.“

## 1947

„Licht soll wieder werden nach diesen dunklen Tagen. Laßt uns nicht fragen, ob wir es seh'n. Es wird gescheh'n.“ (M. Claudius)

Mitte des Jahres erfolgte nach Beratung mit dem Landeskirchenamt die Übersiedlung von Schwestern und einem Teil der Kinder in eine Anstalt der Inneren Mission, Kleinwachau. Somit besteht unser Tabeenstift vor-

läufig noch weiter, wenn auch in verkleinertem Maßstab. „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest.“

Jedoch sind weiterhin vielfältige Nöte und Sorgen zu bestehen. Heizmaterial fehlt, sodaß wir sehr frieren, die Kartoffeln gehen zuende und es müssen Nesseln, Geißfuß und Ackerspinat gekocht werden, um den Hunger so vieler zu stillen. Auch tut es den Tabeenkindern nicht gut, auf engem Raum mit den Kranken (Epileptikern) zusammen leben zu müssen. Wir leben nach der gewohnten Tabeenstiftordnung, dürfen auch in gewohnter Weise Advent und Weihnachten feiern. — Im Sommer und Herbst hatten die Kinder fleißig bei der Feldarbeit und Holzarbeit geholfen.

### 1948

Ein neues Jahr ist angefangen; laß es ein Jahr der Gnade sein. Ein jeder blicket mit Verlangen in diese künftige Zeit hinein.

Nach verschiedenen anderen Mitarbeiterinnen erhält nun auch Schw. Frieda Kirchner die Zuzugsgenehmigung nach Wertheim ins Mutterhaus. Ihr wird die Trennung von den Kindern sehr schwer. Ich bin nun mit Hanna allein bei den Kindern, und es ist beinahe etwas viel für Hanna, weil ich vor- und nachmittags Schule halten muß.

Unsere Frau Pastor Buschbeck kommt überraschend nach Weihnachten, um uns kurz zu besuchen.

### 1949/50

Herr, nun befehlen wir in deine Hände  
das neue Jahr, den Anfang und das Ende.

Große Trauer herrschte bei Jung und Alt, als uns im Juni die Todesnachricht von Herrn Oberkirchenrat Schadeberg erreichte. Auch hier wurde eine Trauerfeier für ihn gehalten, liebte er doch sein Kleinwachau über alles. Zum Andenken wurde das Haus, in dem wir wohnten, in „Schadeberg-Haus“ umbenannt.

Von einigen Kindern meldeten sich die Eltern und freuten sich, sie mitnehmen zu können. Dafür kamen ostpreußische Flüchtlingskinder neu zu uns.

Kurz nachdem der Nachfolger für Herrn OKR. Schadeberg sein Amt angetreten hatte, eröffnete er uns, daß wir Kleinwachau verlassen müßten, damit Plätze für Epileptiker frei werden. Das war keine erfreuliche Botschaft! Alle sind erschrocken, und man möchte uns nicht fortlassen. Unter anderem können unsere Kinder allerlei Hilfsdienste in Feld und Garten tun, was die schwere Arbeit an den kranken Kindern erleichtert. Von Seiten der Leitung wurde dies alles dem Oberkirchenrat vorgetragen, jedoch ließ er sich von seinem Entschluß nicht abbringen.

Im April fuhr ich zur Besichtigung des für uns vorgesehenen Hauses nach Freiberg. Wie aber sah es dort aus! Dielen und Fenster schadhafte, keine Öfen und kein Mobiliar. Nun, wir sollten erst umziehen, wenn alles gerichtet sein würde.

Im Mai 1950 besteht unsere Tabeenstiftsarbeit 90 Jahre. Was würde da

in Frankenstein für ein Fest gefeiert werden, und hier weiß niemand davon. Auf Anfrage konnte ich dem Oberkirchenrat das Büchlein „Rückblick auf 50 Jahre Tabeenstiftsarbeit“ zusenden, aus dem alles hervorging. So wurde am 7. Mai von dem Oberkirchenrat ein Festgottesdienst gehalten und wir ganz persönlich angesprochen. Auch gab es Büchlein für die Kinder, und ich erhielt einige Bücher. Nachmittags war fröhliche Kaffeetafel, wozu das Diakonische Werk beigetragen hatte. In diesem Sommer halfen die Kinder noch einmal besonders fleißig bei der Ernte, sie wollten so gern in Kleinwachau bleiben, das uns ein Stück Heimat geworden war. Jedoch, für den 1. September war der Umzug nach Freiberg festgesetzt.

Es wurde ein schwerer Abschied. Die ganze Anstaltsgemeinde, fast 200 Menschen, hatte sich vor dem Schadeberghaus versammelt. Sie sangen uns: „Zieht in Frieden eure Pfade, mit euch des großen Gottes Gnade ...“ Alle gaben uns die Hand, es war überwältigend.

Im Haus in Freiberg waren ein Heimelternpaar, eine Kinderpflegerin und Köchin schon eingestellt. Mir wurde trotz meiner Weigerung der Schullunterricht und die Erziehung der Kinder übergeben. — Alles, was zu einem gut geführten Haushalt gehört, fehlte aber. Es gab keine Schränke und Fächer für Kleider, Wäsche und persönliche Dinge, sodaß man die Kinder gar nicht zur Ordnung anhalten konnte.

Den 6. Oktober (Anmerkung: es war der 60. Geburtstag von Schw. Emma) gestalten wir den Kindern zum Festtag, und so hatten sie doch eine Abwechslung, woran es hier so sehr fehlt. Alle bekamen Kaffee und Kuchen, denn ein 60. Geburtstag ist etwas Seltenes ...

Die Gedanken der Kinder sind noch sehr in Kleinwachau, und hier konnten wir uns noch kein bißchen einleben. Das Haus liegt im freien Feld, 1/2 Stunde von der Stadt entfernt und keine Häuser ringsum. Eine Katze oder ein vorbeifahrender Wagen sind schon ein Ereignis.

Die Kinderpflegerin verläßt uns wieder, weil ihr die Arbeit zu schwer ist. Täglich bekommen wir Neuaufnahmen von Kindern, die schwachsinnig sind und hier gefördert werden sollen.

Leider können die Kinder von hier aus nicht zum Kindergottesdienst gehen, es ist zu weit. Mit den Größeren gehe ich zum Gottesdienst im Freiburger Dom.

Sehr froh bin ich, daß wir für die älteren Kinder einen Lehrer ins Haus geschickt bekommen, da muß ich keine Gegenwartskunde geben.

Die Advents- und Weihnachtszeit haben wir so zu halten versucht wie im Tabeenstift. Die Kinder wurden auch reichlich beschenkt, aber sie haben nicht die rechte Freude daran, weil sie nicht wissen, wo sie es aufheben sollen. Zu wenig Räume, und unter 48 Kindern zu viele kleine und große Dummerle, die gleich alles wegnehmen und kaputt machen. Noch immer ist kein großer Fächerschrank da, der mir schon vor unserm Einzug versprochen worden war.

1951

**Ein neues Jahr, ein Stücklein Zeit —  
schreib du, Herr, drüber: „Ewigkeit“.**

Auch dieses neue Jahr wollen wir dem Herrn und seiner Gnade befehlen. Wir sind hier immer noch nicht zuhause. Je länger, desto mehr stellen sich Schäden heraus und empfinden wir, was uns alles fehlt, um die Arbeit erträglicher zu machen. Wie schwer haben es die Helferinnen, die die Wäsche waschen. Ein einziger Kessel steht zur Verfügung, keine Waschmaschine, keine Wringe und so harte Bettwäsche zum Auswinden. Drei Tage dauert dann eine Wäsche, und dabei sind die Wäscherinnen halb erfroren. Und dieses jede 2 Wochen. Es ist kein Raum da, die Wäsche fertig zu machen. Das geht alles im Tagesraum bei den Kindern vor sich. Der Winter ist sehr naß mit viel Schmutz und Schlamm beim Haus. Die Kinder müssen im Zimmer bleiben, weil sie ganz schlechte Schuhe haben, die alle Nässe durchlassen.

Inzwischen haben wir nur noch eine kleine Anzahl von Tabeenkindern, und so hält es das Mutterhaus an der Zeit, diese Arbeit aufzugeben. Im Juli schickte mir das Mutterhaus die Abberufung. Im September traf die Zuzugsgenehmigung nach Wertheim ein. Es ist nicht leicht, alle die Sachen, die wir herübergerettet haben, nun doch zu lassen. Aber ich kann sie nicht mitnehmen, und das Heim hier braucht sie nötig. Wir hatten ja so viel, daß Kleinwachau in den fast 4 Jahren unsers Dortseins und hier das Kretschmarstift kaum etwas für die Mädchen kaufen mußten. Die Kleider gehen wohl allmählich entzwei, aber Leibwäsche ist noch genug vorhanden. Nun muß ich alles übergeben, und ich hatte immer gehofft, für den Neuanfang eines Tabeenstiftes noch einiges zu behalten. Ob das jemand erlauben kann, was es heißt, eine Arbeit, die man über 20 Jahre geleitet hat, nun ganz eingehen zu sehen? Aber es ist wohl Gottes Wille so, und „Sein Wille geschehe!“

Wir können aber trotz allem immer wieder sagen: „Gott hat uns auf allen Wegen wunderbar geführt. Seine Hände sind voll Segen. Preis und Dank ihm nun gebührt.“

Wir haben ohne Umstände den Interzonenpaß bekommen. Der 4. Oktober, der Tag unsrer Abreise ist da. Eine Tür, hinter welcher die Kinder zurückbleiben, schließt sich für immer!

*Psalm 107, 1-8*

1. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.
2. So sollen sagen, die erlöst sind durch den Herrn, die er aus der Not erlöst hat,
3. und die er aus den Ländern zusammengebracht hat vom Aufgang, von Mitternacht und vom Meer,
4. die irre gingen in der Wüste, in ungebahntem Wege und fanden keine Stadt, da sie wohnen konnten,

5. hungrig und durstig, und ihre Seele verschmachtete;
6. die zum Herrn riefen in ihrer Not, und er errettete sie aus ihren Ängsten
7. und führte sie einen richtigen Weg, daß sie gingen zur Stadt, da sie wohnen konnten:
8. die sollen dem Herrn danken für seine Güte und für seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut. Amen

Was gewesen werde stille,  
stille, was dereinst wird sein.  
All mein Wunsch und all mein Wille  
geh'n in Gottes Willen ein.

Diakonisse Emma Süßenbach † 12.2.1985  
Hausmutter des Tabeenstiftes — angefertigt von

*Annemarie Friedemann*

## Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V.

Im Berichtsjahr 1985 fand keine Mitgliederversammlung des Vereins statt. Die nächste Mitgliederversammlung ist für die Zeit vom 12. bis 14. September 1986 im Frankensteiner Diakonissen-Mutterhaus in Wertheim geplant. Das Thema lautet: „Friedrich der Große und die Kirchen in Schlesien“. Zu dem Generalthema anlässlich des 200. Todesjahres Friedrichs des Großen werden Referate halten: Universitätsprofessor em. Dr. Ludwig Petry (Das Werden der gesamtschlesischen evangelischen Landeskirche), Universitätsprofessor Dr. Josef Joachim Menzel (Friedrich der Große und die katholische Kirche in Schlesien), Doktorand Ulrich Hutter (Die Förderung des Protestantismus in seiner Vielfalt durch Friedrich den Großen) und Kirchenrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch (Der König und die Bethauskirchen). Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott wird eine Dichterlesung halten aus den Werken der Friederike Kempner. Im Gottesdienst am Sonntag predigt Oberkirchenrat i. R. Gottfried Klapper D.D.

Der Vorstand des Vereins beriet sich in zwei Sitzungen, am 9. Februar 1985 in Wertheim, Diakonissenmutterhaus, und am 7. Dezember 1985 in Mainz, Eleonorenstraße 31. Auf beiden Sitzungen wurde das Programm der Mitgliederversammlung diskutiert und beschlossen. Ein besonders erfreulicher Beschluß, der die ersten Schritte auf dem Wege zu einer Neufassung einer evangelischen Kirchengeschichte Schlesiens aufzeigt, wird hier im Wortlaut mitgeteilt: „Unter der Herausgeberschaft der Professoren Dr. Benrath und Dr. Petry, beide Mainz, sowie Herrn Dr. Dietrich Meyer, Düsseldorf, soll ein Quellenband zur schlesischen Kirchengeschichte erstellt werden. Der Verein übernimmt die ideelle Trägerschaft des Projekts und, falls notwendig, eine begrenzte finanzielle Unterstützung.“ Diesem Startschuß folgten eine Reihe von Sitzungen der Mitarbeiter an diesem Quellenband, zu denen jeweils auch der Vorsitzende des Vereins eingeladen war, um direkt über den Stand der Arbeiten informiert zu sein. Diese Arbeiten nahmen einen guten und stetigen Fortschritt. 1987 soll der Quellenband erscheinen.

Die Finanzen des Vereins sind stabil. Neben dem Jahrbuch wird 1986 die Herausgabe zweier Beihefte geplant, nämlich: Leonhard Radler, Der Kreis Schweidnitz im Dreißigjährigen Krieg, und Werner Bellardi, Die Bethauskirche zu Arnsdorf im Riesengebirge.

Die Mitgliederzahl beträgt per 31. Dezember 1985 282. Alle Mitglieder sind aufgerufen, für den Verein zu werben, da nur mit dem Rückhalt einer opferbereiten und größeren Schar von Mitgliedern Publikationen zur schlesischen evangelischen Kirchengeschichte herausgebracht werden können. Ich habe die traurige Pflicht, den Tod der nachstehenden Mitglieder bekanntzugeben:

- 1.) Oberkonsistorialrat i. R. Dr. Christian Granzow in Berlin (verstorben am 2. April 1984), in Schlesien Konsistorialrat in Breslau.
- 2.) Herr Herbert Ittmann in Köln (verstorben am 10. Mai 1984).
- 3.) Pfarrer i. R. Johannes Schiller in Göttingen (verstorben am 26. Januar 1985), in Schlesien Pfarrer in Alt-Reichenau Krs. Waldenburg.
- 4.) Pfarrer i. R. Hugo Hischer in Norderstedt (verstorben am 7. Februar 1985), in Schlesien Pfarrer in Geischen Krs. Guhrau.
- 5.) Frau Dorothea Stoldt in Wuppertal (verstorben am 10. April 1985).
- 6.) Generaldekan a. D. Kirchenrat Albrecht von Mutius in Bonn-Bad Godesberg (verstorben am 26. April 1985), in Schlesien Offizier in Lüben.
- 7.) Pfarrer i. R. Gerhard Nierlich in Absberg b. Gunzenhausen (verstorben am 11. Juni 1985), in Schlesien Pfarrer in Harpersdorf Krs. Goldberg.
- 8.) Frau Martha Leschke in Langenhagen (verstorben am 25. Juni 1985), in Schlesien wohnhaft in Scholzendorf Krs. Lauban.
- 9.) Pfarrerswitwe Frau Helene Bollenbach in Lehre-Flechorf (verstorben am 1. Juli 1985), in Schlesien Pfarrfrau in Cunzendorf unterm Walde, Krs. Löwenberg.

Als neue Mitglieder des Vereins darf ich begrüßen:

- 1.) Pfarrer i. R. Hans-Heinrich Abel, Im Schauinsland 2, 5455 Rengsdorf/Ww.
- 2.) Oberlandesgerichtsrat i. R. Dr. Edgar Bresler, Knappenstr. 12, 4700 Hamm 1
- 3.) Pfarrerin Elisabeth Buschbeck, Stephanienstr. 11, 7800 Freiburg/Breisg.
- 4.) Pfarrer Reinhard Buschbeck, Kiefernstr. 5, 7507 Pfinztal-Berghausen
- 5.) Herr Wolfgang Dockhorn, Tannenweg 9, 3252 Bad Münster 2
- 6.) Pfarrer i. R. Helmut Geister, Bismarckstr. 21, 7440 Nürtingen
- 7.) stud. phil. Michael R. Gerber, Sonnenbergstr. 1, 6228 Eltville 1
- 8.) Dipl. Biologe Horst G. W. Gleiss, Schulstr. 5, 2081 Holm
- 9.) Regierungsdirektor Ludwig Hersel, Julius-Echter-Str. 2, 8702 Erlabrunn
- 10.) Pfarrwitwe Fr. Margarete Hilbig, Dr.-von-Schmitt-Str. 9, 8600 Bamberg
- 11.) Pastor i. R. Heinrich Hopp, Langer Bruch 13, 3005 Hemmingen 1
- 12.) Pfarrer Ingvald Jüngling, Holzerstr. 16 A, 3220 Alfeld/Leine
- 13.) Kirchenrat Wolfgang Kilger, Postfach 750163, 7000 Stuttgart 75
- 14.) Herr Hans-Joachim Leder, Böcklerweg 6, 8800 Ansbach
- 15.) Studiendirektorin i. R. Susanne Leutloff, Stift-Keppel-Weg 33, 5912 Hilchenbach-Allenbach
- 16.) Pfarrer i. R. Kurt Maschler, Ermetheiserstr. 1, 3501 Niedenstein
- 17.) Pfarrwitwe Frau Eva Merkel, Hessenweg 8, 2124 Amelinghausen
- 18.) Oberstudienrätin i. R. Dr. Waldtraut Meyer, Petritorwall 19 II, 3300 Braunschweig
- 19.) Richterin a. D. Helga Müller, Orchideenweg 8, 6500 Mainz 21

- 20.) Studiendirektorin a. D. Lisbeth Mündel, Lornsenstr. 44, 2250 Husum  
 21.) Dipl.-Ing. Siegfried E. Nitschke, Waldgirmeserstr. 5, 6335 Lahnau 3  
 22.) Prof. Dr. med. O.-H. Paetzold, Biedersteinerstr. 29, 8000 München 40  
 23.) Lehrer a. D. Richard Priebus, Akazienstr. 3, 4800 Bielefeld 14  
 24.) Pfarrer Wilhelm von der Recke, 25 rue Blanche, F-75009  
 Paris/Frankr.  
 25.) Pfarrer i. R. Friedrich-Wilhelm von Seydlitz-Kurzbach, Wilhelms-  
 höher-Str. 319, 3500 Kassel  
 26.) Industrie-Kaufmann Georg A. Sprenger, St.-Martin-Str. 24, 7734  
 Brigachtal

*Reinhard Hausmann*

## **Anschriften der Autoren**

- Journalistin Ruth Fritze-Eggimann, Pettenkofer Straße 8,  
 6700 Ludwigshafen/Rhein  
 Pfarrer i. R. Johannes Grünewald, Rohnsterassen 6, 3400 Göttingen  
 Pfarrer Reinhard Hausmann, Ev. Pfarrhaus, 6981 Bettingen  
 Oberstudienrat i. R. Kirchenrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch,  
 Gerhart-Hauptmann-Straße 53, 6980 Wertheim  
 Dr. Georg Jaeckel, Goebenstraße 28, 5300 Bonn 1  
 Pfarrer i. R. Dr. Richard Pawelitzki, Sänitsweg 5, 7893 Jestetten  
 Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott, Eleonorenstraße 31,  
 6500 Mainz-Gonsenheim  
 Probst i. R. Eberhard Schwarz, Blücherplatz 5, 2300 Kiel

## Buchbesprechungen

Jürgen Telschow und Elisabeth Reiter, *Die evangelischen Pfarrer von Frankfurt am Main. Frankfurt/M. 1980 (Evang. Regionalverband), 359 S.*

Es werden in alphabetischer Reihenfolge Namen und Lebensdaten der etwa 1200 Pfarrer angeboten, die seit dem Beginn der Reformation, 1522, bis Ende 1979 im Bereich der heutigen evangelischen Kirche der Stadt Frankfurt, einschließlich von Bad Vilbel, tätig gewesen sind bzw. im Amte stehen. Reizvoll wäre es, einigen in der Einleitung aufgeworfenen Fragen nachzugehen, etwa der nach den wirtschaftlichen Verhältnissen, aus denen die Pfarrer von ihren Elternhäusern her kamen. Angaben darüber — auf die leider durchweg verzichtet wird —, hätten sich in vielen Fällen gewiß ohne allzu große Schwierigkeiten beibringen lassen, ebenso über Ehefrauen und Kinder der Pfarrer, die ebenfalls fehlen. Der fast verschwenderisch freigelassene Raum zwischen den einzelnen Namen hätte dafür genügend und nützlich gefüllten Platz gewährt! Noch mehr als dieser Mangel wird der Wegfall der Ordinationsdaten zu bedauern sein, deren Angabe mindestens ebenso wichtig gewesen wäre, wie es die erfreuliche Mitteilung der besuchten Universitäten ist. Vielleicht darf als Anregung mit dem Dank an die Verfasser für ihre mühsame und verdienstvolle Arbeit die Bitte um Berücksichtigung wenigstens der Ordinationsdaten in einer hoffentlich notwendigen zweiten Auflage des Pfarrerbuches ausgesprochen werden.

Beschränken darf ich mich darauf, die wenigen presbyterologischen Verbindungen zwischen Frankfurt und Schlesien aufzuweisen sowie auf einige Ergänzungen, soweit sie mir möglich sind, in Erfüllung der von den Verfassern geäußerten Bitte um Vervollständigung der Unterlagen.

- S. 23 Dr. Robert Berger, bis 1946 in Breslau (St. Bernhardin).  
S. 27 Johann August Biermann, geb. 28.1.1656 in Brieg, Vater Gualther B., fürstl. Hofprediger und Superintendent, Mutter Esther Maria Elisabeth Wiesenbach.  
S. 41 Fritz Bürgel, bis 1945 in Gottesberg, 1946 Superintendent in Landeshut, jetzt i. R. in Bad Vilbel-Heilsberg.  
S. 84 Dr. Erich Foerster, 1893-95 Pfarrer an der Gnadenkirche in Hirschberg.  
S. 89 Johann Philipp Fresenius, er ist der Vater des am 20.10.1737 in Darmstadt geborenen Samuel Wilhelm F., der am 10.9.1814 als deutscher Pastor von Pleß starb.  
S. 110 Wilhelm Gottwaldt, 1932-39 P. und Vorsteher des Samariterordensstiftes Kraschnitz.  
S. 121 Gotthard Halm, bis 1946 in Rosenberg O.-S.  
S. 124 Joachim Hauck, ord. 15.10.1935, Hilfsprediger in Meinsdorf Kr. Dahme (Brandenburg), 1936 P. in Kolzig Kr. Grünberg (dies zugleich als Ergänzung)  
S. 129 Fritz Helbig, bis 1945 in Reesewitz Krs. Öls.

- S. 148 Rudolf Irmeler, bis 1947 Superintendent in Steinau-Lüben, jetzt Rektor des Diakonissenmutterhauses Lehmgruben in Marktheidenfeld.
- S. 175 Helmut Krüger, geb. 27.1.1929 in Breslau, seit 1970 Pfr. in Frankfurt-Oberrad.
- S. 257 Friedrich de le Roi, geb. 25.10.1869 in Breslau, 1898 3. P. in Freiburg.
- S. 261 Lic. Dr. Hans-Adolf Sander, ord. in Breslau 8.3.1940, Pfarrvikar in Falkenberg O.-S. 1934 Dr. phil. mit einer Studie über „Italienische Meßkompositionen aus der Breslauer Sammlung des Daniel Sartorius († 1671)“.  
1937 Lic. theol. von Breslau, Dissertation über „Die lateinischen Haupt- und Nebengottesdienste im 16. und 17. Jahrhundert“ als 1. (einziger gedruckter) Teil der „Geschichte des Lutherischen Gottesdienstes in Breslau“, Breslau 1937.
- S. 267 Oskar Scherrer, 1936-44 Konsistorialrat in Breslau.
- S. 294 Christa Siegmund-Schultze, geb. 9.10.1920 in Langhelwigsdorf Kr. Bolkenhain.
- S. 300 Lic. Katharina Staritz, 1933-46 Stadtvikarin in Breslau.
- S. 305 Erich Stiller, bis 1946 P. in Waldenburg-Altwasser. Gest. 21.10.1980 in Mölln (Lauenburg).

Abschließend einige Ergänzungen und Berichtigungen zu den Nicht-Schlesiern:

- S. 32 Eugen Börsch, 1895-1929 (statt 1829) P. in Eschersheim.
- S. 35 Paul Bovet, geb. 14.9.1872, ord. 15.6.1897.
- S. 41 Wilhelm Buchhold, geb. 14.6.1884, ord. 20.12.1908.
- S. 66 Hermann Draudt, geb. 16.3.1899 in Wohnbach, ord. 20.6.1926. 1938 Rostock hl. Geist, 1938 St. Nicolai das. 1.2.1945 aus dem kirchlichen Dienst ausgeschieden, aktiver Offizier, nach 1945 in Walbeck bei Haldensleben, ohne wieder ein kirchliches Amt zu erlangen.
- S. 71 Hermann Eigenbrodt, geb. 3.6.1865 in Bürgeln Kr. Marburg, ord. 31.3.1889. 1890 Pfr. in Eimelrod bei Frankenberg, 1896 in Hassenhausen bei Marburg, em. 1.4.1926, gest. 2.3.1949 in Hassenhausen. Verh. Marburg 23.7.1889 Bertha Christine Elisabeth Salzer, gest. 28.2.1916.
- S. 88 Jakob Fremdt, 1895 Pfr. in Dillenburg, 1916 in Langenschwalbach, zuletzt Dekan.
- S. 91 Ernst Freundlieb, ord. 3.4.1892. 1904-1934 in Bad Vilbel. Todesdatum dort und auch in Alsfeld nicht zu ermitteln.
- S. 96 Alfred Fritz, ord. 30.8.1908. Vikar in Güglingen (Württ.). Gest. 26.1.1963.
- S. 103 Friedrich Georgi, gest. 14.6.1983 in Wertheim.

- S. 109 Hermann Gosslich, geb. 18.3.1865 in Brakel bei Dortmund, ord. 6.12.1895.  
1895 Pfr. von Haus Reck, 1902 Pfarrstelle nach Rünthe, Kr. Hamm, verlegt.  
Gest. 29.9.1951 in Bad Pyrmont.
- S. 115 Albert Gsell, 1945 Pfr. in Obersteinach, gest. 19.4.1954 in Tübingen.
- S. 124 Günther Hartwig, bis 1945 Pfr. in Ostpreußen. 1963 Rodenbach, Kr. Büdingen, em. 1.8.1977, i. R. in Vlieland (Niederlande).
- S. 142 Karl Horn, geb. 16.2.1872, ord. 3.12.1899. 1903 Pfr. in Oberliederbach.
- S. 152 Martin Jürges, gest. 22.5.1983.
- S. 155 Dr. Philipp Leonhard Kalb, geb. 1812.
- S. 169 Max Köhler, 1918 Pfr. in Pegau.
- S. 226 Karl Ohly, Dr. theol., ord. 22.7.1883. 1883 Hilfspred. in Niederhöchst, 1884 Pfr. in Höchst (Main), 1886 Elberfeld, 1899 Hof- und Dompred. in Berlin, 1914 Generalsuperintendent in Wiesbaden.
- S. 256 Manfred Rohowski, ord. in Breslau 7.11.1941, i. R. in Frankfurt/M.
- S. 263 Friedrich Saul, geb. 18.1.1868, ord. 1.9.1901. 1921 Dr. theol. von Wien. 1916 Pfr. und Rektor der Diakonissenanstalt in Gallneukirchen (Österreich), seit 1928 zugleich Senior des Unterländer Seniors. Em. 1938, gest. 21.6.1945 in Gmunden (Oberdonau). Verh. Greifswald 1895 Maria Zöckler, Tochter des Prof. Dr. Otto Z.
- S. 281 Elias Schrenk, gest. 21.10.1913 in Bethel. Verh. Ottenbach, Kanton Zürich, 27.9.1866 Bertha Tappoleth, Tochter des Pfr. Joh. Rudolf T. (geb. 27.5.1842 in Ottenbach).  
Die Selbstbiographie „Ein Leben im Kampf um Gott“ (Wuppertal 1962) gab sein Sohn Samuel heraus.

Inzwischen ist das Pfarrerbuch 1985 in zweiter Auflage erschienen, vermehrt um 47 Seiten (von 360 auf 407) und 75 neue Namen, die überwiegend die seit 1980 neu berufenen Pfarrer bzw. Pfarrerrinnen betreffen. Auf Seite 115 (1. Auflage S. 103) ist das Todesdatum von P. Georgi ergänzt, Seite 174 (1. Auflage S. 155) das Geburtsjahr von P. Kalb berichtigt, so daß alle anderen Bemerkungen zur 1. Auflage auch für die 2. gelten.

Johannes Grünewald

*Karl Vocelka: Rudolf II. und seine Zeit. Verlag Böhlau Wien — Köln — Graz. 1985. 228 Seiten. 88,00 DM.*

Dieses Buch macht die eher etwas im Schatten der Geschichte stehende Zeit zwischen der Reformation und dem Dreißigjährigen Krieg dadurch lebendig, daß es sie von ihrem höchsten Repräsentanten, von dem an der Spitze der gesellschaftlichen Pyramide stehenden Kaiser Rudolf II. (1576-1612)

her begreift und brennpunktartig auf ihn bezieht. Die dadurch erreichte Durchsichtigkeit wird darüber hinaus wesentlich verstärkt durch die Beigabe von zahlreichen Quellen (Urkunden, Flugschriften, Insignien, Wappen, Münzen, Gemälden, Abbildungen aus den Kunstsammlungen, Gebäuden, Stadtansichten u. a.), die die Zeit und die Person Rudolfs (zum Teil farbig) illustrieren. Es gelingt dem Verf. deutlich zu machen, daß Rudolf II. mehr war als „nur ein Sonderling, ein regierungsunfähiger Mann“ (S. 8), wie man vornehmlich im 19. Jahrhundert gemeint hat. Rudolf II. hatte zwar wahrscheinlich unter einer fortschreitenden Schizophrenie zu leiden. Das hat sein privates Leben und seine Regierungstätigkeit schwer belastet. Aber er war doch, nach dieser Darstellung, im ganzen überhaupt eher einem humanistischen Lebensstil zugetan, bevorzugte nicht so sehr den Umgang mit Kriegern und Politikern, sondern den mit Künstlern und Wissenschaftlern. Zugleich war er als bedeutender Kunstförderer und Sammler bekannt, „während der Politik eine geringere Bedeutung zukam“ (S. 13).

Dieser humanistischen Darstellung entspricht seine relative Gleichgültigkeit in religiösen und konfessionellen Fragen, die schon für seinen Vater Maximilian II., zum Schrecken des Papstes, charakteristisch war. Während Rudolfs Regierung fand die Auseinandersetzung zwischen den Konfessionen aber überhaupt mehr in der Form eines andauernden Kleinkrieges statt. Die große Herausforderung der Zeit waren die Türken, mit denen er 13 Jahre lang, von 1592 bis 1606, im Krieg stand, den dann der Friedensvergleich von Zsitvatorok verhältnismäßig befriedigend abschloß. Zu den persönlich-politischen Herausforderungen, denen sich Rudolf stellen mußte, gehört aber neben den Aufständen der Bauern in Nieder- und Oberösterreich und den Unruhen in Ungarn vor allem der Zwist mit seinem ehrgeizigen Bruder Matthias, der den für die Schlesier bedeutsamen „Majestätsbrief“ vom 20. August 1609 brachte, in dem Rudolf ihnen weitgehende Religionsfreiheit garantierte.

An dem Buch Vocelkas ist aber auch aufschlußreich, daß es neben der Kommentierung und Illustrierung der politischen Vorgänge auch die Herrschaftspropaganda bzw. den Herrscherkult der Hofkunst, überhaupt das höfische Leben mit seinen Festen und Repräsentationen, die Musik, die Wissenschaften und nicht zuletzt die bildende Kunst mit ihrer Hauptströmung, dem Manierismus, herausarbeitet. Auch die Erläuterungen zum Aufbau der gesellschaftlichen Ordnung und der Bedeutung und Funktion der Stände sind aufschlußreich.

Alles in allem ein Buch, das in interessanter Form viel Wissenswertes vermittelt und sehr empfohlen werden kann.

Christian-Erdmann Schott

*Erich Tschirwitz, Goldberg in Schlesien. Historie-Chronik-Die Kommende. Bamberg 1983. 206 S. mit 55 Bildern, 3 Stadtplänen und 2 Blatt-Zeichnungen.*

Nach fast einem Jahrhundert erscheint erstmalig eine neue Bearbeitung der Goldberger Stadtgeschichte. Und welch ein Unterschied zwischen damals, als Louis Sturm 1888 seine Chronik herausgab, und heute, wenn wir die völlig veränderten Verhältnisse und Gegebenheiten bedenken! Damals war der Zugang zu den fast unerschöpflichen Quellen in Archiven und Bibliotheken ungehindert offen, heute ist die Beschaffung der wichtigsten Literatur schon ein Problem! Zwischen damals und heute steht als einschneidende Zäsur das Jahr 1945, das mit dem Verlust der Heimat uns auch des Archivmaterials beraubte, das entweder an Ort und Stelle, in Goldberg und Breslau, zugrundeging, oder, wenn noch vorhanden und erhalten, uns entzogen, zumindest nur mühsam und kostspielig erreichbar ist.

Der Verfasser, gebürtiger Goldberger, bietet mit seinem Buche das Ergebnis jahrelanger intensiver Forschung, gefördert durch mehrfache Besuche im heutigen Złotyja und reich illustriert, auch durch eigene Aufnahmen. Goldberg gehört zu den ältesten deutschen Stadtgründungen in Schlesien und erhielt 1211 Magdeburger Stadtrecht. Die beiden Kirchen St. Nicolai und capella St. Mariae werden 1217 erstmalig erwähnt, wobei noch immer ungeklärt bleibt, ob in letzterer die spätere Stadtpfarrkirche zu Unsern Lieben Frauen und St. Michael zu sehen ist. Die Zahlenangaben des Verfassers sind entschieden zu früh angesetzt: Um 1140 kann noch keine deutsche Einwanderung erfolgt sein und die Pfarrkirche noch nicht um 1180-1190 als Basilika bestanden haben. Die ältesten Bauteile, die dem Übergangsstil von der Romanik zur Gotik angehören — Chor und südliches Kreuzschiff —, stammen aus der Zeit von 1211 bis 1241; das Langhaus der heutigen Hallenkirche ist nicht vor der Mitte des 14. Jahrhunderts vollendet gewesen. Die angeblich noch 1944 im Innern der Kirche entdeckte Jahreszahl 1252, in arabischen (!) Schriftzeichen in die Südmauer des Längsschiffs eingeschlagen, auf die der Verfasser sich für seine frühen Datierungen beruft, kann nur auf einer irrtümlichen Lesung beruhen, zumal arabische Zahlen in Schlesien in der Mitte des 13. Jahrhunderts nicht vorkommen. Ebensowenig kann die Klostergründung bereits um 1190 erfolgt sein, selbst die auf sehr alter Überlieferung beruhende Stiftung durch die heilige Herzogin Hedwig und die Besetzung des Klosters mit Franziskanern 1208 und 1212 entbehrt jeder urkundlichen Grundlage. Dasselbe gilt auch für die von dem Verfasser vertretene These von der Existenz einer Kommende der Templer in Goldberg seit Beginn des 13. Jahrhunderts. Nach allem, was wir wissen, hatten die Johanniter ihre Ordensniederlassung in der Stadt und seit wenigstens 1270 das Patronatsrecht an der Pfarrkirche. Aus diesen wenigen Andeutungen wird erkennbar, daß noch ungelöste Fragen hinsichtlich der ältesten Kirchengeschichte Goldbergs bestehen und das vorliegende Buch erneut Anlaß gibt, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Eine Auseinandersetzung mit den vielen Unstimmigkeiten und ergänzungs-

bedürftigen Mängeln des Buches würde den Rahmen einer Besprechung weit überschreiten, sie ist jedoch dringend geboten, weil das Buch für die weitere Zukunft die letzte und verbindliche Darstellung der Goldberger Stadtgeschichte sein dürfte, auf die man sich berufen wird. Und da nur zu bekannt ist — durch ältere Beispiele zu belegen —, wie schnell Irrtümer und Fehler für bare Münze gehalten und weitergegeben werden, sollten die umfangreichen, den Wert des Buches unterstreichenden und notwendigen Ergänzungen irgendwie und irgendwo veröffentlicht werden können. Vorbehaltlos freuen darf man sich über die zahlreichen Abbildungen, sowohl die Wiedergaben älterer Ansichten als auch die Photos des Verfassers aus den letzten Jahren. Dazu zwei kleine Bemerkungen: Der Kupferstich Friedrich Bernhard Werners stammt aus der „Scenographia urbium Silesiae“ von 1738 — nicht 1783 —, auf Seite 25, und die Federzeichnung „Franciscaner Clösterl. in Goldberg“ zeigt nicht „das Alumnatsgebäude der Goldberger Lateinschule“, wie in der Unterschrift auf S. 91 fälschlich angegeben ist, sondern das nach 1704 neu erbaute Kloster aus Werners „Topographia Silesiae“ von 1748.

Johannes Grünewald

*Georg Scharf, Alt-Reichenau. Versuch einer Monographie eines schlesischen Gebirgsdorfes. Kassel 1981, 577 Seiten, davon auf 30 Seiten 15 Karten und 27 Abbildungen.*

Das Buch mit seinem reichen Inhalt kann nicht genug gerühmt werden! Was der Verfasser vor allem an Schätzen des Wissens zu Sprache und Etymologie, zur Wort- und Volkskunde, Sprichwort- und Mundartforschung zusammengetragen hat, ist wohl einmalig für eine schlesische Ortsgeschichte, Wissenschaftsbereiche, die die ihnen gebührende Würdigung sachkundig anderswo erfahren sollten oder auch schon erfahren haben. Der übersichtlich in vier Hauptabschnitten dargebotene Stoff wird durch ausführliche Anmerkungen kommentiert, beide Kirchen sind mehrfach in guten Außenansichten wiedergegeben, vom ersten Bethaus 1742 auch der Kupferstich Friedrich Bernhard Werners, ebenso eine Innenaufnahme der St.-Annakapelle. Im Vergleich mit dem Umfang aller anderen Kapitel ist die in Teil II auf 17 Seiten (einschließlich 2 Seiten Anmerkungen) beschränkte Behandlung der Kirchengeschichte beider Konfessionen etwas zu kurz gekommen; aus der Predigergeschichte des Kirchenkreises Landeshut (1940) — im Literaturverzeichnis zu ergänzen — hätten die Personalien der Pastoren seit 1742 übernommen werden können, wobei auch die Lücke zwischen 1922 und 1927 (S. 97) durch Traugott Wiemer (1922-27) und Pfarrverwalter Hermann Than (1926-27) geschlossen worden wäre. Ein einziger Schönheitsfehler in dem Buche ist (S. 101-102) die höchst mangelhafte und zum Teil völlig falsche Übersetzung — sie geht nicht zu Lasten des Verfassers — des lateinischen Visitationsberichtes von 1667 aus J. Jungnitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau, Archidiakonats Breslau

1. Teil (Breslau 1902), S. 685-86. Glücklicherweise ist auch der Originaltext mit abgedruckt! Ein Portatile ist ein Tragaltar mit dem Reliquienbehälter, auf welchem der Priester die hl. Messe zelebriert, da der Altar der Kirche in der Reformationszeit der Reliquie beraubt worden war (nicht „die oben den Raum füllenden Flügel des Gekreuzigten“!). Die recht gefällige Kanzel ist nach Schmuckkästchenmacherart gefertigt. Das Confessionale ist der Beichtstuhl (was soll man sich wohl unter einem ‚Bekenneraltar‘ vorstellen?). Neu-Reichenau war zu der bis 1654 lutherischen Kirche in Giesmannsdorf eingepfarrt. Der Grüssauer Mönch Michael Kunkel ist Pfarrer ohne Investitur (bischöfliche Verleihung), in Giesmannsdorf aus einfacher Präsentation (Berufung) durch den Baron Ferdinand v. Zedlitz (nicht „auf Grund einer Schenkung“!). Inventarium ist nicht ein Nachlaßverzeichnis, sondern hauswirtschaftlicher Vorrat, meistens ist damit das Saatgut für die neue Aussaat gemeint. Vom Kirchsreiber wird gesagt, daß er auch Giesmannsdorf mit besorgt, wo der Häretiker, also der lutherische Vorgänger, ‚amotus‘ = abgeschafft ist (also nicht ‚zurückgezogen lebt‘!). Die vitrici sind die Kirchväter, die rückständige Zinsen aus einem Kapital von 100 Talern anmahnen (hier ist der Textsinn völlig unzutreffend wiedergegeben: sie fordern als Abgabe aus einem Kapitalde- likt 100 Pfund!). †

Doch können diese wenigen kritischen Anmerkungen den Wert dieser großen Monographie nicht mindern, die das Ergebnis jahrzehntelanger Studien ist, vorgelegt als reife Frucht eines Lebenswerkes, getragen und durchdrungen von der Liebe zur alten Heimat Alt-Reichenau. Das Geleitwort des Verfassers kann man nur mit tiefer Bewegung lesen.

Johannes Grünewald

*Hohenliebenthal — Johannisthal. Werden und Vergehen einer schlesischen Gemeinde. Zusammengestellt von Erich Geisler. Verlag der „Goldberg-Haynauer Heimatnachrichten“ Hannover, o. J. (1983), 61 Seiten.*

Die Orts- und Kirchengeschichte der malerisch unter der Hogolie gelegenen kleinen Gemeinde wird auf Grund der älteren Kirchenjubiläumsschriften von 1793, 1843 und 1893 sowie einer wohl ungedruckt gebliebenen Bearbeitung durch Heinrich Hauptmann von 1938 behandelt, ebenso in besonderen Abschnitten Schule, Landwirtschaft, Verwaltung und Vereine, ergänzt bis zum traurigen Ende durch die Vertreibung 1946, wobei auch die Verzeichnisse der Einwohner von 1941 mit der Angabe des Grundbesitzes und der Gefallenen beider Kriege wie der Opfer des Zusammenbruchs und der Flucht nicht fehlen. Erstaunlich reichhaltig ist die Sammlung der Flurnamen. Die den Aposteln Petrus und Paulus geweihte Kirche stammt aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, sie ist wie die benachbarte Niederkirche zu St. Johannis in Schönau von einer wehrhaften Mauer umgeben mit einem gut erhaltenen Torhaus und hat in den letzten Jahren durch die polnische Denkmalpflege eine durchgreifende Innenrenovierung erfahren,

bei der im Chor und im Gewölbe des Presbyteriums Fresken aus dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts freigelegt und bestens restauriert worden sind. Sie zeigen u. a. die heilige Herzogin Hedwig mit dem Kirchenmodell und daneben den den Drachen besiegenden Ritter Georg, Adam und Eva, den die Harfe spielenden König David und Christus als den Auferstandenen (Bericht und Abbildungen bei Jadwiga Skibinska, Dokumentacja i konserwacja 1967-1969 in: Roczniki sztuki Śląskie IX 1973 — Jahrbuch für schlesische Kunst des Nationalmuseums in Breslau). Dies als Ergänzung zu den Angaben des Verfassers, die auch sonst an vielen Stellen zu vervollständigen und zu berichtigen sind. Das 1743 in einem Seitengebäude des Schloßhofes durch den Grundherrn Kaspar Otto von Zedlitz zur Verfügung gestellte und ausgestattete Bethaus, einmalig in seiner Art (darunter Pferdestall, darüber Heuboden), war bis 1946 unversehrt erhalten; glücklicherweise sind nach Profanierung und Zerstörung Altar, Orgel und Taufstein in die katholische Kirche überführt worden und hier in guten Abbildungen wiedergegeben, ebenso die Ölgemälde des edlen Kirchengründers v. Zedlitz und des Pastors Samuel Lindner (gest. 1810), deren Originale verloren gingen. Eigene Pastoren hatte Hohenliebenthal erst seit 1810, bis dahin war es mit Tiefhartmannsdorf pfarramtlich verbunden. Dem sonst recht ansprechenden Büchlein hätte vor der Drucklegung eine ordnende Hand gut getan, es wären dann unnötige Wiederholungen (z. B. die zweimalige Mitteilung des Pfarrerkatalogs seit 1568 mit teilweise widersprüchlichen Angaben S. 17-19 und S. 33-35) vermieden worden. Zu verbessern ist S. 18: Dem Offizial und späteren Bischof Sebastian von Rostock; S. 29: Nicht die Kanzel in der kath. Kirche, sondern das Presbyterium stammt aus der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert; S. 33: Kirchenreduktion 1654, Zacharias Major 1575; S. 42: Epitaph (des Freiherrn von Braun. Von den beiden Figurengrabsteinen war 1984 im Schutt der zerstörten Harpersdorfer Kirche nur noch einer mühsam zu erkennen). Schön sind die beiden Lieder „Zur 700-Jahr-Feier der Gemeinde Hohenliebenthal 1278-1978“ — besonders humorvoll das zweite in schlesischer Mundart „Anne Erinnerung o in se schienes Derfla“ —, nur ist leider die erste Jahreszahl ein Irrtum: Die urkundliche Erwähnung von 1278 betrifft die Gründung von Kloster Liebenthal und nicht die von Liebenthal unter dem Hohen Walde! Sehr dankenswert ist der Wiederabdruck im Originaltext der kleinen Schrift von P. Lindner „Zur Feyer des Kirchenjubelfestes“ 1793 sowie der Notensatz aus der Christnachtsliturgie „Singt ihr heiligen Himmelschöre“ mit dem „Gloria-Kanon“ (S. 60-61), die auf den Kantor Benjamin Hoffmann (1818-1843) zurückgehen (S. 21 ist sein Geburtsjahr 1794 zu ergänzen). Die 1642 gegossene große Glocke (S. 5), die in Hamburg das Kriegsende überdauert hat, läutet jetzt in Laasphe (kath. Pfarrvikarie), im Turme der kath. Kirche im heutigen Lubiechowa hängen die beiden 1832 von der evangelischen Kirchengemeinde gestifteten Glocken und die kleine Uhrglocke ohne Inschrift und Klöppel. — Eine Ansicht des Dorfes als Kupferstich von Endler im Jahrgang 1803 (4. Jg. 1. Bd.) des „Breslauerischen Erzählers“ gibt die Turmspitze mit der barocken Haube vor der neugotischen Umge-

staltung (um 1850) wieder, eine Farb lithographie des Schlosses befindet sich in dem großen Werk von Alexander Duncker, Die ländlichen Wohnsitze, Schlösser und Residenzen in der Preußischen Monarchie, 8. Bd., Berlin 1865/66.

Johannes Grünewald

*Brigitte Stürmer, Rückschau auf die Amtszeit des letzten Pastors Wilhelm Stürmer der Evangelischen Kirchengemeinde Dyhernfurth 1915-1946. Stuttgart 1986, 36 Seiten.*

Bereits 1983 hatte die Verfasserin unter Mitwirkung von Pfarrer Richard Hoppe in Wiesbaden in einem reich illustrierten Heft von 50 Seiten Beiträge zu einer Chronik des Kirchdorfes Wahren Kr. Wohlau veröffentlicht. Die vorliegende Schrift, aus großer Sachkenntnis und mit viel Liebe gestaltet, widmet sie dem Gedenken an ihren Vater zum 100. Geburtstag am 18. April 1986. Im Mittelpunkt steht ein ausführlicher Lebenslauf mit der Wiedergabe einmaliger Dokumente wie die Vokation zum Dyhernfurther Pfarramt durch die dortige Herrschaft vom 25. Mai 1915 und die Bestätigung des Konsistoriums vom 4. Juni 1915 als Faksimile sowie die Schilderung aller wichtigen Gemeindeereignisse und des kirchlichen Lebens während seiner über 30jährigen Amtstätigkeit. Abgedruckt ist auch (S. 7-9) der von P. Stürmer im „Kirchenblatt für die Evangelischen aus Schlesien“ 1948 Nr. 8 gegebene Gemeindebericht über 200 Jahre Dyhernfurther Kirchengeschichte, woraus besonders die Erlebnisse des letzten schweren Jahres hervorzuheben sind, das der Pastor mit seiner etwa zur Hälfte nach der Flucht zurückgekehrten Gemeinde von Mai 1945 bis zur Vertreibung am 16. August 1946 durchlebt und durchlitten hat: Wiederherrichtung der im Inneren verwüsteten und ausgeraubten Kirche, die Freude über die gut besuchten Gottesdienste und die erfahrene Liebe und Dankbarkeit der Gemeindeglieder. Außer ihm waren nur noch zwei Pfarrer im ganzen Kirchenkreise Wohlau in ihren Gemeinden tätig, so daß er ständig unterwegs war zu Gottesdiensten und Beerdigungen. Die Kirchenleitung in Breslau übertrug ihm im Mai 1946 die Superintendenturverwaltung als Nachfolger von Superintendent Börner in Winzig, der wegen Alters und Krankheit um Emeritierung gebeten hatte und dem Pastor Stürmer am 15. Juli 1946 in Winzig das Begräbnis hielt. Nach der Vertreibung amtierte er von 1946 bis 1947 in Stetten im Remstal (Württemberg), als Krankenhausseelsorger am Katharinenhospital Stuttgart bis 1952, wohin er auch verzogen war und wo er am 3. Juli 1952 verstarb. In Stetten fand er seine letzte Ruhestätte. In Haynau, wo er 1914 Pfarrvikar gewesen, hatte er am 22. Juni 1915 die Arztochter Elisabeth Krischke geheiratet. 1938 für ein halbes Jahr im Arbeitsdienst in Dyhernfurth, bewahre ich Pastor Stürmer in der Erinnerung an die sonntäglichen Gottesdienste mit seinen eindrucksvollen Predigten und an einige persönliche Begegnungen in dem gastlichen Pfarrhause ein dankbares Gedenken.

Die Verfasserin hat das Lebensbild ihres Vaters in den weiten Rahmen der Kirchengeschichte ihrer Heimatstadt gestellt: So bietet sie die statistischen Angaben aus der *Silesia sacra* 1927 und 1953, die Pfarrerverzeichnisse von Wahren-Seifersdorf 1561-1653 und von Dyhernfurth seit 1744, Auszüge aus den Kirchenjubiläumsschriften von 1845 und 1895, den Bericht Superintendent Börners über die Verhältnisse im Kirchenkreis 1945/46. Sie berichtet über den Pfarrhausneubau 1926/27, über Besonderheiten in Gestaltung der kirchlichen Kasualien und die gute Zusammenarbeit mit Kantor Grüger — alles illustriert durch die reiche Beigabe eindrucksvoller Abbildungen, von denen die der Kirche von 1744, 1797 und 1844 hervorzuhelien sind, des alten und neuen Pfarrhauses sowie des 1903 erbauten Diakonisenhauses, des Pfarrerehepaares und der bis zuletzt tätig gewesenelien Lehrer. Alles in allem — eine äußerst dankenswerte Arbeit, die Vorbild sein kann und Anregung bieten möchte für ähnliche kleine Studien über andere schlesische Kirchengemeinden.

Johannes Grünewald

*Luther und Siebenbürgen. Ausstrahlungen von Reformation und Humanismus nach Südosteuropa. Herausgegeben von Georg und Renate Weber. Siebenbürgerisches Archiv Bd. 19. 353 Seiten sowie 18 z. T. ganzseitige Abb. auf Kunstdruck, broschiert. Böhlau Verlag Köln Wien 1985. 88,00 DM.*

Dieser Sammelband ist ein Beitrag zum Luther-Jahr. Weil der Vorstand des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde befürchten mußte, daß das Luther-Jubiläum am Südosten Europas und speziell an den Siebenbürger Sachsen vorüber gehen würde, stellte er kurzfristig seine Jahrestagung 1983 in Tübingen unter das Leitthema „Luther und Siebenbürgen“. Die Referate, die zu diesem Thema gehalten wurden, sind, nachdem sie für den Druck überarbeitet und zum Teil erheblich erweitert worden sind, in diesem Band vereinigt.

Es sind 16 Arbeiten, die in 7 Themengruppen zusammengefaßt sind. Die Auswahl und dieser Aufbau sind geeignet, auch dem historisch Interessierten, der keine direkten Beziehungen nach Siebenbürgen hat, einen guten Einblick von der Vielfalt der Wirkungen und Ausstrahlungen der Reformation in diesem Gebiet zu vermitteln. Grundlegend sind dabei die beiden einführeriden Aufsätze von Peter Friedrich Barton „Martin Luther und der Südosten“ und Heinz Scheible „Melancthons Beziehungen zum Donau-Karpaten-Raum bis 1546“.

In der Themengruppe „Rezeption und Transformation“ berichten Paul Philippi über „Wittenbergische Reformation und ökumenische Katholizität in Siebenbürgen“; Pompiliu Teodor über „Beziehungen zwischen Reformation und Rumänien im Spiegel vornehmlich rumänischer Geschichtsschreibung“; Ludwig Binder über „Neuere Forschungsergebnisse zur Reformation in der siebenbürgisch-sächsischen Kirche — Darstellung und

Kritik“ und Konrad G. Gündisch über „Christian Pomarius und die Reformation im Nösnerland“.

Dem Nationalitätenproblem widmen Werner Conze: „Luthertum und Nationalismus — Deutsch-Protestantismus“ und Krista Zach: „Nation und Konfession im Reformationszeitalter“ ihre Beiträge, während Walter Dausch: „Gegenreformation und protestantische Konfessionsbildung in Siebenbürgen zur Zeit Stephan Báthorys (1571-1584)“ und Gábor Barta: „Bedingungsfaktoren zur Entstehung religiöser Toleranz im Siebenbürgen des 16. Jahrhunderts“ sich der konfessionellen Problematik zuwenden. Erstaunlich sind die Wirkungen der Reformation auf den Buchdruck. Darüber schreiben Gedeon Borsa: „Über die Anfänge des Buchdrucks in Hermannstadt und Kronstadt“ und Gustav Gündisch: „Lutherdrucke in Siebenbürgen bis 1546“. Die Auswirkungen auf die Sprache — Interferenzen und Innovationen — behandeln Grete Klaster-Ungureanu: „Luthers Sprache in Siebenbürgen“ und Camil Muresanu: „Zum Zusammenhang von Reformation und rumänischer Schriftsprache“. Auf Fernwirkungen schließlich machen Christoph Machat: „Auswirkungen der Reformation auf die Ausstattung siebenbürgischer Kirchen“ und Heinz Heltmann: „Das Klausenburger Herbarium des Peter Melius“ aufmerksam.

Im Unterschied zu den bisherigen Bänden des „Siebenbürgischen Archivs“ ist für den vorliegenden Band aus Kostengründen der Dissertationsdruck gewählt worden; außerdem sind in einem Anhang Kurzbiographien der Autoren beigegeben. Dieser hohe Bestand an qualifizierten Mitarbeitern, gerade aber auch dieser Sammelband zum Luther-Jahr, geben eindrucksvoll zu erkennen, daß die Siebenbürgen-Forschung für die Zukunft noch viel erhoffen läßt.

Christian-Erdmann Schott

*Ulrich Hutter: Die Friedenskirche zu Jauer genannt Zum Heiligen Geist. 1983, Verlag „Unser Weg“ Lübeck. 48 Seiten, 28 Abbildungen (schwarz-weiß).*

Zu den in loser Folge seit 1956 veröffentlichten Monographien über bemerkenswerte evangelische Kirchen gesellt Ulrich Hutter sein Büchlein über die Friedenskirche zu Jauer.<sup>1</sup> Damit hat auch die dritte und letzte der charakteristischen schlesischen Friedenskirchen (so genannt, weil nach dem Friedensschluß von 1648 erbaut) ihren Darsteller gefunden. Wenn auch in der Vergangenheit schon immer wieder „Jubelschriften“ anlässlich der Kirchenjubiläen die Geschichte der Kirche erstehen ließen<sup>2</sup>, so wurde nun für den Zeitgenossen auch die Geschichte des 20. Jahrhunderts mit dem katastrophalen Einschnitt von 1945 zugänglich gemacht.

Die sorgfältig erstellte Arbeit mit Anmerkungen, Archiv-, Bibliographie- und Literaturverweisen erhebt sich wissenschaftlich über das Niveau der meisten anderen, mehr oder minder aus persönlichen Erinnerungen und Motivationen geschriebenen Monographien. In übersichtlicher Gliederung

wird zunächst ein kurzer „Überblick über die Geschichte der Stadt Jauer“ gegeben. Damit schließt sich Hutter an die Methode seiner Vorgänger Herrmann und Heuber an. Im Hauptteil wird sodann „die Geschichte der Friedenskirche und ihrer Gemeinde“ im eigentlichen Sinne abgehandelt. Zunächst wird der Bau der Kirche geschildert, sodann die bauliche Entwicklung der Kirche und ihrer Gebäude, wobei besonders auch auf die Renovierungsmaßnahmen seit 1910, die ja noch nirgends dargestellt wurden, eingegangen wird. So wie man hier die eigenständige, forschende Beschäftigung des Verfassers mit den Quellen herausspürt, ist sie im Fortgang der Beschreibung an vielen Stellen zu beobachten. Die Beschreibung des Inneren der Kirche ist wichtig, da sie dem Besucher der heute noch in evangelischer Hand befindlichen Kirche eine erklärende Handreichung bietet. Beim Bildschmuck der Kirche hat Hutter Rademachers Vermutungen zu den Pastorenbildern (die doch vernichtet wurden: S. 35!) mitgeteilt, aber leider nicht die Beschreibungen der Emporenbilder, die G. Heuber<sup>3</sup> abgedruckt hat. Solcher Bildschmuck, von dem eine großformatige Schwarzweißabbildung des Kircheninneren einen leider nur schwachen Eindruck vermittelt, ist durchaus erwähnens-, ja sogar erforschenswert, da er ja als streng bibelbezogen den konfessionellen Kontrapunkt bildet zur üppigen barocken Heiligenbildkunst der katholischen Kirche jener Gegenreformationszeit, in der er entstand. Im weiteren Verlauf werden die Kirchenjubiläen von 1855 und 1906 geschildert und in einem Abriss die Geschichte der Gemeinde. Dabei werden vielleicht die gegenreformatorischen Maßnahmen: Wirken der Jesuiten in der Stadt, Verbot evangelischen Gottesdienstes in der Stadtkirche St. Martin, erzwungene Ablieferung evangelischer Andachtsbücher, Gesangbücher und Bibeln zu kurz und fast verschämt abgehandelt. Auch die kritische Zeit des Nationalsozialismus wird nur gestreift, aber der Verfasser verheißt<sup>4</sup>, daß er die Ereignisse während des Kirchenkampfs in Jauer, wohin Reichsbischof Müller 1935 immerhin eine Besuchsfahrt gemacht hatte, für die Forschung zugänglich machen wolle. Im Anhang wird (leider mit einigen Druckfehlern) die Besetzung der Pfarrstellen mit evangelischen Geistlichen an der St. Martins Kirche (bis 1650) und an der Friedenskirche (1654-1945) schematisch mitgeteilt. Nach der Eingliederung in die polnische evangelisch-augsburgische Kirche gibt es keinen Geistlichen mehr an der Friedenskirche.

Reinhard Hausmann

<sup>1</sup> In der Reihe erschienen bisher: Kirche Wang/Riesengebirge (Zoe Droysen, 1956), Gnadenkirche Hirschberg (Erich Prüfer, 1957), Friedenskirche Schweidnitz (Hellmuth Bunzel, 1958), St. Maria Magdalena Breslau (Ulrich Bunzel, 1960), Kirche Zawadzki/Oberschlesien (Gottfried Schepky, 1961), Zufluchtskirche Harpersdorf (Siedfried Knörrlich, 1963), St. Barbara Breslau (Kurt Henckel, 1965), Friedenskirche Glogau (Werner Eberlein, 1966), Gnadenkirche Landeshut (Martin Brüggmann, 1969), Gnadenkirche Militsch (Fritz Gleisberg, 1971).

<sup>2</sup> David Gottfried Schwertner, Fünfzigjähriges Gedächtnis der Evangelischen Fürstentumskirche zum Heiligen Geist genannt vor der Stadt Jauer, Jauer 1706. — Carl Samuel Herrmann, Geschichte der Evangelisch-Lutherischen Friedenskirche vor Jauer genannt zum heiligen Geist, Jauer 1855. — G. Heuber, Die Evangelische Friedenskirche in Jauer genannt zum Heiligen Geist. Festschrift zur Feier des 250jährigen Bestehens der Kirche, Jauer 1906.

<sup>3</sup> op. cit. Anm. 2, Seite 106 ff.

<sup>4</sup> Anmerkung 71 in Hutters Buch.

*Alfred Grosser: Die evangelische Pfarrkirche Groß Krichen, Kreis Lüben — Erinnerungen an eine schlesische Dorfkirche und Beiträge zu ihrer Geschichte. Als Manuskript gedruckt Pinneberg 1985. 42 Seiten, 22 Abbildungen.*

Leider ist diese Arbeit, die ebenso sorgfältig erarbeitet wie gediegen herausgebracht wurde, nur Privaten zugänglich gemacht worden. In einer sehr persönlichen Art hat sich der Verfasser daran gemacht, die Geschichte seiner schlesischen Heimatkirche aufzuschreiben und der Vergessenheit zu entreißen. Großes, meint er bescheiden, sei nicht zu berichten von der unbedeutenden Dorfkirche. Und doch ist das, was herausgekommen ist, ein schönes und anschauliches Mosaiksteinchen im großen Rahmen der schlesischen Kirchengeschichte. Bis ins Mittelalter geht der Verfasser der Geschichte seiner Kirche nach, belegt mit genauen Literaturverweisen jede Aussage. Der Lage im Liegnitzischen Fürstentum verdankt die Gemeinde, daß sie von 1524 an ununterbrochen bis zur Vertreibung evangelisch sein konnte. Was nun an Fakten zusammenzutragen war, das sammelt auch für die folgenden Jahrhunderte der Autor und geleitet den Geschichtsfreund durch die schwere Zeit des Dreißigjährigen Krieges und die Zeit der Kirchenreduktion. Doch hielt nach dem Aussterben der Piasten in Liegnitz der Gutsherr, der das Patronat über die Kirche ausübte, seine Hand über den evangelischen Glauben der Untertanen. Die Visitationsprotokolle von 1654 und 1674 sind im Anhang beigefügt. Nach dem Gang durch die Geschichte wird die Kirche im einzelnen vorgestellt: der trutzige Turm, der bis ins 14. Jahrhundert zurückreicht (mit den Glocken), der Bau der neuen Kirche 1860/61, Altar, Kanzel, Taufstein, Orgel. Einige Grabsteine sind in guten Abbildungen beigefügt. Zuletzt schildert der Verfasser auch den gegenwärtigen Zustand der Kirche, die er 1980 zum ersten Mal nach der Vertreibung wieder besuchte.

Reinhard Hausmann

*Seew Wolffsohn: Wirtschaftliche und soziale Entwicklungen in Brandenburg, Preußen, Schlesien und Oberschlesien in den Jahren 1640-1853, Frühindustrialisierung in Oberschlesien. Frankfurt/M., Bern, New York: Peter Lang 1985 S., 1 Karte (Europäische Hochschulschriften: Reihe 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 261) 41.- sFr.*

Hinter dem sehr umfassenden Titel verbirgt sich dreierlei: eine Analyse der „Entwicklungsplanung“ Friedrich des Großen (in vier Phasen), eine kurze Darstellung des Bergbaus und Hüttenwesens in (Ober-) Schlesien zur Zeit Friedrichs II. (Eisenhüttenwerk Malapane, Königliche Friedrichsgrube und Friedrichshütte) und eine die zweite Hälfte des Buches umfassende Behandlung der Montanindustrie in Oberschlesien von 1786 bis 1853 mit einem Seitenblick auf die oberschlesischen Eisenbahnen. Der soziale Aspekt tritt vor allem unter dem Blickwinkel der Bevölkerungspolitik in Erscheinung. Die Siedlungspolitik Friedrichs, insbesondere die Ansiedlung und Beschäf-

tigung der Waldbauern, der ungelernten, hörigen, meist polnischen Arbeiter wird als geschickte Form, Menschenkapital gewinnbringend einzusetzen, gewertet. Die Industrialisierungspolitik Friedrichs habe zunächst im Interesse rein militärischer Bedürfnisse gestanden und sei dann merkantilistisch auf die Gewinnung eines Rohstoffes für Militär- und Zivilgebrauch, um von den teuren Importkosten herunterzukommen, gerichtet gewesen. „Der imponierende Komplex der Friedrichsgrube und der Friedrichshütte“ als den einzigen Großobjekten des schlesischen Bergbaus unter von Heinitz und von Reden bilde „den krönenden Abschluß barocker, absolutistischer und agrarwirtschaftlicher Entwicklungsbestrebungen“ (S. 83). Wolffsohn zeigt verschiedentlich, welche große Bedeutung die „Holzkohlenindustrie“ (die Belieferung der Hütten mit Holzkohle) für die Entwicklung der oberschlesischen Eisenindustrie bis etwa 1850 hatte (vgl. S. 159), während der Steinkohlenbergbau sich erst ab 1837 bedeutsam entwickelte.

Leider ist das Buch stilistisch mühsam zu lesen und die Zeichensetzung oft verwirrend. Man wird dies dem Verfasser zugute halten, der, 1916 in Deutschland geboren, im Kriege nach Israel ausgewanderte, wo er 1970-1973 in Haifa Soziologie und Geschichte studierte. Die Arbeit bekundet eindrucksvoll die Beschäftigung mit schlesischer Geschichte in Israel.

Dietrich Meyer

*Heinrich Bartsch: Geschichte Schlesiens. Land unter schwarzem Adler mit dem Silbermond. Seine Geschichte, sein Werden, Erblühen und Vergehen. Würzburg 1985, 368 S., 25 Abb. 58,- DM*

Es ist sehr verdienstvoll, daß der Verfasser die Geschichte Schlesiens in einem Band zusammenfaßt und dabei einen besonderen Schwerpunkt auf die Ereignisse des 20. Jahrhunderts bis in die Zeit nach dem 2. Weltkrieg legt. Bartsch schreibt, so sagt es das Vorwort, für die aus der Heimat Vertriebenen und für ihre Kinder und Enkelkinder, denen die Heimat „Aufgabe und Verpflichtung“ und ein „unverwelkbares Erbe“ (S. 6) ist. Er hat ein allgemeinverständliches und gut lesbares historisches Sachbuch erarbeitet, das auf einen wissenschaftlichen Anmerkungsteil mit Quellenbelegen und ein Register verzichtet.

Einen so umfassenden Stoff auf einen knappen Umfang zu bringen, hat immer seine Probleme. Der Verfasser löst sie, indem er sich auf statistische Angaben stützt und die mannigfaltigsten Fakten mosaikartig aneinander fügt. Eine solche Methode vermag eine Fülle von Lebensäußerungen von der Politik bis zur Kultur, von der Wirtschafts- bis zur Religionsgeschichte einzufangen. Andererseits vermißt man das Eindringen in Hintergründe und geschichtliche Abläufe. Daß innerhalb eines einzigen Abschnitts (ohne Absatz) das „Deutsche Turn- und Sportfest“ und die Vorgänge der „Kristallnacht“ (S. 304) angesprochen werden, weil beide 1938 stattfanden, bedeutet für den Leser eine gewisse Zumutung, weil beide Ereignisse von so

unterschiedlichem Gewicht und Belang sind und durch dieses Verfahren in ihren Besonderheiten nivelliert werden.

Der evangelische Leser wird bedauern, daß er über seine Kirche kaum etwas erfährt. Die wenigen Seiten, in denen die Reformation angetippt wird, zählen zwar einige Namen auf, doch bleiben sie weitgehend farblos. Über die Vorgänge des Kirchenkampfes verlautet nichts, einiges auf katholischer Seite wird wenigstens angedeutet.

Dennoch ist das Buch ein nützliches Nachschlagewerk zur ersten Information, und die dahinterstehende, enorme Arbeitsleistung soll ausdrücklich gewürdigt werden. Die Liebe des Verfassers zu seiner Heimat wird gerade in den kleinen Details und der bunten Vielfalt von Fakten auf ihre Weise deutlich.

Dietrich Meyer

*Archiv für schlesische Kirchengeschichte. Im Auftrage des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte hg. von Joachim Köhler. Band 42/1984. Hildesheim: August Lax 1984. VIII, 327 S.*

Wenn hier etwas verspätet auf einen Band der katholischen kirchengeschichtlichen Zeitschrift für Schlesien aufmerksam gemacht werden soll, so kann aus dem reichen Spektrum der insgesamt 16 Beiträge nur einiges herausgegriffen werden, was für den Leser unserer Zeitschrift von besonderem Interesse sein dürfte. Es sind zunächst zwei Beiträge zum Kirchenkampf zu nennen. Franz Heiduk bietet einen kenntnisreichen Bericht zur Geschichte der Jugendopposition in Schlesien, der die im Vergleich zur evangelischen Jugend dank des Reichskonkordats ungleich bessere Position der katholischen Jugendverbände bis zu ihrer schrittweisen Auflösung 1936 bis 1939 sowie ihre zunehmende Verinnerlichung und Konzentration auf Kirche und Liturgie erläutert. Dagegen liest sich der Bericht über die Diözese Kattowitz und die deutschen Katholiken (1925-1939) von dem Augenzeugen Pfarrer Karl Heda in seiner betonten Zurückhaltung wie ein gedrängter Rechenschaftsbericht.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist der Beitrag von Norbert Conrads über Schlesien und die Türkengefahr 1683, der die permanente Bedrohung Schlesiens durch die Türken über 200 Jahre in ihrer Bedeutung für das Landesdefensionswesen und die Befestigungsanlagen sowie für den Ausbau der Landesverfassung erörtert. Schlesien hat angesichts dieser Gefahr enorme Steuern für das Reich aufbringen müssen und einen erheblichen Anteil an den Kosten für die Türkenkriege 1682/83 bezahlt. Die Befreiung Wiens (1683) habe zu einem „neuen schlesischen Patriotismus“ geführt. „Man war stolz, dem Hause Österreichs anzugehören“ (S. 110). Hinweisen möchte ich auch auf den Fund, den Norbert R. Adami bei der Katalogisierung der Handschriften in der Bücherei des deutschen Ostens (Herne) gemacht hat. Dort befindet sich eine Abschrift der deutschen Chronik Peter Eschenloers über die Auseinandersetzungen des katholischen Breslau mit dem hussitischen König Georg Podiebrad aus der 2. Hälfte des 15. Jahr-

hunderts. Eine textkritische Neuedition dieser Chronik erscheint angezeigt und der Wert der Bibliothek in Herne wird nachdrücklich bestätigt. Für den evangelischen Christen ist sicherlich der Beitrag von Johannes Kumor über die Ausbreitung der Reformation in den Dekanaten Beuthen/OS (schlesischer Anteil) und Pless im Jahre 1619, dargestellt an den Krakauer Visitationsprotokollen von größtem Interesse, ergibt sich doch aus diesen Protokollen, daß gut zwei Drittel der Gemeinden zu Beginn des 17. Jahrhunderts von evangelischen Pfarrern besetzt waren. Der Verf. widerlegt die Forderung des polnischen Kirchenhistorikers Franciszek Maroń, es solle doch endlich mit der „Legende“ aufgehört werden, von den ersten Evangelischen in Tarnowitz und ihrem Heiligtum zu sprechen (S. 204), und bekräftigt, daß die Kirche von Tarnowitz seit ihrer Gründung ebenso wie die dortige St. Anna Kirche evangelisch sei. Der Aufsatz bestätigt und ergänzt gelegentlich das grundlegende Buch von Othmar Karzel über „die Reformation in Oberschlesien“ (1979).

Wenigstens am Rande sei hingewiesen auf die Patrozinienforschungen von Ewald Walter, der u. a. die Herkunft des 1100-Jungfrauen-Patroziniums der Breslauer Kirche und vieler anderer nachgeht (z. B. auch der Christophri-Kirche). Verdienstvoll ist die Bibliographie zur Edith-Stein-Forschung, die sowohl die Primär- wie die Sekundärliteratur dieser für die Mystikforschung und das geistliche Leben bedeutsamen Karmelitin, die im KZ Auschwitz in der Gaskammer ermordet wurde, aufführt. Überhaupt bildet der bibliographische Teil der Zeitschrift einen eigenen Schwerpunkt, und ich möchte unter den weiteren Bibliographien (vor allem zu dem Moraltheologen Professor Franz Scholz durch den Herausgeber) insbesondere die Auswertung polnischer historischer Zeitschriften empfehlen, die auf engem Raum sehr hilfreich in die gegenwärtige polnische Forschung einführt. Ein Personen- und Ortsregister erschließt den Inhalt und ist ein Beweis für die sorgfältige Redaktion der Zeitschrift.

Dietrich Meyer

*Schlesische Lebensbilder. Hg. von der Hist. Kommission für Schlesien von Friedrich Andreae, E. Graber, M. Hippe, P. Knötel, O. Schwarzer und H. Wendt. Bd. 1-4. 1922-1931. Neuauflage Sigmaringen: Jan Thorbecke 1985 je Band 58.-, insgesamt 190.- DM*

Die Geschichtsschreibung kann nicht ohne die biographische Schilderung sein. Das Lebensbild ist vielmehr die wohl wirksamste Form, die Kenntnis von geschichtlichen Fakten und Zusammenhängen einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen. So haben sich die historischen Gesellschaften der verschiedensten Regionen seit Anfang dieses Jahrhunderts dazu entschlossen, über die Form von Sammelbänden mit Einzelbiographien, die durch kurze Quellen- und Literaturhinweise ergänzt werden, ihre Arbeit einem breiteren Publikum vorzustellen.

Da die ersten Bände der schlesischen Lebensbilder in der Vorkriegszeit erschienen und heute auch über die Antiquariate kaum noch zu bekommen

sind, bedeutet es einen großen Gewinn, daß der Thorbecke Verlag auf Veranlassung der Hist. Kommission und der Stiftung Schlesien eine Neuauflage der vergriffenen Bände zu einem durchaus passablen Preis herausgebracht hat und damit ein Werk vorlegt, das über die Bibliotheken hinaus in den Besitz eines jeden Freundes schlesischer Geschichte gehört.

Die behandelten Personen stammen aus allen Lebensbereichen von der Politik bis zur Kunst, von der Religion bis zur Industrie, wobei die praktische Lebensleistung einen Vorrang vor der wissenschaftlichen erhält. Immerhin handelt es sich um insgesamt ca. 250 Lebensschicksale. Die einzelnen Bände setzen jeweils einen Schwerpunkt in einem Jahrhundert und schließen dann Bilder aus den folgenden Jahrhunderten an, so daß insgesamt die jüngere Vergangenheit im Umfang überwiegt. Es dürfte für den Leser dieser Zeitschrift vor allem interessant sein, welche Persönlichkeiten aus dem Bereich der ev. Kirchengeschichte behandelt werden. Band 4 mit Schwerpunkt 16. Jh. enthält den Breslauer Reformator Heß (von Werner Bellardi), Caspar Schwenckfeld von Ossig (von Prof. Ernst Lohmeyer) sowie die Piastenherzöge Friedrich II. von Liegnitz und Georg II. von Brieg, den Pädagogen Valentin Trozendorf (von Karl Weidel) und den Arzt Johann Crato von Kraftheim (von A. Siegel).

In Band 3 mit Schwerpunkt 17. Jahrhundert findet man die bedeutsamen schlesischen Kirchenliederdichter wie Johannes Heermann, Johann Scheffler und Andreas Gryphius, auch Martin Opitz und Matthäus Apelles von Löwenstern u. a. Unter den Theologen sind der Breslauer Kircheninspektor Caspar Neumann, der mit Leibniz Briefe wechselte, und der in Halle lehrende Theologieprofessor und einflußreiche Erweckungstheologe August Tholuck zu nennen. Band 2 mit Schwerpunkt 18. Jahrhundert behandelt den durch sein Gesangbuch bekannt gewordenen Inspektor Johann Friedrich Burg, die fromme Gräfin Friedericke von Reden, die sich sowohl für die Ansiedlung von evangelischen Tiroler Bauern wie die Erhaltung der Kirche Wang einsetzte, den Theologieprofessor und Vater der alllutherischen Kirche Johann Gottfried Scheibel und den Pfarrer Robert Schian, den man einen „Herold der Inneren Mission“ in Schlesien genannt hat. In Band 1 mit Schwerpunkt 19. Jahrhundert liest man neben der Kurzbiographie des wohl bedeutendsten Theologen dieses Jahrhunderts, Friedrich Schleiermacher, einen Lebensabriß von David Schulz, dem Rationalisten in der Breslauer theologischen Fakultät, und von Pastor Gustav Trogisch, der 1864 ein Kinderrettungshaus in Michelsdorf gründete.

Der Reiz für den evangelischen Leser liegt nun aber nicht allein in diesen meist bekanntesten Vorbildern oder Repräsentanten christlichen Lebens, sondern in den manchmal sehr versteckten, aber doch deutlich erkennbaren Bezügen zum christlichen Glauben der sonstigen Lebensbilder. Immer wieder entdeckt man Pastorensöhne wie den preußischen Minister für Akzise-, Zoll-, Fabriken- und Handelswesen, Karl August von Struensee, der seine ersten Sporen im kriegswissenschaftlichen Unterricht verdiente. Ganz aus dem Pietismus der Brüdergemeinde erwächst der Begründer der Neusalzer Flachsspinnerei, Johann David Gruschwitz. Die Lebensbilder machen auch

mit wichtigen Historikern Schlesiens und ihren Werken bekannt, wie etwa Colmar Grünhagen oder Eberhard Gothein, und dienen so ganz unmittelbar der Geschichtswissenschaft. Etwa zwei Drittel der behandelten Personen werden im Anhang abgebildet. Wünschenswert wäre freilich gewesen, daß in einem Nachwort die wichtigste neuere Literatur zur Sache verzeichnet worden wäre.

Im Vorwort zu diesem Nachdruck legen die Herausgeber Ludwig Petry und Josef Joachim Menzel einen Plan für 5 weitere Bände sowie ein darüber hinaus gehendes „Schlesier-Lexikon“ mit Kurzartikeln über 5000 Schlesier vor. Es ist sehr zu hoffen, daß die Arbeiten daran gut voran kommen und diese wertvolle Reihe über den 1968 erschienen 5. Band hinaus ihre Fortsetzung findet.

Dietrich Meyer

*Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Im Auftrag der Stiftung Kulturwerk Schlesien herausgegeben von Josef Joachim Menzel. Band XXVI, 1985. 368 S., 17 Abb., Sigmaringen: Jan Thorbecke. DM 48.-.*

Den Band eröffnet ein Nekrolog auf den schlesischen Musikhistoriker Fritz Feldmann (1905-1984) von Hubert Unverricht. Ihm folgen 13 Abhandlungen, zunächst zwei kirchengeschichtliche Aufsätze: Die Beiträge zum „Schlesischen Klosterbuch“ setzen Werner Marschall mit „12. Gorkau. Augustiner-Chorherren-Abtei“, Heinrich Grüger mit „13. Striegau. Benediktinerinnenkloster“ und P. Lucius Teichmann mit „14. Leobschütz. Franziskanerkloster“ fort. Ewald stellt umsichtige Überlegungen an zu „Das von Herzog Heinrich IV. auf der Breslauer Dominel geplante Zisterzienserinnenkloster“. Kytzler setzt die Reihe „Laudes Silesiae“ mit einem zweiten Beitrag fort und stellt dem Leser diesmal „Franz Fabers «Sabotus»“ vor. Die politische Dimension dieses Gedichtes hat bereits Manfred P. Fleischer in seinem Buch „Späthumanismus in Schlesien (München 1984)“ erörtert, Kytzler hebt die literarische Bedeutung hervor. Ein musikgeschichtliches Thema nimmt Lothar Hoffman-Erbrecht auf mit seinem Aufsatz „Heinrich Schütz und Schlesien“ aus Anlaß des 400. Geburtstages des Komponisten am 4. (14.) Oktober 1985. Josef Schultes gewährt aus katholischer Sicht einen Blick in die Gegenreformation mit „David Gregor Corner aus Hirschberg, Abt von Göttweig (1631-1648)“.

Unter den nun folgenden literaturgeschichtlichen Arbeiten führt Margarete Arndt mit „Schlesische Schriftstellerinnen des 17. Jahrhunderts“ einzelne „dichtende“ Damen der barocken Gesellschaft Schlesiens vor. Sie stützt sich dabei wesentlich auf Ausführungen von Johann Caspar Eberti in „Schlesiens Hoch- und Wohlgelehrtes Frauenzimmer ..“ von 1727. Karl Schindler hat sich unter der Überschrift „Zwischen Schlesien und Schweden im Biedermeier“ vorgenommen, ein „fesselndes Stück schlesischer Kulturgeschichte“ zu beschreiben, das sich um die „Schlüsselfigur“ der Schriftstellerin Amalie von Helvig, geborene Freiin von Imhoff, rankt. Sig-

frid Hoefert berichtet in seinem Aufsatz „Zur Wirkung Gerhart Hauptmanns in Asien“ von Übersetzungen der Werke Hauptmanns in verschiedene asiatische Sprachen und über Arbeiten zu Person und Werk des Dichters. Schwerpunkte solcher Wirkung bilden Japan und Korea. Klaus Hildebrandt beschließt die literaturgeschichtlichen Aufsätze mit einer Untersuchung „Zum lyrischen und erzählerischen Schaffen Friedrich Bischoffs“ (1896-1976). Er bringt übersichtliche Inhaltsangaben der einzelnen Werke und arbeitet die Grundaussagen des Dichters über den Menschen zwischen Chaos und Gott heraus. Gabriele Schwarz schildert ihren Lehrer, „Der Geograph Erich Obst“. Mit ihm zusammen fuhr sie 1941 in Erfüllung einer wissenschaftlichen Aufgabe per Fahrrad durch Oberschlesien. Sehr interessante wirtschaftsgeschichtliche Einblicke gibt Konrad Fuchs mit seiner Arbeit „Die Industrie Ratibors. Entwicklung und Bedeutung“. Bei Beginn des Korrekturlesens seiner „Erinnerungen an das Osteuropa-Institut in Breslau“ wurde am 1. November 1985 der 1909 in Bürstadt/Hessen geborene bekannte, hochverdiente Historiker Georg Stadtmüller vom Tode überrascht. So bildet die ungemein interessante Schilderung seiner Arbeit in Breslau während der Jahre 1934-1938 unter dem Schatten des Nationalsozialismus‘ seinen Abgang. Die beigegefügtten Abbildungen sind für diesen Aufsatz besonders zu bedanken. Die letzte Abhandlung hat Helmut Neubach zum 40. Jahrestag der Vertreibung den Leistungen der Heimatvertriebenen beim Aufbau der Bundesrepublik Deutschland gewidmet. Er spezialisierte sich dabei auf „Ostdeutsche Abgeordnete im Landtag von Rheinland-Pfalz 1947-1985“, die er in Kurzbiographien schildert. Von den zwanzig Parlamentariern ostdeutscher Herkunft stammen sieben aus Schlesien. Insgesamt werden in diesem vielseitigen und interessanten Band Anregungen und Anstöße auf vielen Gebieten gegeben. Die tadellose und würdige Form des Äußeren entspricht dem Inhalt.

Reinhard Hausmann.









